Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Sonderlinge.

Bregenzerwälder

Lebens- und Charakterbilder

aus neuester Zeit.

Von

Franz Michael Felder.

Zweiter Band.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1867.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

„Das Blatt hat sich gewendet!“

Eine wahre Gnadenzeit für den Bauer darf man wol die kurze Frist im Frühling und Herbst nennen, die ihm in seinem Vorsaß zuzubringen vergönnt ist. Schlecht und zuweilen sogar gefährlich sind die Pfade, die durch Tobel und Wälder zu diesen Paradiesen führen, und wollte man die Wege besser machen, so würden sie schon im nächsten Winter von den Lauinen zerstört werden, als ob nur der es verdiente, das Vorsaßleben zu genießen, der auch ungebahnte Pfade zu betreten wagt. Nur zum Theil verbergen Legföhren und Tannenwälder dem Wanderer die ihm entgegen gähnenden Abgründe, doch der blickt lieber empor zu den diese Wohnungen des Friedens umgebenden Bergen, auf deren Felsenspitzen die blaue Himmelsdecke zu liegen scheint, und zwischen denen die Sonne so freundlich herunter schaut, als ob sie einzig für so ein Thal da wäre. Und wie ihr Licht, so gehören auch Wald und Weide allen den glücklichen Bewohnern

jener einfachen Holzgebäude, die von den Bauern selbst nur Hütten genannt werden; denn noch ist es dem Eigennutz Einzelner nicht gelungen, seine steinernen Runzeln — Mauern genannt — durch diese lieblichen Fluren zu ziehen.

Das Vorsaß gehört so recht der Jugend, den Gesunden und Lebensfrohen, die auf der Welt noch etwas Höheres ahnen als das Einmaleins. — Das hörst du, wenn der Gesang froher Hirten mit dem Schellengeläute weidender Kühe das Thal erfüllt, das siehst du, wenn du in eine dieser kleinen, reinlichen Hütten eintrittst und deren Bewohner kennen lernst, und auch der einfache Holzschnitt erzählt es dir, der neben dem viereckigen Tragtischchen an der Stelle aufgenagelt ist, wo im Bauernhause der lange Rosenkranz und die breite Rechentafel hängen.

Frei von alles Zwanges Fesseln herrscht hier das Gemüth. Die, die jede Stunde, welche nicht ordentlich den Batzen bringt, für eine verlorene halten, verwöhnte und kränkelnde Leute, die die kräftige Milchkost nicht mehr vertragen können, versauerte Tugendbündlerinnen, die täglich zur Messe müssen, um dort das Neueste zu erzählen und zu hören und kurz, alle Quäler und alle Gequälten schaudern zurück beim Anblick der schlechten Hütten, in denen kein Handwerkszeug, kein ordentliches Bett, kein Porzellangeschirr und nichts von dem ihnen so Nöthigen Platz hätte, und sie wagen daher in dieses Reich der reineren Lüfte gar nicht einzudringen.

Auch Sepp war nie gern in seinem Vorsaß gewesen,

wo er so manche Stunde unausgebeutet wegschleichen lassen mußte. Er konnte gar nicht begreifen, daß man so dumm werden könne, nicht einmal einzusehen, wie viel vortheilhafter es für jeden einzelnen Vorsaßbesitzer wäre, wenn man ihm seinen Theil herausgäbe, damit er ihn bearbeiten und brauchen könnte, wann und wie er wollte. Oft jammerte er um die vielen schönen Tage, die da verloren gingen, und erklärte sich bereit, ärmeren Leuten, die neben der kleinen Bauerschaft auch noch ein Handwerk betreiben mußten, ihren Theil am Vorsaß abzukaufen, damit sie so für ihr Handwerk mehr Zeit, er aber für seine Zeit mehr Arbeit bekäme. Aber die Leute wollten „keinen Verstand annehmen" und es hieß: unsere Sommerresidenzen geben wir um den höchsten Preis nicht her; reich kann uns der Freimaurer doch nicht machen und wenn er auch noch den Sonntag abschaffen thät.

Franz hatte stets weniger um die im Vorsaß verlorene Zeit gejammert, als über das freie, zügellose Leben, das dort die Jugend roh und sittenlos machen müsse. Am meisten aber, und wirklich fast ärger als die eifrigsten Kapuziner begehrte er auf über die altmodischen nächtlichen Zusammenkünfte junger Leute, die jetzt nur noch im Vorsaß stattfinden. Er meinte: „Eine aus Leuten, wie sie hier zu Lande seien, zusammengesetzte Gesellschaft ohne Aufsicht müsse etwas für jeden edlere Vergnügen Kennenden Unausstehliches sein." Der Senn aber hatte dieses Urtheil ohne weiteres einen Beweis von Franzens stolzer Selbstüberhebung genannt. „Dem landsfremden Geistlichen," sagte er, „der nur

angelernte Urtheile über uns mitbringt, ist's nicht zu verargen, wenn er alles Bäurische für zwillichgrob und viehwild hält, bei dir aber ist's purer Stolz, wenn du so redest. Du hast noch nie lang und innig genug mit einem Menschen zusammengelebt, um zu wissen, was alles in ihm ist und was er kann und will. Was weißt du von einem Musikstück, wenn du erst ein Horn einmal daran herumtutten und schmettern hörtest? Oder ich wills dir auf deine Art sagen, daß du es greifen und schmecken kannst: denke dir die Mitglieder einer Gesellschaft als Mehl, Salz, Pfeffer und was du willst. Das alles zusammen gibt etwas ganz Ordentliches, wenn's gehörig durcheinander gerührt wird. Die Wärme kommt von selbst, so lang man lebt und sich regt."

Einem Manne, der sich immer so entschieden ausspricht wie der Senn, ist es leichter als viel Gelehrtern, einen Gegner wie Franzen, weniger zu überzeugen, doch mit sich fortzureißen. Franz bekam wirklich Lust, diese Bettelmannssuppe, in die Jeder einbrockt, was er hat, ein wenig kennen zu lernen.

„Kennen lernen" — fuhr der Senn auf, „meinst du denn, die Welt sei nur für dich da, um dir und deinem Vater etwas zum Belächeln und etwas zum Nachdenken zu geben?"

„Aber was denn sonst sollt' ich thun?"

„Geh zuerst hin, und wenn's dir dann nicht von selbst in die Glieder fährt, so schleich nur wieder heim und bleib da wie ein gefrorner Eisklumpen liegen."

Sepp meinte, das am Alpsonntag Erlebte werde

Franzen nun wol wieder zur Ruhe bringen, und wirklich hatte sich der anfangs vorgenommen, nie mehr eine Bauerngesellschaft zu besuchen. Doch das war ein Vorsatz, der seltsamer Weise nicht das Ergebniß einer Rechnung, sondern das Echo der in ihm tobenden Leidenschaftlichkeit war. Es gelang ihm aber nicht, erlittenes Unrecht, wie Sepp, als einen Beweis der Erbärmlichkeit seiner Gegner lächelnd hinzunehmen. Man weiß von Menschen zu erzählen, die ein Schlag an den Kopf ganz anders gemacht hat. Auch Franz schien zu diesen zu gehören. Alle seine Lebensgeister waren erwacht, es wär' ihm nicht mehr möglich gewesen, wie ein Beschämter und Ergrämter daheim zu sitzen. Etwas vorher nie Gekanntes drängte ihn, seinen Gefühlen wie jene Alpknechte durch die That Ausdruck zu geben, statt seine Gedanken fortzuspinnen und sich dann wie in jener wunderlichen Nacht in sein eigenes Netz zu verwickeln.

„Und jetzt geb ich erst gar nicht nach, mit einem Streich jagt man Hasen fort, ich geh nicht heim, wie ein erschrecktes Kind. Krieg oder Frieden — ich will dabei sein!"

So sagte Franz am Dienstag nach dem Alpsonntag, er war fest entschlossen, diesen Herbst an allen nächtlichen Zusammenkünften in seinem Vorsaß Theil zu nehmen.

Der Mittwoch ist bekanntlich seit Judas Ischarioths schändlichem Handel mit den Judenpriestern ein verworfener Tag. Dem gestern so Entschlossenen kamen wieder Bedenken.

„Aber,“ sagte er, „man wird mich wunderlich ansehen. Wenn ich der Gesellschaft etwas mitbringen könnte. Der ist ein Spaßmacher, der sonst etwas, aber ich bin der Garnichts. Wenn ich etwa ein Instrument spielen gelernt hätte, oder ein guter Sänger wäre. So wie ich bin, wird's schwerlich gehen; ich hab eben nichts einzubrocken in die große Suppe.“

Früher würde das genug gewesen sein, Franzen wieder alle Lust zum Ding zu nehmen, und mit etwa einer Zeitung oder einem Buch würde er sich auf andere Gedanken zu bringen versucht haben. Jetzt aber lief er, trotz der Warnung der Mutter, sich der grellen Herbstluft nicht auszusetzen, zum Sennen, um diesem seine Bedenken mitzutheilen.

„Hoffartsnarr,“ spottete dieser, „kannst du denn immer noch nicht von deiner Schellkuhsucht los werden! Bildest du dir denn wirklich ein, du seiest der Mann, den man lange wunderlich und scheu ansieht? Hinaus werfen wird man dich allenfalls, wenn du dich nicht zu den Leuten fügen kannst. Da triffst du keine Strohmänner an, die immer nur wollen und meinen, sondern Bursche, die sich und dir zu helfen wissen werden.“

„Was gehn dich meine Suchten an?“ fuhr Franz, der heute den Spott des Sennen nicht ertragen konnte, heftig auf.

„Deine Suchten gehn mich gar nichts an, du hättest mir meinetwegen mit denselben nie kommen müssen,“ sagte der Senn ganz ruhig. Er verzieh Franzen seine Heftigkeit von Herzen gern, und um so lieber noch, da

Franz nicht sogleich wieder bereute. „Es fängt sich doch in ihm zu regen an! gar so ein Strohmann ist er nicht mehr," dachte er.

„Wenn alles das Rauhe gegen mich kehrt, so will ich mich schon auch wehren," murrte Franz beim Heimgehen. „Wenn man Holz spalten will, so soll man sich nur um einen andern Block umsehen. Dieser Senn da ist im Grund ein unerträglicher Mensch. Der soll mich nicht mehr am Band haben. Ohne ihn muß es gehen oder gar nicht. Der soll mich nicht mehr führen, und zur Abendgesellschaft ging ich, wenn hundert Fäuste sich gegen mich aufrichteten!"

Daheim angekommen, packte Franz hastig zusammen, was er schon heut ins Vorsaß mitnehmen zu müssen glaubte, doch hatte er noch immer so viel mit dem „eigensinnigen Käsemacher" zu thun, daß er drüber seine Zeitungen mitzunehmen vergaß.

Er verließ das Dorf, so schnell er konnte, um der Mutter nicht mehr lange Kummer und Sorgen zu machen, nachdem er ihr hatte berichten lassen, er werde heut ins Vorsaß kommen, da ihm ja gar nichts fehle, als daß die Langeweile ihn zu quälen anfange.

Ermüdet und von Schweiß triefend, saß er etwa eine halbe Stunde später auf einem Hügel ob Hansmichels Wald und überschaute, so weit er's konnte, den in großen Krümmungen sich heraufwindenden Fußpfad. Unter der Last des Packes, auf dem er jetzt ausruhte, hatte er seinen Aerger über den Sennen gänzlich verschwitzt, und lächelnd sandte er seinem Dorfe, das er

nun bald aus den Augen verlieren sollte, seine Grüße zu, und lauschte dann dem lieblichen Mittagsgeläute, welches jetzt die Arbeiter in Feld und Wald zur Ruhe und zum Gebete aufforderte. Er, der sonst für die Andacht auf Meßners Befehl „keinen Kreuzer gegeben“ hätte, fing jetzt unwillkürlich den englischen Gruß an, wie die Arbeiter drunten im Dorf, die sich noch mit dem letzten Heu beschäftigten. Da ob dem stillen Wald ganz sich selbst überlassen, verstand er zum erstenmal recht, was die Kirchenglocken dem ermüdeten, von Sorgen gequälten Menschen zurufen, und aufrichtig bedauerte er alle die, die diese heiligen Klänge nur für einen polizeilichen Warnungsruf halten.

Die Heuer drunten im Dorf hatten ihre Strohhüte längst wieder aufgesetzt und zu arbeiten angefangen, Franz aber saß noch immer mit der Kappe in der Hand auf seinem Tragsack. Es war so friedlich und schön da drunten, die vor kurzem abgemähten Felder*) hatten wieder zu grünen angefangen, von den dünnen, nur ein wenig in den Boden gesteckten Lättchen, die die Marken bezeichnen, war hier nichts zu sehen, und so kam es denn Franzen vor, ob eigentlich das ganze Dorf etwas Ganzes, die Bewohner aus einer Familie seien.

„Guten Tag!“

Franz fuhr erschrocken auf. „Guten Tag, Herr Dokter!“

„Schon wieder hergestellt?“

---

*) d. h. Wiesenstücke.

„Ja, ja, vollständig.“

„Thut Ihnen jetzt nichts mehr weh?“

„Es war auch anfangs ganz unbedeutend.“

„Sie sagten aber doch: alles, gar alles thue Ihnen weh!“

„Ich meinte nur“ —

„Ich meine eben auch, es schmerze nicht nur an der verletzten Stelle, wenn man so behandelt wird. Doch über so etwas läßt sich sitzend am besten plaudern und ich bin wirklich müd'. Unser einer muß laufen wie ein Postgaul und kann dann noch vom Glück reden, wenn man ihm nicht auch den Haber mißgönnt. Immer und überall ist etwas los.“

„Was hat's wieder gegeben?“

„Ein Holzhacker ist von einem Stein getroffen — das ist alles!“

„Gefährlich?“

„Eben das ist so ärgerlich, daß sie mich wegen dieser unbedeutenden Kleinigkeit da hinauf gesprengt haben.“

„Nun, das ist doch ein Glück, wenn's nur eine Kleinigkeit ist.“

„Allerdings! So was könnte gefährlich werden. Sie dürfen nur an den letzten Sonntag denken; auch Ihnen ists nahe gestanden und ich hab' mir vorgenommen, einmal, wenn sich's schickt, mit Ihnen von der Geschichte zu reden.“

„Nun jetzt schickt sich's ganz gut, es sieht uns Niemand,“ sagte Franz, der sich in diesem Augenblicke daran

erinnerte, wie ängstlich der Dokter bisher jede Unterredung mit ihm gemieden hatte.

„Ist das denn nothwendig?“ fragte der Dokter.

„Es scheint.“ —

Beide schwiegen. Franz, der selbst beinahe über seine Kühnheit erschrocken war, wagte kein Wort mehr zu sagen, obwol ihm die Stille mit jedem Augenblicke peinlicher wurde; der Dokter aber schwieg, weil er Franzens Verlegenheit bemerkte und erwartete, der Junge werde nun gleich mit etwas Unüberlegtem herausplatzen und sich so zeigen, wie er sei. Der Zweck des Dokters bei dieser Unterredung war ja doch nur der, den Sonderling etwas genauer kennen zu lernen, da er seit dem Alpsonntag sich nicht mehr recht erklären konnte, was der eigentlich sei und was er wolle. „Wenn man bedenkt,“ hatte er gestern beim Adlerwirth gesagt, „daß der Junge nie eine andere Schule als die dieses Dorfes besucht hat, so muß man gestehen, daß er nicht so übel ist. Der hätte einen famosen Studenten abgegeben, als Bauer aber wird er nie glücklich. Ueberhaupt scheint er mir zu sehr vernarrt in seine Bücherwelt, um noch zu einer Alpsonntagsgesellschaft zu passen.“ „Muß doch einmal sehen,“ hatte er dann sich selbst unterbrechend beigefügt, „wie der Tropf so zwischen Thür und Angel schon platt gedrückt worden sei.“

Der Dokter sah Franzen zuerst ernst, dann aber immer freundlicher an. Er hatte über die letzten Worte nachgedacht und gestand sich, den in denselben liegenden Vorwurf verdient zu haben. Man mußte dem guten

Jungen seine Heftigkeit verzeihen, wenn man bedachte, daß er wirklich viel zu leiden habe, da er vom alten Sepp wol seine Einsicht, nicht aber seine Starrheit erbte. Freundlich, mitleidig wie einen schwer Kranken fragte er Franzen plötzlich: „Was haben Sie gedacht, als es so derb auf Sie los ging?“

Franz fuhr erschrocken auf. Eben hatte er, um seine Grobheit vor sich selbst zu rechtfertigen, daran gedacht, wie der Dokter, der ihm vielleicht mit einem einzigen Wort hätte helfen können, ihn ruhig seinem Schicksal überließ, und nun glaubte er sich errathen und durchschaut.

„Ich dachte an Sie,“ sagte er plötzlich den Kopf aufrichtend.

„An mich — und warum?“

„Weil der Adlerwirth mir sagte, daß Sie sich im Herrenstüble befänden.“

„Ja, durch die halb offene Thür hab' ich alles gesehen und gehört.“

„Ich hab's gedacht.“

„Nun, Sie haben wacker gekämpft und brauchen sich nicht zu schämen.“

„Das fällt mir auch gar nicht ein. Schämen sollten sich meine Gegner und die, die sich nicht auf meine Seite stellten, obschon sie mir recht gaben. Ich glaube, die Wahrheit sollte man immer aussprechen.“

„Das,“ lächelte der Dokter, „ist sehr schön gedacht, und doch zweifle ich, ob Jemand, ob selbst der Pfarrer Sie dafür besonders loben würde.“

„Ich will nicht gelobt werden, aber reden muß ich.“

„Das ist gefährlich und Sie thun klüger, künftig zu mir ins Nebenstüble zu kommen; da kann man ungestört reden, lachen und Bemerkungen machen.“

„Ich hab' nun bemerkt genug; ich will dabei sein, will etwas thun, etwas nützen!“

„Es ist wenig damit gewonnen, wenn es auch gelingt, den Strom aus seinem Bett zu leiten. Lassen Sie sich von den Bücherhelden nicht allzu warm machen. In früheren Zeiten, wo der freier Denkende nie sicher war vor Folter und Scheiterhaufen, da war es ganz natürlich, daß er die Mitmenschen von ihrer gefährlichen Unwissenheit zu heilen suchte; jetzt aber kann jeder behaglich leben, wenn er's nur anzugehen weiß.“

Franz hatte erstaunt zugehört. Das war auch einmal seine Meinung gewesen; aber nur einmal und in der „mißlichsten“ Stunde seines Lebens. Gleich hernach hatte sich wieder alles in ihm gegen eine solche Herabwürdigung der Menschheit gewehrt. Auch jetzt mußte er sich ordentlich Gewalt anthun, um dem Dokter nicht noch einmal grob zu begegnen. „Sagen Sie mir aber,“ fing er endlich an, „ist denn alles nur Schein und Lüge, was man von denen erzählt, die nicht nur ganze Dörfer, sondern die Welt umgestalteten?“

Der Dokter verstand Franzens Frage nicht richtig, aber Franz erfuhr nun doch, wie der Dokter über den Charakter seiner Lieblinge denke, als dieser antwortete: „Zu so etwas gehört vor allem Kenntniß und kluge Berechnung aller Leidenschaften und Schwächen, mit denen

man es zu thun hat, dazu gehört auch meistens eine Ruhe und Herzlosigkeit, die Ihnen gänzlich fehlt. Und was ist da verloren? Es geht doch, wie es geht. Auch die Mächtigsten, denen der Beichtstuhl und alles zur Verfügung steht, auf die Menschen zu wirken, richten — wenigstens in unserm Ländchen — erbärmlich wenig aus. Ja, sehen Sie mich nur nicht so erstaunt, so ungläubig kopfschüttelnd an, ha, ha! Die Schale gewinnen sie freilich, in die können sie ihre Figuren zeichnen, aus dem Kern aber wird wieder, was aus ihm werden und wachsen muß."

Franz schüttelte noch immer den Kopf.

Der Dokter setzte sich näher zu ihm und ganz leise, als ob er fürchte, es könnte ihn auch sonst noch Jemand hören, erzählte er: „Gleich von Wien her kam ich als unerfahrener Tropf in ein Dorf im Bregenzerwalde, aus welchem der damalige Kaplan mit Gewalt ein Kloster machen wollte. Man hätte den Herren auslachen sollen dafür, daß er einmal sagte: Mit dem Alten sei er bald fertig, wenn es ihm nicht gefalle. Mir aber kam das damals gar nicht lächerlich vor, denn ich erschrak zu sehr über das dafür hergebrachte Neue. Ich erfuhr zwar bald, daß der Arzt nur dem Kranken eine Größe ist, daß aber das auch mit den Seelenärzten der Fall, wußte ich damals noch nicht, und ärgerte mich daher oft fast krank darüber, daß den guten Leuten auf den ohnehin so beschwerlichen Weg zum Himmel noch so vielerlei Sachen und Sächelchen aufgepackt werden sollten. Da gab's bald Jungfernbünde und Bruderschaften und dergleichen,

daß die Leute nicht einmal mehr zur Arbeit, geschweige denn zur Besinnung kommen konnten. Jetzt war die Scheinheiligkeit Mode; die lieben Weiblein und die immer vom Wind herumgetriebenen Männlein wurden so fromm, daß sie Jeden verabscheuten, der nicht mit ihnen sprang, und die Besonnenern wurden unbesonnen im Widerstand, was ihnen auch gar nicht zu verargen war. Man hätte den Kopf verlieren können! Aeltere Frauen ließen das einzige Kind pfleglos daheim und gingen zur Messe. Wenn ich als Arzt etwas dagegen sagte, hieß es: man könne nichts Besseres thun als für das Kind beten; drohte ich, um die Mutter aus ihrer unnatürlichen Ruhe herauszubringen, einmal mit dem Tode des Lieblings — hol mich der und jener! dann wurde mir erwiedert: „Das wär' eben das Rechte, dann wär' das Tröpfle wenigstens sicher vor der ewigen Verdammniß. Wenn doch wir alle als kleine Kinder gestorben wären!“ — Da haben Sie es! Der französische Lustspieldichter sagt: „Wenn die großen Leute große Philosophen würden, dann gäb's bald keine kleinen Philosophen mehr,“ die „gelehrten Frauen“ dieses Dichters hab' ich erst bei den Bregenzerwälderinnen für möglich zu halten angefangen. Was die Nachlässigkeit solcher Mütter verschuldete, wurde weise, unerforschliche Fügung Gottes genannt, und wer ihnen die Wahrheit sagen wollte, der verdiente als gottloser Ketzer gar nicht gehört zu werden. Wie nun solche Weibsbilder ihren Männern als Gehülfinnen zur Seite standen“ —

„Und das,“ unterbrach Franz den Dokter,

„das nennen Sie nur in die Schale gezeichnete Figuren?“

„Ja!“

„Wenn aber die Weiber so dachten, so fühlten, so mußte das Einfluß haben auf die Erziehung und auf alles?“

„Fühlten? — fühlten?“ spottete der Dokter.

„Ja, Sie haben Recht; von Gefühl ist hier keine Rede. Der gedankenlos geplapperte Rosenkranz ist ein Tagwerk wie ein anderes. Zu fühlen braucht man nicht mehr, denn das ganze religiöse Leben wird zum Knechtesdienst beim lieben Herrgott, weil — „der am besten bezahlen soll,“ davon sagt, darüber klagt der Vater auch.“

„Ja, aber erst später zahlt Gott. Wenn das Weib die Arbeit versäumte, wurde sie von keinem Engel verrichtet, das Wunder der Nothburga wiederholte sich nicht mehr, und zweimal zwei blieb vier wie vorher. David war einer nach dem Herzen Gottes und hütete die Schafe seines Vaters; jetzt geht das nicht mehr. Drum gab's zuerst Händel in einzelnen Haushaltungen, dann in der ganzen Gemeinde. Die Frommen und die, welche der Kaplan in der Kirche als die Schlechten ganz kenntlich zeichnete und der öffentlichen Verachtung preisgeben wollte, um frei von den lästigen Krittlern das Ruder zu führen, quälten und plagten sich auf jede Art, und ein Geklatsch war und eine Aufpasserei, daß ich oft hätte davon laufen mögen. Der Spruch: trenne und herrsche! schien sich zu bestätigen; aber wie gesagt: zweimal zwei blieb vier. Die Forderungen des Lebens ließen sich

nicht überschreien. Eine Ueberschwemmung, die großen Schaden that und noch viel größeren hätte thun können, machte plötzlich dem Unfug ein Ende, der durch das Dorf gehende Riß war gleichsam mit Schlamm und Steinen ausgefüllt, die guten Leute traten darauf zusammen, reichten sich die Hände, als ob sie sagten: sind wir doch Narren gewesen! Jetzt war wieder einer für alle, waren wieder alle für einen wie vorher."

„Plötzlich," zweifelte Franz, „plötzlich wäre das so gekommen? Vielleicht hat die allgemeine Noth nur einem schon vorher vorhandenen Gefühl zum Ausdruck verholfen. Sonst würden ja die Frommen alles nur für eine gerechte Strafe Gottes gehalten haben."

„Das ist zum Theil auch geschehen; im Allgemeinen aber sah man ein, daß alles nur aus dem herrschenden Unfrieden entstand. Zu andern Zeiten würde man früh genug dem Unglück vereint entgegengearbeitet haben."

„Sie meinen also, nur Berechnung wecke im Menschen den Wunsch, friedlich mit dem Nebenmenschen zu leben?"

„Allerdings. Wo das nicht der Fall ist, da giebts gleich Streit und Krieg," antwortete der Dokter, der wie die meisten Menschen seiner Art, wenn ihnen ihre Verhältnisse nur selten sich auszusprechen erlauben, durch den nach seiner Ansicht so tief unter ihm Stehenden sich mehr herauslocken ließ, als ihm in diesem Augenblicke lieb war. Doch von des Freimaurers Franzen, dem Freundlosen, war wol nichts zu fürchten. Der schätzte sicher das ihm vom Dokter geschenkte Vertrauen zu hoch,

um es zu mißbrauchen, und Letzterer glaubte daher herzhaft fortreden und erst so nach und nach umlenken zu dürfen. „Der Wille der Macht," sagte er, „die uns in's Dasein rief, und die ganze Bestimmung des Menschen ist ausgesprochen in den Forderungen der Verhältnisse. Das sind die Gesetze, denen die Gesellschaft folgt und folgen muß."

„Ganz die Weltordnung oder Unordnung, die einst auch mich der Unmuth sehen ließ. Glück und Unglück, Tugend und Laster, alles Zufall; Himmel, so sagen Sie mir doch schnell, wie denn so ein Haufen — Gesellschaft kann man das nicht nennen — zusammenhalten kann."

„Ein Volk muß zusammenhalten."

„Ein Volk ist ja nichts als eine Menge Pflanzen —"

„Nur eine einzige Pflanze ist es, ein Baum, dessen Stamm, tausend und tausend Jahresringe zählend im Boden der Geschichte, der Erfahrung wurzelt. Stolz und fest steht er da dieser Baum, trotzend allen Stürmen, die statt ihm zu schaden, ihn verjüngen; indem sie nur das Erstarrende, Sterbende und Faulende von ihm entfernen. Wol täuscht sich das einzelne Blatt und hält sich für ein Ganzes, weil es die Form des Ganzen an sich gewahr wird, aber — nun, da seh' ich Ihre Mutter kommen und der würde wol fast schwindlig werden, wenn sie uns gar so hoch oben fände."

„Der Sturmwind der Mutterliebe wird dieses Blatt aus dem Vorsatz heraus getrieben haben, um zu sehen, warum denn Franz gar so lang ausbleibt," spottete Franz.

„Das Gehörte bleibt natürlich unter uns,“ sagte der Dokter aufstehend.

Franz meinte: „Es werde wol Niemand stark darnach verlangen.“

„Also auf Wiedersehen im Herrenstüble!“ rief der Dokter noch zurück.

Er mußte nun schon ein wenig freundlich thun gegen den Grobian, der eigentlich noch gar nicht „platt gedrückt“ war, und den abhängigen bei den frommen Bauern in sehr üblen Geruch hätte bringen können.

„Da schreiten jetzt etwa zwölf Studierjahre und fast ein Zentner Büchergelehrsamkeit hinab,“ sagte Franz dem Forteilenden lachend nachsehend. Das war nun einer der Gebildeten, deren Umgang er sich längst wünschte. Ein Mensch, der sich wirklich nur durch die Forderungen der Verhältnisse zu etwas bewegen ließ, ein Baumblatt! Mit einem Ruck hatte Franz sich den Zwerchsack wieder aufgeladen, wie wenn er sich dabei überzeugen wollte, daß er noch vollständig Herr seiner Bewegungen sei. „Es lebe die Thätigkeit,“ rief er, „und der gute Humor, der genießt, statt nach der Zubereitung zu fragen, und alles lebe was gut ist, wenn man kein Baumblatt werden will!“

Und auf einmal fing er zu jauchzen und zu singen an, daß Berg und Thal seinem Jubelruf antworteten. Die Vögel in den Wäldern schwiegen erstaunt und horchten, bis sich der letzte leise Widerhall im Rauschen der nahen Bergströme verlor.

„Gott Lob und Dank!“ rief die Mutter, die nun zu ihm heran gekommen war.

„Daß es endlich wieder still wird, nicht wahr?“

„Nein, das ist schöner als Kirchenmusik.“

„Das Echo ist wahrhaft herrlich — siebenfach wenigstens — juhu! Nun zählt!“

Die Mutter horchte eine Weile, dann wieder mit Franzen auf dem Vorsaßweg vorwärts schreitend sagte sie: „Wenn ich Einen vom Beichtstuhl kommen seh, denk ich jedesmal: Gottlob! dem ist wohl, nichts drückt und quält ihn mehr, denn des Menschen größte Angst und Noth, die Sünd' ist von ihm genommen. Nun fühlt er sich wieder eins mit Gott und sich selbst. Ein recht herzhafter froher Juhzer in die schöne Gotteswelt hinaus — du mußt mich aber nicht auslachen — so ein Juhzer kommt mir fast wie ein Beichtschein vor und ich denke jedesmal: O, dir ist wohl! Ja, ich freue mich mit ihm und über ihn wie die Berge, die es immer lauter und immer weiter erzählen, je mehr sie im Jahr schon solche Jubelrufe schuldloser, mit sich und der Welt zufriedener Menschen gehört haben. Ein Juhzer im Wirthshaus gibt kein Echo; da lustig und froh sein kann fast jeder der Geld und Zeit hat dazu. Die, denen die Berge antworten, sind keine Kinder des Glücks, arme Arbeiter sind's, ermüdete Wanderer, ausruhende Lastträger und arme Hirten, doch gute, zufriedene, neidlose Menschen. So denk ich und drum hör ich das Juhzen und Singen auf den Bergen so gern. Heut aber hab ich's besonders gern gehört, denn ich muß dir sagen:

Ich erschrak fast mehr darüber, dich beim Dokter sitzen zu sehen, als ich mich freute über dein gutes Aussehen, und daß die Wunde schon wieder am Zuheilen ist, die dir nicht übel steht, wenn man weiß, wie du sie bekommen hast. Es hätt' mich freuen sollen, daß er sich mit dir abgeben mag und vielleicht noch gar dein guter Freund wird; aber die Sorg für dein zeitlich und ewig Glück ist halt doch noch größer als der Stolz. So ein Studierter, ist mir eingefallen, könnte den närrischen Jungen bringen, wohin er wollte, auf die gefährlichsten Abwege. Und der Dokter, das hab ich mir ganz lassen müssen, der ist keiner von den Besten; Leuten, denen es an der Glaubensgnad fehlt, solchen trau ich nun einmal nicht mehr. Einen von der Art muß ich bedauern und für ihn beten, mit den Andern möcht ich aber nichts zu thun haben. Daß auch der Dokter zu diesen Bedauernswerthen gehört, wissen nicht nur die, die ihn in ihrer Unschuld einmal in der Kirche suchen, sondern auch die Kranken, die ihn zu sich kommen lassen. Mit denen redet er in gutgesetzten und wol auch gutgemeinten Worten von der Geduld, aber der Sinn seiner Rede ist so, daß man damit allenfalls eine kranke Kuh zu trösten versuchte, wenn die etwas davon verstehen thät, aber nicht einen Christenmenschen, der die vier letzten Dinge erwartet. Gut meinen thut er's wol, aber Gutes stiftet er nicht und ist zu bedauern, wenn er selbst keinen besseren Trost hat auf seinem Lebensweg als den, den er Andern gibt. Da heißt's immer: Entwickeln lassen, abwarten, zusehen! Nun er mag oft recht haben, aber ich kann solche Ab-

warter und Zuseher und Entwickelnlasser nicht leiden. Mit der Ruhe solcher Leute ist's nicht viel. Dein Vater hat auch solche Tage, Wochen, Monate und Jahre gehabt, in denen er nur zusah, und das waren die traurigsten für ihn und für mich. Da grübelte und griffelte er heraus und hinein, es weiß kein Mensch wie viel. Besser war's in den Zeiten, wo er alles mit starker Faust packte und gehörig zerriß, was er nicht entwickeln konnte. Drum sag ich jetzt wie's mir drin ist: Ich säh dich viel lieber bei den Bauern im Wirthshaus, als beim Dokter in der Kirche."

„O, Mutter!" rief Franz, der aufmerksam zugehört hatte, „hier unter Gottes heiterem Himmel muß ich euch um Verzeihung bitten, daß ich mich zu gelehrt wähnte, um auf jedes der Worte zu achten, die ihr mir schon gesagt habt. Ich fühle die Wahrheit eurer Worte und sage nicht mehr: das muß anders werden; denn vorhin hab ich's den Bergen verkündet, daß es anders geworden ist in mir. Statt noch länger und bis zum Schwindeln den Tanzenden zuzusehen, will ich selbst mithüpfen, und meinetwegen mögen Andere untersuchen, warum das denn so ein Vergnügen sei."

„Das war nun einmal vernünftig," sagte die Mutter, „in letzter Zeit seid ihr, du und Sepp, mir oft vorgekommen, wie der Mann auf dem alten Bilde neben der Stubenthür, der die Weltkugel trägt und ein Gesicht dazu schneidet, daß es zum Erbarmen ist. Weißt du noch, wie du als kleines Büblein mich einmal gefragt hast: Warum er denn die Kugel nicht dort ablege, wo er selbst stehe, da er sie doch nicht vom Platze bringe?"

„Ja, und dann sagtet ihr: Er werde vermuthlich seine Freude am Tragen haben, es gebe schon solche Tollköpfe.“

„Zu diesen nun,“ fuhr Mari fort, „hab ich auch euch zu zählen angefangen, hab euch verglichen jenem Reisenden, welcher einen Fuhrmann ersuchte nur ihn aufsitzen zu lassen, sein Gepäck wolle er von Herzen gerne selbst tragen. Doch warum kamst du vorhin gerade auf's Tanzen? Dazu hab ich dich wol noch nie aufgefordert.“

„Das gerade nicht; aber ihr meint doch, man sollte immer thun wie Andere. Was würdet ihr nun sagen, wenn ich im Vorsatz die Abendgesellschaft besuchen wollte?“

„Nun da würde ich's machen, wie die meisten Mütter. Ich würde sagen: Geh in Gottes Namen! Man wird dich wol nicht einschließen dürfen, wenn man das Hüttendach ganz zu erhalten wünscht.“

„Ihr erlaubt mir's also?“

„Ließest du es dir verbieten?“

„Ungern.“

„Nun, einmal hat jeder gesunde Mensch seine närrische Zeit, und ein Jahr erwehren, heißt nur die Narrheit vermehren. Man sollte in deinem Alter ungeführt gehen können, sonst nützt alles nichts.“

Franz wurde sehr still und sah die Mutter mit wehmüthigen Blicken an. Diese erwartete, daß er nun allmählich, so wie zufällig — sie kannte das — von Barthles Mariannen anfangen werde; aber Franz blieb still. Er hatte so sehr gewünscht zur Abendgesellschaft

gehen zu dürfen, und nun wurden ihm beinahe die Augen naß. Die Worte der guten Mutter klangen ihm wie eine Abschiedsrede. Sie, die bisher jeden seiner Schritte bewacht und geleitet hatte, gestand ihm zu, daß er nun alt und vernünftig genug sein sollte, um sich selbst überlassen werden zu dürfen. Wie würde er stolz den Kopf aufgerichtet haben, wenn ihm ein Mann dieses Zugeständniß gemacht hätte, die gute liebe Mutter aber sah er traurig an und sagte: „Wolltet ihr lieber, ich bliebe daheim?“

„Nein, geh nur,“ sagte die Mutter lächelnd, „lebe und lerne! Einmal muß die Haselnuß herunter, um ein eigenes Leben anzufangen. Nur am verdorrten Stamme bleibt sie hängen.“

Also auch die Mutter betrachtete das wie eine Trennung. Ihre Worte waren mehr an sie selbst als an Franzen gerichtet. Nur sich selbst befahl sie stets mit Sprüchen und allgemeinen Redensarten, für ihren Liebling hatte sie immer Eigenes genug. —

Dieser Tag war für Franzen ungewöhnlich lang, und doch kam ihm der Abend noch zu früh.

Als er nach dem Nachtessen der Mutter „gute Nacht“ gesagt und die Hüttenthüre hinter sich zugemacht hatte, blickte er noch einmal in die hellerleuchtete freundliche Stube, seine Kindheit, sein ganzes Leben zog an ihm vorüber, und immer und überall sah er die Mutter liebevoll sorgend, warnend und leitend ihm zur Seite. „Die Erinnerung an sie,“ sagte er, „soll mich überallhin begleiten als mein Gewissen und mein Schutzgeist.“

Franzen ging es gerade wie einem, der sein Aelternhaus verläßt und sich in die weite fremde Welt hinauswagt. Vergebens sucht er sich einzureden, daß er ja jung und kräftig sei, umsonst sich zu beruhigen mit dem Gedanken, daß er's immer so gewünscht habe, wie es nun gekommen. Franzens Gefühle waren in dieser Stunde viel ähnlicher denjenigen dieses Scheidenden, als denen eines jungen Nachtbuben, der seinen Aeltern so eben zum Erstenmal entrann. — Doch auch einem Solchen wird wol ein wenig wunderlich zu Muthe werden, wenn er noch einmal ans Fenster zurückkehrt nur um zu lugen, wie es denn da in der Stube drinnen aussehe, wenn er fort sei . . . und er dann die Aeltern allein das Abendgebet beten und noch besonders ein Vaterunser für ihn beten hört, damit doch sein heiliger Engel ihn leite und begleite. Ja, da wird ihm, als ob es auf einmal ungewöhnlich warm aus der Stube heraus komme, und die Nacht kommt ihm recht entsetzlich dunkel vor. Er kann nicht weg vom Hause, alles zieht und stößt ihn in die warme Stube zurück, wo das helle Licht brennt, welches die Mutter angezündet, während sie ihm die und die gute Lehre gab und sich verstohlen die Augen wischte . . . Da aber hört er einen Juhschrei, dreht sich nach der Gegend, von welcher er zu kommen schien . . . „dort ist Licht . . dort regt sich's" . . . und fort ist er für heute und für immer. —

Das war ein Staunen und Fragen, als Franz ein wenig erröthend in die Stube eintrat, in der sich schon fast alle jüngeren Leute im Vorsaß zusammengefunden hatten.

Eine Stickerin fragte geradezu: „Was um Gotteswillen fehlt, daß du kommst?“

„Gesellschaft fehlt mir,“ sagte Franz, fest entschlossen, nun das Aergste über sich ergehen zu lassen.

Und es kam auch wirklich bunt genug. „Gesellschaft,“ hieß es, „finde er hier allerdings, aber eine andere Frage sei, ob sie ihm gefalle.“ Franz mußte nun alles wieder hören, was er je gegen solche Zusammenkünfte gesagt hatte. Die tragen auch keine geladenen Gewehre mit sich herum, wie der Senn, dachte er, und nahm die wohlverdiente Predigt ziemlich geduldig auf, denn er merkte wol, daß die Leute gerade keine böse Absicht hatten, und daß es nur von seiner eigenthümlichen Denkungsart komme, wenn ihm diese Art, Freude und Erstaunen über sein Kommen auszusprechen, nicht gerade angenehm sei. Der Schneider, der Franzen sogleich Platz gemacht hatte, schien seine Verlegenheit zu bemerken, denn plötzlich sagte er: „Für's Anderswerden kann keiner. Hier ist jedermann willkommen. Im Vorsaß haben seit Großvaters Zeit alle die gleichen Rechte: der Lustigste ist der Brävste und der Aermste ist der, dem es an Humor fehlt. Geld haben wir alle keins.“

„Aber doch Tobak?“ fiel Franz ein; „mit einer Pfeife voll könnte mir einer eine große Gefälligkeit thun.“

„Aha, darum ist der Spitzbub da!“ lachten einige, indem sie ihre gefüllten Beutel aus den Taschen zogen.

Wenn Franz jedem Burschen ein Dutzend Cigarren geschenkt hätte, würde er sie damit nicht so gewonnen

haben, als da er sie zuerst um etwas bat. Und doch muß ihm nachgesagt werden, daß er darauf nicht gerechnet hatte. Das im Ganzen doch freundliche Entgegenkommen dieser Leute that ihm so wohl, daß er mit seinem Wunsche heraus war, bevor er nur recht daran dachte. Er fühlte schon etwas von der Wärme, von der ihm der Senn gesagt hatte, daß „sie von selbst kommen werde."

Bald saß er behaglich in einem Winkel und blies dichte Wolken aus seinem Pfeifchen, während die Mädchen stickten und die Burschen plauderten. Zuerst erzählte man von der Jesuiten-Mission in Andelsbuch und bedauerte die von Herzen, die dabei sich hintersinnet*) haben sollten. Der Hausvater, ein freundlicher Greis, bemerkte: „Es sei doch wunderlich! alle Verrückten hätten es in jetziger Zeit mit der Religion und mit dem Glauben zu thun, während gescheide Leute gar nichts mehr glauben, alles mit den Händen greifen wollten. Doch das sei etwas Altes, daß die Weltkinder klüger seien als die Frommen, und denen könne leicht etwas über den Kopf hinauswachsen, während jene vom Zeitlichen wie von einer harten Rinde umgeben seien."

Daß Franz bei diesen Worten nicht auffuhr, hatte seinen Grund nicht in der Berechnung, daß es schlimme Folgen für ihn haben könnte, wenn er sich mit diesen Leuten schon jetzt in einen Streit einließe. Er hatte nicht den alten Hausvater, sondern ein höheres Wesen

*) durch angestrengtes Nachdenken wirr, närrisch werden.

zu hören geglaubt, von dem ihm ins Gedächtniß gerufen wurde, wie er früher diesen Bibelspruch nur als einen Fischergedanken hatte gelten lassen. Jetzt aber kam ihm das ganz anders vor, da fast jede, auch die harmloseste Rede ihn an seinen Hochmuth und an gedachte und gemachte Dummheiten erinnerte.

Er schien auch nicht der Einzige zu sein, der des Hausvaters Rede auf ihn und seinen Vater bezog. Eine Stickerin trat plötzlich ans Fenster, öffnete es und sagte dann: „Beim Frei — beim Sepp droben ist auch noch ein Licht.“

„Dann ist er auch ein Kind des Lichtes,“ bemerkte der Schneider.

„Ich rede von dem Licht, welches Niemand anzündet und Niemand löscht,“ sagte der Hausvater ernst verweisend. „Fünfzig Jahre vermag ich zurückzudenken, und in dieser Zeit hab ich Menschen kennen gelernt, die nur glaubten, was auf der Rechnungstafel herauszubringen war, und solche die gar nicht rechnen konnten. Nun welche meint ihr waren glücklicher? Ich will nicht sagen: Lernt nichts! Die Zeiten sind anders als früher, aber das hellste Licht für den Menschen ist das von Gott gegebene, und wer am hellen Tag die Läden schließt und die Fenster verhängt um sich selbst ein Licht anzuzünden, den nenne klug wer will. Mein Gott, wie hat man mir armem Teufel vorgerechnet, als ich heiraten wollte. Ich aber rechnete gar nicht, sondern liebte, vertraute auf Gott und mich selbst, und hatte Kraft für ihrer drei. Andere fragten und rechneten: Wo geht's

am besten und wie gibt's am meisten, mir aber war ein Blick in die schöne Gotteswelt und ein Blick auf meine Lieben genug und ich kam ganz gut fort, ich weiß selbst nicht wie, denn ich hab nie Zeit zum Rechnen gehabt."

Erst jetzt erinnerte sich Franz, daß der Erzähler ja der nämliche gute Vater Martin sei, der sein Weib mit der frohen Nachricht vom glücklichen Vogelfang des Jüngsten über den Verlust seiner Kuh zu trösten suchte. Er verglich nun das Leben dieses Mannes mit dem seines Vaters und stimmte dem Alten von Herzen bei, als dieser, Franzen noch immer nicht beachtend, nach einer Pause fortfuhr: „Nicht, daß ich etwa jemanden ein Unglück gönnen thät; aber sehen möcht ich doch, was jetzt der Sepp da droben machte, wenn er auf einmal fast um alles käme, was er hat, daß er nicht mehr besser stünde, als unser einer — dann würde sich seine Weisheit erproben. Auf seine Art ließe sich's in jetziger Zeit, da noch mehrere rechnen können, wol nicht mehr so leicht machen, als früher."

„Jetzt ist's Feierabend!" rief der Schneider aufstehend den Stickerinnen zu. „Eine Fleißige hat nun das Ihrige gethan und eine Faule kann doch nicht mehr viel einbringen; also aufgeräumt!" Und ohne Weiteres räumte er die Stickkugeln, so wie alles was ihm dabei in die Hände fiel, aus der Stube, gerade als ob nur er da zu befehlen habe.

Franz sah erstaunt zu. „Das hätt' ich um viel

nicht thun dürfen*)," dachte er, „also minder als ein Schneider!"

„Nun wohlauf und wer ein gutes Gewissen hat, der stelle sich!" riefen die Burschen, während der Schneider die Zither stimmte.

Und alle schienen ein gutes Gewissen zu haben. Sogar Franz stand auf und reichte einem Mädchen die Hand. „Aber nein," sagte er dann wieder einen Schritt zurück tretend, „ich kann ja nicht tanzen."

„Sei still, schäm dich und lern's!" rief man ihm von allen Seiten zu.

„Eben schäm ich mich, von euch zu lernen."

„Hoffartsnarr du! Meinst du etwa, wir sollten glauben, du seiest so groß und so schön und so gescheid, wie du da vor uns stehst, auf die Welt gekommen? Mitsamt dem Spitzhut und der schönen Tobakpfeife. Flink, auf und um!"

Wenn diese derbe Ermahnung es war, die Franzen anfangs auf der Diele herumtrieb, so waren es dagegen gar bald des Schneiders lustige Stücklein, die ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließen. Bald war es ihm, als ob er auf den Wellen der Töne fortschwimme und jubelnd sang er mit:

A lustiga Buo
Der braucht oft a Paar Schuoh,
Und a lappiga Narr
Der hat lang an am Paar.

Bei den der Tanzunterhaltung folgenden Pfänder-

---

*) d. h. mir zu thun getraut.

spielen schienen die Anwesenden ihre witzigen Einfälle aus den Taschen heraus nehmen zu können, und ihre Schlagfertigkeit würde noch Andere als Franzen in Erstaunen gesetzt und beschämt haben. Der Sammler von Sprichwörtern und treffenden Redensarten hätte diesen Abend ganze Wände überschreiben können, wenn er dazu noch Zeit und Lust gehabt hätte. Nein, das war nicht die kalte, willenlose, nur vom Druck der Verhältnisse bewegte Welt des Dokters. Jeder der Anwesenden wußte seine Eigenart zur Geltung zu bringen, indem er das, was ihm zusagte, dem Ganzen gab und entnahm, nirgends aber zeigte sich der gemeine Eigennutz, der aus allem für sich Capital zu machen sucht, nirgends die Sucht zu gefallen und bevorzugt zu werden — eine Sucht, die sich nicht einen ganzen Abend hätte verbergen können, wenn nur irgendwo ein Funke davon vorhanden gewesen wäre.

„Das ist doch ein rechter Griesgram," dachte Franz beim Heimgehen, „ein Feind, ein Verächter unserer wackern Landsleute ist der, welcher meint, es gehe nur ordentlich zu, wo der Pfarrer und der Vorsteher auch dabei seien." Lächelnd gedachte er der guten Vorsätze, die er vor einigen Stunden gemacht hatte, gerade als ob er zu den listigsten Verführern kommen würde. „Ja, das Thun ist das Wichtigste!" rief er, als ob er dem Vater hätte predigen wollen. „Ich und der Dokter und alle Grübler und Griffler hätten keine solche Gesellschaft zusammendenken können, und die, die dabei sind, gewiß auch nicht."

Franzen war so wunderbar wohl, daß er gar nicht ans Schlafen dachte. So aufgeregt war er nur als kleines Kind gewesen, nachdem ihm der heilige Klaus auf einmal und unerwartet eine ganze Menge schöne Sachen gebracht hatte. Da ahnte er dann ein ganz neues Leben; sein Spielzeug war fast um die Hälfte vermehrt, neue Kleider warteten auf den Sonntag, alles wurde jetzt anders und das Schönste war: das alles kam vom Himmel herab, als ein Beweis, daß man dort oben mit ihm ganz zufrieden sei. Wie hatte der Vater damals ihm die schönste Freude verdorben mit den wenigen Worten: „Die Mutter hat dich zum Narren und will dich abergläubisch machen, doch das will ich nicht!“ Und später hatte er ihm auf diese Art jedes Vergnügen verleidet, hatte ihn daran gewöhnen wollen, nie mehr zu jubeln, nie mehr zu trauern, sondern alles als das hinzunehmen, was es eigentlich sei. Heute aber zeigte Franz, daß dem Vater das doch noch nicht gelungen sei, und seine Freude über das Erlebte war um so größer, weil ein gewisses Etwas ihm sagte, daß da der Vater nicht mehr mit einer trockenen Erklärung kommen und alles wieder zerstören könne. Er sah, er ahnte ja nichts vom Licht im Menschen, welches der weder anzünden noch löschen kann; das alles war so wenig zu begreifen und zu erklären als tausend andere Wunder der herrlichen Gotteswelt, in die der Mensch nicht kam um zu zählen und zu wägen, sondern sich zu erfreuen und zu genießen.

Langsam schritt Franz über den grasbewachsenen

Weg hinauf einem Hügelchen zu, um da das Aufgehen des Mondes zu erwarten, der schon die Bergspitzen zu beleuchten begann. Die Lichter ringsum waren gelöscht, die Mitglieder der frohen Gesellschaft hatten sich längst „Schlafwohl“ zugerufen und die Stille wurde nur noch zuweilen durch das Brummen der ernsten Tannen unterbrochen, die den neben ihnen vom Herbstwind entblätterten jungen Buchen wol vom kommenden Frühling erzählen mochten. In solchen stillen glücklichen Stunden, wenn unsere Einbildungskraft allen Wesen Leben und Bewußtsein gibt, da begreifen wir, wie ein Antonius, erfüllt von heiliger Begeisterung, den Fischen predigen konnte. Auch Franz hätte in diesem Augenblick predigen mögen von dem wahrhaftigen Lichte, welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. So hatte er sich früher nie den Umgang, die Freundschaft eines Gebildeten gewünscht, wie er sich jetzt nach einem Wesen sehnte, das fähig gewesen wäre ihn zu verstehen. Unwillkürlich blickte er zu Barthles Hütte hinüber. Dort — halt! ja, dort war noch Licht. Sollte der Alte noch seinen Rosenkranz beten? Nein, der war ja mit Heuen noch nicht fertig und die kranke Kuh würde er schwerlich einem anderen Menschen haben überlassen dürfen. Was aber um's Himmelswillen hatte denn Mariann jetzt noch zu thun? Wenn jetzt — doch es konnte keiner bei ihr sein, sonst würde sie wol die Fensterläden zugemacht haben.

Das war ein so richtiger Schluß, daß Franz sich früher wol damit beruhiget hätte. Doch das war vorbei.

Schneller, als wenn's zu einer Feuersbrunst gegangen wäre, sprang er die Anhöhe hinunter dem Lichte zu. Und merkwürdig! Die Wesen um ihn her waren nicht mehr so feierlich still wie noch vor einer Minute. Ueberall regte sich's, rasselte, flüsterte wie leises Kichern und Hohnlachen. Rings um ihn herum schwirrte und knarrte es, immer wieder stolperte er an etwas, daß es nicht anders möglich war, als die Leute in den umliegenden Hütten mußten erwachen, über das ungewöhnliche Geräusch erschrocken ans Fenster springen und ihn vorbeieilen sehen. Aber wenn morgen auch alles ihn auslachen und die neugierige Eifersucht nennen sollte, wissen mußte er jetzt doch, ob das Mädchen, welches den Leuten gegenüber immer that, wie wenn es nicht fünfe zählen könnte, ob Mariann, die er schon oft sowol wegen ihrer strengen Gewissenhaftigkeit als wegen der Strenge ihres Vaters bedauerte, sich da eine Kurzweil anschaffe, während der abwesende Vater für sie betete. Wissen mußte er auch, wer der Glückliche sei, dem es gelang Mariannen die Gesellschaft zu ersetzen und sie zu einer Betrügerin zu machen. Betrügerin? Wen betrog sie denn? Barthle war vielleicht herzlich froh, den Sohn des Freimaurers verdrängt zu sehen und er, Franz durfte sich kaum für einen Betrogenen halten. Wol hatte sie ihn oft Freund und Bruder genannt, aber jene Zeit war vorüber.

Mariann war so zu sagen neben Franzen aufgewachsen. Mari hatte manchesmal stilllächelnd zugesehen, wenn die beiden Kinder gemeinsam ihre Spiele

spielten, oder sich gegenseitig gegen den wilden Klausmelker vertheidigten, den sie eigentlich nur der Schwester zu Lieb im Hause duldete. „Gott gebe seinen Segen dazu!“ hatte sie oft gebetet, ohne dabei auch nur im Entferntesten an Barthles schönes Anwesen zu denken. Ob auch Sepps Freundlichkeit gegen Mariannen so ganz ohne Hintergedanken war, ist eine andere Frage. Er selbst hatte freilich ein armes Mädchen zum Weibe genommen, aber je älter er ward, desto weniger traute er der eigenen Kraft sowol als dem guten Willen Anderer, und desto mehr schätzte er ein ordentliches Vermögen, welches den Menschen in den Stand setzte, die Früchte der Arbeit zu genießen, ohne sich selbst lange abzuquälen. Doch in zweifelhaften Fällen sollte man lieber das Beste annehmen, und nachgesagt muß dem Sepp werden, daß ihm das talentvolle Mädchen auch als Kind einer Bettlerin lieber geworden sein würde, als den andern reichen Bauern des Dorfes.

Mariann war also beim Freimaurer fast wie ein Kind vom Hause gehalten und Franz hatte sie oft sein liebes Schwesterlein genannt. Später wurden ihre Besuche freilich immer seltener; doch Franz schrieb dies nur ihrer Furcht vor den übeln Nachreden böser Leute zu. Sie war und blieb darum doch seine Mariann, die Gute, Liebe, Einzige! Daß sie älter werde, daß ihr Fühlen und Denken anders werden könnte, fiel Franzen nie ein. Auch der Wirthshausstreit der beiden Väter machte ihm viel minder Sorgen als der Mutter. Das Mädchen war zu verständig, um mit dem alten Barthle hassen zu

können. Sein Vater hatte ja damals ganz recht gehabt, jeder denkende Mensch, also auch Mariann, mußte das zugestehen, und das war damals genug für Franzen, seinen das Herz beherrschenden Kopf nicht weiter damit zu beschäftigen. Jetzt aber war auf einmal alles ganz anders. Er hörte den Streit der beiden Väter, sah Mariannen das entlehnte Buch bringen, erinnerte sich an sein Zusammentreffen mit ihr am Alpsonntag und ahnte überall ungünstige Vorzeichen für das, was er jetzt erfahren sollte. Zitternd nahte er sich seinen Schritt immer mehr mäßigend der Hütte, lauschte eine Weile und kletterte dann, da er nichts hörte, so leise als es ihm in der Aufregung möglich war, an der Wand hinauf und sah wie Mariann des Hansmichels Aeltestem, dem nämlichen, den der Dokter heute besucht hatte, einen kühlenden Umschlag auf die Wunde legte. Er sah dann, wie sie das eigene Kissen aus dem Nebenzimmer holte und es ihm unterschob, und er hätte in diesem Augenblick tausendmal lieber verwundet und krank wie jener da drinnen liegen, als wie ein von erbärmlichem Mißtrauen herumgetriebener Horcher da am Fensterladen hangen mögen, wo er nicht einmal seinen Gefühlen Worte geben durfte.

Wie ein Kirchenräuber, der plötzlich vor der beabsichtigten Unthat zurückschaudert, sprang Franz auf den Boden, sich nicht mehr kümmernd um das Geräusch, das dadurch entstehen mußte.

Jetzt wurde ihm begreiflich, warum sie am Alpsonntag sich so gar nicht hatten verstehen können. Wie

weit war ihm das gute Mädchen vorangeeilt, dessen Führer er noch wie früher hatte sein wollen. Was war all sein Sinnen und Klügeln gegen diese That der Liebe. „O, Gott Lob und Dank!“ rief er, während er langsam heimschritt, „daß ich dich noch nicht ganz aus den Augen verlor. Noch leuchtet mir dein Licht und soll mir immer leuchten in der Nacht meines Daseins.“

Am andern Tage erzählte Mari dem wieder von Dornbirn zurückgekommenen Vater mit freudestrahlendem Gesichte, „wie Franz einen so merkwürdig guten Humor von der Nahtstubat heim gebracht habe.“ Sepp schien hierüber nicht besonders erfreut, doch da er jetzt selbst viel zu erzählen hatte, sagte er ganz kurz: „Nun, wenn er am Alpsonntag noch nicht genug hat, so geschieht ihm ganz recht, wenn er noch länger am Narrenseil herumgeführt wird. Unter dem,“ fuhr er dann, ohne Marien und Franzen zum Antworten Zeit zu lassen, in ganz anderm Tone fort, „unter dem was ich erlebte ist wol das Wichtigste, daß ich auch Klausmelkern auf dem Markte angetroffen habe. Er hatte eben eine tüchtige Wälderkuh gekauft und freute sich, wie er mir sagte, noch mehr als über den guten Handel darüber, daß er noch von keinem seiner Landsleute erkannt worden sei. Gewundert hat das mich nicht. Auch ich würde gleichgültig neben ihm vorbeigegangen sein, wenn er mich nicht angeredet hätte. Er ist nicht nur größer und älter, im Ganzen ist er ein Anderer geworden. Wenn er das blasse Gesicht euch zukehrt und euch ansieht, so wird's euch ganz eigenthümlich, und wenn ihr

neben ihm vorbei müßt, haltet ihr unwillkürlich die Rocktaschen zu. Das ist kein Bregenzerwälder mehr. Es ist schrecklich zu sehen, wozu Ungunst der Verhältnisse einen Menschen machen kann."

„Wenn er nicht die Kraft hat, sich über die Verhältnisse zu erheben."

„Ja, er ist ein bedauernswerther Mensch. Mir ist wieder des Seilers Rede eingefallen. Hier ist nicht nur schlechter Hanf, sondern auch schlechte Arbeit. Seit er jenen wunderlichen Brief schrieb, in dem der, der er ist und der, der er sein möchte, noch miteinander stritten, hat er etwa viermal den Dienst gewechselt."

„Jetzt ist's gefehlt!" riefen Mutter und Sohn zugleich.

„Eben ist's," eiferte Sepp. „Sein jetziger Dienstherr ist nur aus Liebhaberei Bauer. Er hat's bei ihm nicht schlecht und doch möchte er wieder weg."

„Fremdes Brot essen ist immer hart," sagte die Mutter, „wer will es dem Bedauernswerthen verargen, wenn er sich in der fremden weiten Welt nicht wohl fühlt und sich heim sehnt?"

„Zum wohlbesetzten Tische," fiel Sepp ein. „Allerdings möchte er heim, aber den ersten Schritt will er nicht thun, weil das ihn ganz abhängig machen würde. Knecht, hat er gesagt, wollte er lieber bei fremden Leuten sein."

„Und was habt ihr darauf gesagt?" fragte Franz.

„Ich hab ihm eine Banknote geschenkt."

Franz verließ hastig die Stube. Er hätte sogleich ins Dorf hinauseilen und an den Unglücklichen schreiben mögen, dann wollte er wieder zu Mariannen und ihr alles erzählen. Alles? — nein, er durfte ihr doch nicht sagen, wie er über ihren Bruder denke, was er für ihn fürchte, wenn er fortbleibe, und was für sie, wenn er heimkomme.

Nach dem Nachtessen blieb Franz beim Tische sitzen. „Gehst du heute nicht mehr fort?“ fragte die Mutter, als Sepp sich zur Ruhe begeben hatte.

Franz sagte: „Er möchte lieber mit Mariannen darüber reden, was jetzt für ihren Bruder zu thun sei.“

„Das thät ich nicht,“ sagte die Mutter. „Ist er der, für den Sepp ihn hält, so verdient er's nicht; ist er besser, so wird's ihm auch besser gehen. Was nützt es, wenn du ihr das Herz schwer machst? Rede du lieber mit dem Barthle.“

„Und was soll ich dem sagen? Er will ja nicht heim.“

„Drum laß ihn gehen und befiehl ihn Gott, der ein Vater der Verirrten ist.“

Es gelang Marien wirklich, ihren Sohn zu beruhigen und er lächelte, als sie sagte: „Die Menschen könnt ihr nicht zusammen, von einander und herum führen, wie die Figuren auf dem Schachbrett. Jeder hat auch noch etwas Eigenes, und wohin das ihn treibt, da ist sein Platz, wenn ihr's auch nicht ganz in der Ordnung finden solltet. Willst du die unreife Frucht vom

Baume reißen, nur damit du sie deinen Lieben bringen könnest?"

„Nein," sagte Franz aufstehend und verließ die Stube.

An der Unterhaltung der Nahtstubat nahm er allerdings zuerst nicht mehr so lebhaften Antheil, wie den ersten Abend. Immer wieder dachte er an Mariannens unglücklichen Bruder, doch sagte er sich auch, daß es grausam wäre, alte Wunden durch eine zwecklose Mittheilung wieder aufzureißen. Er konnte Mariannen sich nicht unter einem Dache mit diesem vom Vater so kalt und herzlos geschilderten Menschen denken, und bald dankte er im Stillen der Mutter, daß sie ihn den unüberlegten Schritt nicht hatte thun lassen.

Am folgenden Sonntag, als Franz mit mehreren Burschen aus seinem Vorsaß fröhlich plaudernd beim Adlerwirth saß, klopfte ihm jemand auf die Achseln, und als er sich umdrehte, lud ihn der hinter ihm stehende Dokter freundlich ein „mit ins Nebenstüble zu kommen."

„Nein," sagte Franz entschlossen, und fügte dann, als der Dokter ihn erstaunt ansah, lächelnd bei: „Das Blatt hat sich gewendet!"

Zweites Kapitel.

Mariann.

Unter Mariannens sorgfältiger Pflege war Hans-michels der Große bald wieder so weit hergestellt, daß er sich kräftig genug fühlte ins Dorf hinaus zu gehen. Wie liebevoll er auch behandelt worden war, er ging doch gerne heim, weil ihm selbst der im Hause seines Vaters herrschende Unfriede nicht ärger zuwider war, als das Gefühl anderen Leuten lästig zu fallen. Er würde sich wol weniger angestrengt haben, um zu den zänkischen, selbstsüchtigen Schwestern zurück zu kommen, wenn er gewußt hätte, wie gern Mariann ihm jeden freien Augenblick opferte und wie froh sie war, einen Menschen um sich zu haben, mit dem sie sich beschäftigen, von dem sie Dank verdienen konnte.

Wie abgeschlossen von der Welt Mariann auch lebte, sie hatte doch nie erfahren, wie wohl der Einsame sich fühlt, der sich selbst genug ist. Immer ja lebte sie und arbeitete sie nur für die lieben Ihrigen, dem Bruder und dem Vater Freude zu machen, war stets ihre größte

Freude gewesen. Auch einsam war sie nie allein. In allen Fällen, bei allem, was sie redete und that, hatte sie sich vor allem gefragt, was wol der Vater dazu sagen werde, und sie erschrak, sobald der ihr immer Gegenwärtige ihr nicht mehr freundlich zulächelte, wie Barthle in seinen besten Stunden zu thun pflegte.

Auch noch nach Klausmelkers — Abreise war es so geblieben und erst nach dem Wirthshausstreite war es anders geworden.

Dem Barthle war das nicht entgangen, und oft fragte er sich, warum denn das Anneli auf einmal so anders, so still und ernst geworden sei. Zwar folgte es ihm noch auf's Wort wie früher, ja es machte weniger Einwendungen gegen das, was er sagte als sonst, doch das ehmalige „Aber Vater" hatte viel lieblicher, herzlicher geklungen als das jetzige: Ja, ja, ich weiß wol, daß ihrs immer gut meint. Er sah Mariannen herumgehen ohne Gefühl und eigenen Willen wie seinen Schatten, jedem Wunsche, jeder Bewegung folgend, ohne ein Wort zu sagen und — wie er glaubte — auch ohne alle Theilnahme an dem, was um sie her vorging.

„Auch sie! — Gerechter Gott auch sie!" klagte der verlassene Mann vielmal, wenn er ihr traurig nachblickte, und eine Weichheit, ja man darf sagen Schwäche, zeigte sich in all seinen Reden und Handlungen, daß sogar die bei ihm aus- und eingehenden Taglöhner sagten: „Er sei ganz nicht mehr der Alte und ein Sterbzeichen zeige sich nach dem andern."

Ein Sterbzeichen nennt man die Rede oder die That

eines Menschen, die man von ihm am wenigsten erwartet hätte, und die Taglöhner hatten daher wol so unrecht nicht. So z. B. hatte Mariann, die sich sonst doch sehr viel erlauben durfte, es früher nie gewagt, vor dem Vater auch nur ein Wörtlein vom Bruder zu sagen, jetzt aber fing der selbst oft von ihm zu reden an. Wenn er von der Arbeit ermüdet heim kam, warf er sich auf die um den ungeheuren Ofen herumgehende Bank und seufzte: Wo doch Klausmelker sein mag, während ich schwitze und friere und sorge und bete? Für ihn will ich das alles thun und doch ists nicht so. Durfte ich vergessen, daß ich sein Vater, da er seine Kindspflichten nicht mehr erfüllte? Der Pfarrer hat gut von Strenge predigen, aber man soll nur sehen, wie er sein liebes Hündchen ziehen kann. Wol soll man den Samen des Bösen nicht aufgehen lassen in seinem Hause und Gott mehr lieben als Sohn und Tochter. Aber Klausmelker hat nicht meine und nicht der Mutter Art, entweder hat ihn der Freimaurer so verderbt oder Gott selbst hat mich prüfen wollen, und in beiden Fällen hätt' ich's anders machen sollen. Sagt ja der Pfarrer selbst, ein Unglück auf der Welt sei entweder Prüfung oder Strafe. Ich sollte nur geprüft werden, jetzt aber werd' ich gestraft — furchtbar gestraft dafür, daß ich die Früchte ohne Arbeit, die Rosen ohne Dornen wollte. „Aber,“ sagte er dann sich wieder aufrichtend, „den Herzensleidenschaften dürfe ein Christ nicht nachgeben — durchaus nicht, und wer der Stimme des Gefühls folge, der gleiche den Heiden . . . Der Pfarrer hat recht, es wär' einem dann

viel zu wohl auf der Welt und Uebermuth thut kein gut. Warum auch bereuen? Nein, stolz darf sein wer über sich selbst siegte! Ist der Lümmel doch als Lügner und als Dieb fortgegangen, und so lang ich ihn von diesen Flecken nicht rein weiß, kann ich nichts thun als um ein seliges Ende für ihn bitten!"

Es gelang dem Barthle fast jedesmal, mit diesem Gedanken die in ihm sich regenden Vorwürfe zum Schweigen zu bringen. „Lügner und Dieb," an diesen zwei Worten hielt Barthle sich fest, wenn der Strom der Empfindung ihn fortreißen wollte, wie ein ins Wasser Gefallener an den am Ufer stehenden Dornbüschen sich zu halten, zu retten versucht. Doch als er sich auch Mariannen fast wie eine Fremde gegenüberstehen sah, da gelang es ihm immer weniger, Klausmelkers Fehler der Ordnung nach herzählend sich zu beruhigen. Bald kam es ihm unbegreiflich vor, wie es ihm nur möglich gewesen sei, seinen Sohn so bestimmt für einen Dieb zu halten, daß er sogar dort nicht mehr nach dem seit seiner Flucht vermißten Gelde suchte, wo er früher oft einige hundert Gulden versteckte. In dem nicht weit vom Hause entfernten Stadel, welcher zum Aufbewahren der verschiedensten Gegenstände diente, wurde plötzlich alles durchsucht, das Unterste zu oberst geworfen und kein Loch und kein Winkel unberührt gelassen, so daß Mariann wol merkte, wie viel mehr noch es dem Vater um einen Beweis für Klausmelkers Unschuld als um das Geld zu thun sei.

Die Nachbarn, die den Barthle kopfschüttelnd be-

obachteten, wußten sich dieses Rumoren nur durch die Annahme zu erklären, der gute Mann habe die Aufräumwuth bekommen — eine Krankheit, welche ältere launische Leute zuweilen befällt, wenn sie, aus welcher Ursache es auch sei, nicht mehr bei den Ihrigen in der Stube bleiben mögen und doch eben so wenig Lust haben im Felde zu arbeiten. Mariann aber hielt das alles nur für eine Folge der vielen Reden, die sie jetzt zur Vertheidigung des Bruders zu halten wagte. War es ihr doch oft gewesen, ob eine höhere Macht ihr den Muth zum reden gebe, und von dieser hoffte sie nun auch, daß sie den Vater das Gesuchte finden lassen werde. Dennoch erschrak sie fast zu Tode, als Barthle an einem nebligen Augusttag auf einmal ganz bleich in die Stube hereinstürzte und einen Geldbeutel emporhaltend mit halb erstickter Stimme endlich, als Mariann schon alles errathen hatte, die Worte hervorbrachte: „Ich habs — gerechter Gott, ich habs!“

Klausmelker war also kein Dieb! Doch das hatte sie sich längst gesagt, jetzt aber war es bewiesen und noch größer, noch unglücklicher stand das Bild des Unschuldigen vor ihrer Seele. Da neben ihr aber saß zitternd und bleich der Vater des Unglücklichen. Der harte, starre Mann, der im Zorn und ohne zu wissen warum, den Sohn verstieß und verdammte. Und dieser — Ungerechte — war ihr Vater!

Ach, auch dieser Name, auch das Wort Vater hatte seine Macht über sie verloren! Sie fand keinen Gedanken, gar nichts mehr, woran sie sich hätte festhalten

können. Am ähnlichsten war ihr Gemüthszustand dem eines Menschen, der eben das erste Erdbeben erlebte, und nun nirgends mehr sicher gehen und stehen kann, nachdem er das erschüttert, wankend sah, was er für fest, unbeweglich halten zu dürfen glaubte. Sie konnte es nicht mehr aushalten neben dem immer wieder seufzenden, von tausend Vorwürfen gequälten Vater. Es war so furchtbar still, daß man jeden Athemzug hören konnte. Sie mußte reden oder gehen; reden aber konnte, durfte sie nicht und so verließ sie denn die Stube.

Als sie wieder zurückkam, hatte sie Muth zum reden. Der Vater saß am Tische, sah sie lächelnd an und bevor sie das rechte Wort zum Anfangen gefunden hatte, sagte er: „Unser einer paßt gar nicht mehr herein in die jetzige Welt. Hat doch alles sich umgedreht und auf den Kopf gestellt, so daß es einem, der sich nicht von jedem Wind umkehren läßt, nicht zu verargen ist, wenn er sich nicht mehr zu rathen und zu helfen weiß. Früher ging der verlorene Sohn zum Vater und bat demüthig um Verzeihung — du lieber Gott und Heiland! Jetzt sollte der Vater zum Sohn gehen und zu ihm sagen: Klausmelkerle, sollt er sagen, liebs, guts Klausmelkerle, ich hab gesündigt wider den Himmel und wider dich; ich bin wol nicht mehr werth dein Vater zu heißen, aber nimm mich doch noch an als den, der viele Jahre für dich gearbeitet und gesorgt.“

Diese Rede kam Mariannen so unerwartet, daß sie lange nichts darauf zu erwidern fand. Sprachlos vor Erstaunen sah sie den Vater eine Weile an, und als ihr

durch die Thränen, die ihr dabei in die Augen traten, sein Gesicht noch starrer und kälter vorkam, blickte sie traurig zu Boden. Endlich sagte sie: „das, Vater, das wäre gewiß nicht nöthig. Er käm' wol von Herzen gern, wenn er nur wüßte, daß er freundlich aufgenommen würde."

„Freundlich aufgenommen!" eiferte Barthle, „das just ist das rechte Wort. Also freundlich aufnehmen sollte man einen, der seiner Natur nach dann immer auf das hin trotzen würde, was er unschuldig habe ausstehen müssen?"

Jetzt wurde Mariann beredt, und wer will es ihr verargen, daß sie nicht mehr Zeit hatte, ihre Worte auf der Goldwage zu wägen. „O," rief sie, „Klausmelker ist nicht der, für den ihr ihn haltet; schon hundertmal hab ich's gesagt und jetzt ist's erwiesen. Auch glaub ich nicht, daß er in der Welt draußen — wohin auch immer ihn der Kummer getrieben habe — so schlecht geworden sei. Glaubt mir, Vater — er würde alles — gar alles vergessen und euch verzeihen." —

„Verzeihen?" — fuhr Barthle auf. „Ei, wie doch so grundgütig. Mir meine Strenge, meinen Eifer in Erfüllung meiner schwersten, furchtbarsten Pflichten verzeihen!"

„Ihr könntet aber doch in eurem Zorn, eurem Eifer," fügte Mariann sich verbessernd bei, „etwas zu weit gegangen sein."

„Warum aber hat er mich so zornig gemacht? der

Spitzbube!“ polterte Barthle und fing dann an, Klausmelkers Fehler in gewohnter Ordnung herzuzählen.

Wäre Barthle den ganzen Tag sich selbst und den Vorwürfen seines Herzens überlassen geblieben, so würde er schwerlich zu dem gekommen sein; gegenüber der Tochter aber, die, ohne es zu ahnen, ihm als seine Richterin erschien, regte sich gleich der Geist des Widerspruchs. Es gewährte ihm etwas fast wie Trost, Mariann das aussprechen zu hören, was er sich selbst nicht zu widerlegen vermocht hatte, weil er sich nun doch endlich einmal ganz mit seiner Vertheidigung beschäftigen konnte. „Im ersten Augenblick,“ sagte er unter Anderem, „hab freilich auch ich an mir selbst zu zweifeln angefangen. Schwarz und weiß ist es mir geworden vor den Augen und kein Mensch weiß, was für dumme Streiche ich da zu machen im Stand gewesen wär; aber unser einer hat mehr zu bedenken und zu fragen, als so ein Mädchenkopf erfassen und begreifen kann. — Kurz und gut! Es ist noch nie Brauch gewesen, daß der Vater beim Sohn bettelt und ich werde das auch nicht anfangen — schon der Leute wegen, wenn es dabei auch sonst nichts — gar nichts zu bedenken gäb.“

Obwol Mariann jetzt nicht in der Verfassung war, die lange Vertheidigungsrede des Vaters zu zerlegen und Schlüsse aus ihr zu ziehen, so mußte es der scharfen Beobachterin aus Gewohnheit doch auffallen, daß er sich auch auf die öffentliche Meinung berief. Um die hatte er sich sonst noch nie bekümmert. Was ging die Welt ihn an? Fest und starr wie ein Fels im Meer stand er

immer da, und nur das zarte Grün, welches ihn in ruhigen Zeiten zu umgeben begann, hatten die Stürme des Lebens von ihm wegzureißen, nie aber ihn selbst zum Wanken zu bringen vermocht. Was er that, was einen Gotteslohn eintrug, das war das Rechte, das sollte und mußte für das Rechte erkannt werden von jedem Rechten. Mariann, die mehr als genug Zeit hatte, über einen der traurigsten Tage ihres Lebens nachzudenken, kam bald zu der Ueberzeugung, jenes vom Vater dem Urtheile der Leute gemachte Zugeständniß sei ein Beweis, daß ihm das frühere Selbstbewußtsein fehle.

In den darauf folgenden Wochen würde ein Fremder Mariannen für eine arme — Erbschleicherin gehalten haben, wenn nicht der in ihrem lieblichen Gesichte doppelt rührende Ausdruck tiefsten Kummers von etwas ganz Anderem erzählt hätte.

Das Mädchen war aber früher zu innig mit dem Vater verwachsen, um das Alleinsein mit den quälenden Gedanken lange ertragen zu können. Früher hatte der Drang sich mitzutheilen immer die Sehnsucht nach dem verstoßenen Bruder geweckt, jetzt aber hätte sie sich auch vor ihm nicht mehr auszusprechen gewagt. Ja, gerade er brauchte am wenigsten zu wissen, wie sie über den Vater urtheilen mußte — er hätte sie vielleicht jetzt überhaupt gar nicht mehr verstanden. Er war ja immer ein lauter, etwas derber Spaßmacher gewesen, über alles hatte er gewitzelt oder aufbegehrt und ihr Fühlen und Empfinden hatte er viel weniger begriffen als der gemüthliche Franz. Mariann erröthete oft, wenn sie sich

wieder bei einer Unterredung mit dem Jugendgespielen fand, der jetzt hoch auf der Alp droben bei den Kühen sich wohl sein lassen konnte. Daß sie aber den Bruder darum noch nicht vergaß, bewiesen die vielen Gebete, die sie in stillen Stunden für ihn zum Himmel schickte. Nicht mehr um seine baldige Heimkehr betete sie; das Bild eines frohen innigen Zusammenlebens und Wirkens, wie sie früher es sich so oft und gern ausgemalt hatte, kam ihr jetzt wie ein entschwundener Kindertraum vor, dessen Verwirklichung sie jetzt nicht mehr hoffen durfte. Des Vaters Fluch konnte den Unschuldigen nicht getroffen haben, und so mußte es dem Talentvollen ja überall ein Leichtes sein, in Ehren durchzukommen.

Unfreundlicher hatte das Mädchen wol noch nie einen Menschen angesehen, als den Sepp in der Woche vor dem Alpsonntag, wenn sie ihm etwa auf dem Weg ins Vorsaß begegnete, oder wenn sie ihn vor seiner Hütte erblickte. Warum ließ der nicht Franzen, der den ganzen Sommer auf der Alp hatte bleiben müssen beim Vieh, jetzt auch — zu den Kühen ins Vorsaß ziehen?

Endlich, am Alpsonntag sah sie den Lieben allmälich näher und näher kommen. Wol hatte sie sich gewöhnen müssen, ihre Gedanken zu verbergen, aber sie war noch nicht stark genug, auch ihre Gefühle zu beherrschen, und es wäre ihr daher unmöglich gewesen, dem Einzigen gegenüber, dem sie noch glaubte und traute, ihrer Freude über sein Kommen jeden Ausdruck zu verweigern.

Franzens Betragen war ihr freilich etwas wunderlich vorgekommen, aber wer war schuld daran als sie?

Man sollte sich doch nie verstellen müssen, klagte sie, als er wieder fort war. „Was man nur mit Gewalt vom Platze bringt, geht leicht zu weit, wenn's einmal geht. Aber mußte ich mich denn auch vor ihm verstellen? Warum mich denn gerade als das sorglose, übermüthige Kind zeigen wollen, das er einst so liebte? Wer sagt mir denn, daß er auch noch daran denkt, daß er gar meinetwegen gekommen ist?"

Im Vorsaß war Abends alles vor den Hütten fröhlich beisammen. Die Aeltern warteten auf die Söhne, die Mädchen auf ihre Liebhaber. Nur Mariann saß still und traurig vor der Stallthür und wartete auf Niemand.

Am folgenden Tage aber, da jubelte ihr ganzes Wesen auf, als sie, aus dem Vorsaß kommend, allüberall von Franzens Heldenmuth erzählen hörte. Die Freude über das, was sie vernahm, war bei weitem größer, als das Mitleid mit dem so roh Behandelten, den Gottes heiliger Engel sichtbar beschützt hatte. Wie herrlich und groß erschien ihr der verlästerte, von Geistlichen und Weltlichen als unchristlich, als gottlos verschriene Sohn des Freimaurers gegenüber einer rohen, sittenlosen, nur in der Kirche sich fromm geberdenden Menge! Jetzt war's zu Ende mit allen Gewissensqualen und Zweifeln, sie wußte nun, was sie von solchen formstrengen Rosenkränzlern zu halten habe, und was von denen, die dagegen auftraten, wie Christus gegen die Pharisäer. O, jetzt jubelte sie, daß sie nie mit dem Vater hatte hassen können.

Von jetzt an wurde das auch gewiß nicht mehr von ihr verlangt. Auch der Vater mußte nun zur Einsicht kommen. Der so Gewissenhafte konnte dem heldenmüthigen Kämpfer für Anstand und Sitte seine Achtung nicht mehr versagen ... Ohne sich lange zu besinnen, eilte sie heim und erzählte dem Barthle fast in einem Athemzug, was sie so eben vernommen.

Der sagte darauf kurz: „So, da hat er's nun!“

„Wer und was hat er?“ fragte Mariann erstaunt, erschrocken.

„Nun, Franz hat den Lohn dafür, daß er immer der Klügste und Beste sein will; aber daß der Alte nicht auch etwas mitbekommen hat, das ist schade — jammerschade.“

Hastig und ohne auch nur ein Wort zu sagen, verließ Mariann die Stube.

Nachmittags, als sie dem Barthle Holz sägen half, bat sie ihn um die Erlaubniß, die ganze Woche ruhig im Vorsaß bleiben zu dürfen, da es doch täglich Gelegenheit geben werde, ihm die Milch zu dem so unentbehrlichen Kaffee heraus zu schicken, so lange er noch bei der kranken Kuh bleiben müsse.“

Jetzt wollte sie einmal eine Woche allein sein. Doch schon einen Tag später war sie beinahe froh, daß ihr die Verpflegung von Hansmichels dem Großen überlassen wurde, und sie hätte ihn nicht ins Dorf hinaus tragen lassen, wenn das auch nicht vom Dokter ausdrücklich verboten worden wäre. Ihr, die sich jetzt immer viele und strenge Arbeit wünschte, gab die Pflege des Ver-

wundeten Unterhaltung und Trost. Lange schon hatte ihr nichts mehr so viel Freude gemacht, als die von Tag zu Tag fortschreitende Besserung eines Menschen, der ihr bisher ziemlich fremd geblieben war, obwol er — wie alle ihre ärmeren Verwandten — öfter in ihr Haus kam, als dem Barthle lieb war. Sie hatte nun doch wieder einen Menschen, für den sie arbeiten und sorgen konnte. Die Tage, die sie ihm fast gänzlich opferte, gingen ungewöhnlich schnell vorüber, und als er sie verließ, war es so öd und geisterhaft still in der Hütte, daß Mariann herzlich froh war, als ihr Vater, der die kranke Kuh einem alles kaufenden Viehhändler gegeben hatte, am Sonntag Abends mit ihr ins Vorsaß ging.

Hatte ihr die Verpflegung eines ihr sonst ferner Stehenden so manche schöne Stunde gemacht, so mußte es doch noch viel süßer sein, dem Vater ihre Kräfte zu opfern und ihm das Schwere, so viel als möglich, zu erleichtern. Sie suchte sich zu bereden: Es hab's auf der Welt nur selten ein Mensch besser als sie. War sie doch gesund und stark, und während viele Tausende hungern und Kummer haben mußten, brauchte sie nur zu gehorchen ohne weiter denken zu müssen. Und der von ihr Gehorsam forderte, war er, der gewiß immer nur ihr Bestes wollte. O, er liebte sie mehr, als sie verdiente, mehr als andere Väter ihre Kinder lieben, das bewies ja gerade die Strenge, mit der er sie auf dem rechten Weg zu erhalten suchte. Sie malte sich ihr künftiges Verhältniß zum Vater so schön als möglich aus, „jedes frohe Stündlein, das sie ihm machen konnte, war ja

auch ein frohes für sie.“ Das gute Mädchen machte einen Vorsatz nach dem andern, seine Kindespflicht getreulich zu erfüllen und dem sie so Liebenden die alten Tage recht froh zu machen. Dennoch fand sie dabei jene süße Ruhe nicht mehr, die sonst immer ihre guten Vorsätze belohnte. Stundenlang lag sie schlaflos droben auf dem Heustock hart unterm Schindeldach, wo sie ihr Bett gemacht hatte, als der Vater ihr kleines Kämmerlein bezog. Ringsum war alles still, nur zuweilen hörte sie das leise Schellen der wiederkäuend im Stalle liegenden Kühe, dann das Jauchzen der von der Nahtstubat heimgehenden Bursche, und „was war das?“ Wurde nicht ihr Name gerufen?

Sie hielt den Athem an.

„Mariann schläfst?“ hörte sie fragen.

Die Stimme schien von ihrem Zimmerchen herzukommen, doch war es nicht die des dort schlafenden Vaters. Die Horchende erinnerte sich nicht, je eine ähnliche gehört zu haben.

Im Stall unter dem Heustock war's plötzlich laut geworden. Schellend und mit den eisernen Halsbändern rasselnd gaben die erschrocken aufgesprungenen Kühe noch lange ihren Unwillen über die Ruhestörung zu verstehen. Als es endlich wieder stiller wurde, konnte Mariann jedes Wort verstehen, obwol der Redende etwas leiser sprach als vorher.

„Wenn du da bist, so reg dich endlich, und wenn du nicht da bist, so sag's nur herzhaft und ohne Scheu

heraus, damit ich wieder gehen kann, bevor es mich gar zu sehr an die Schuhsohlen friert."

Mariann war noch zu erschrocken um diese und andere Reden lächerlich zu finden, und zu unerfahren, um sich gleich mit dem Gedanken zu beruhigen — oder noch mehr zu beunruhigen, daß nun der erste Nachtbube sich vor ihr Fenster gewagt habe.

Lange lauschte sie den wunderlichen Einfällen des Burschen, der sie damit zum Lachen und dann selbstverständlich auch zum Reden bringen zu wollen schien. Als ihr endlich alles klar wurde, zog sie lachend die Decke über die Ohren und sagte: „Der hat's schlecht getroffen, aber es geschieht ihm ganz recht dafür, daß er alles aus dem Schlafe aufschreckte."

Das Anklopfen des ersten Burschen am Fenster eines Mädchens ist denn aber doch ein zu wichtiges Ereigniß für dasselbe, um sich so mir nichts dir nichts wieder unter die Decke vergraben und ruhig schlafen zu können. Neue Gedanken und niegeahnte Gefühle erwachen, wenn der erste Nächtler vor dem Hause jauchzt und das Fensterlein öffnet.

Nun ist das Mädchen zur Jungfrau erklärt. Der Knabe, der einst die Gefährtin zum frohen Spiele rief, steht wieder da; aber es ist Nacht. — Dunkel und unsicher ist auch das ernstere Spiel, zu dem er sie jetzt ruft, wie die Zukunft. — Noch fragt sie nicht: „Wer ist's der seine Vorzüge den meinen gegenüber auf die Wagschale legt?" Diese Frage überläßt sie einstweilen den Aeltern, noch entscheidet nicht der wahre Werth, nicht der einge-

bildete des Ruhestörers, sondern seine Beredsamkeit darüber, ob und wie sie ihm antworten wird. — Die verstellte Stimme läßt den Redenden nicht erkennen, der alles anwendet die Zuhörerin zum Lachen zu bringen.

Ob sie wol den gleichen Einfall lächerlich finden werden?

Ihre ganze Zukunft hängt vielleicht davon ab.

Mariann hatte das Köpfchen bald wieder erhoben, doch sie strengte sich vergebens an, den jetzt ganz leise Redenden zu verstehen.

Aber was war das? Die Stimme hatte sich ganz verändert — so redete nur Franz.

Hastig kroch Mariann über den Heustock bis hart an die Wand, wo sie nun jedes Wort verstehen konnte.

„Ich muß einmal mit dir reden um jeden Preis,“ flüsterte Franz, „du wirst mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich's mache, wie es hier zu Lande nun einmal Brauch ist. Jeder Weg, der zu dir führt, ist mir der rechte. Hätt' ich sonst je bestimmt hoffen dürfen, dich allein anzutreffen, so wär ich längst gekommen; aber ich weiß nie, wo der Barthle steckt und was der dann allenfalls meinen würde. Heut nun, es ist ein so lieblicher warmer Abend, hat's mich nirgends mehr Ruhe finden lassen. Nun, da bin ich und meine, dem ehmaligen treuen Freund sollte man doch auch noch ein Wörtlein gönnen.“

„Allerdings“ — hörte die Erschrockene den Vater sagen — „ich danke dir für die vielen Butterbrote, die ihr, du und die Andern, meinen Kindern gegeben habt. Wenn du mir sagst was sie kosten, so werd ich sie zahlen

am nächsten Sonntag, denn hier im Vorsaß hab ich kein Geld — sonst aber laß mich mit Ruh. Ich hab nichts und will nichts mit dir zu thun haben."

„Nun ich mit euch auch nichts," sagte Franz trocken. „Aber da ihr nun einmal da seid, wollen wir doch wenigstens ordentlich miteinander reden."

Diese herzhafte Antwort schien Barthle nicht erwartet zu haben. Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Nun, so rede meinetwegen."

„O, daß ihr die wahre Sprache des Herzens verstündet!" rief Franz.

Barthle lachte.

„Dann," fuhr jener fort, „dann würdet ihr nicht zwischen mich und Mariannen werfen wollen, was zwischen euch und meinem Vater liegt."

Mariann hörte, wie der Vater sich unwillig auf dem Laubsack herumwarf.

Sie zitterte und vermochte kaum mehr sich aufrecht zu erhalten.

„Ich habe nicht erwartet euch anzutreffen," schloß Franz, „doch bin ich dadurch nicht in Verlegenheit gekommen. Was ich wünschte, was ich sagte, durftet ihr so gut hören als die, mit der ich eigentlich zu reden wünschte!"

„Kerl!" drohte Barthle, setzte dann aber etwas milder bei: „ich hab's längst gesagt, ich mag mit euch gar nichts mehr zu thun haben."

„Aber ich mit euch, das heißt mit Mariannen, so lang nicht auch sie so redet."

„Für dich geht der Weg in mein Haus nur über meine Leiche; das hab ich hoch und theuer verschworen.“

„Soll denn ein leidenschaftlicher Augenblick über meine und vielleicht auch Mariannens Zukunft entscheiden? Euch dem Vater sag ich nur so viel: Ich bin wohlhabend und kein Mensch braucht sich meines Umgangs zu schämen, das Uebrige überlaßt nur ihr und mir!“

„Du Trotzkopf, du, man wirft nicht mit Stöcken, wenn man Vögel fangen will, verstanden!“

Jetzt war auch Franzens Geduld zu Ende: „Wenn das was ich gesagt hab dir trotzig vorkommt, so hab ich entweder ungeschickt geredet oder du hast schlecht gehört. Die Absicht zu trotzen hatte ich nicht, obwol ich auch nicht ans Vogelfangen denke. Ehrlich und nach altem Landsbrauch, wie einst auch du und deine ganze Verwandtschaft es übten, bin ich hergekommen mit der unschuldigen Absicht einmal mit Mariannen zu plaudern, mich zu überzeugen, daß sie den treuen Gefährten von ehemals noch nicht ganz vergessen habe, und zu versuchen, ob wir jetzt auch noch immer so gut übereins kämen, wie früher —“

„Das geht dich bei Gott rein gar nichts an!“ fuhr Barthle auf. „Den ärgsten Bettler, der doch wenigstens noch ein ordentliches Vaterunser beten könnte, wollt' ich lieber bei ihr sehen als dich, und so wahr Gott und sein heiliger Engel mir helfen sollen im letzten verzweiflungsvollen Kampfe mit dem Tod' und dem Teufel —“

Mariannen wurde es kalt und heiß.

„Halt Barthle!“ fiel Franz ein. „Mariann hätte

denn auch noch ein Wort mitzureden. Ich liebe meinen Vater auch, gewiß so innig als sie dich lieben kann, aber er würde doch vergebens mich wegzubringen suchen von ihr; das kann kein Mensch als sie selbst."

„Dummes Büchergeschwätz!"

„Ja, so dürfte man das alles nennen, was man singt und sagt von der Liebe Macht, wenn sie sich beugen müßte einem Gewaltspruch oder einer Rechnung. Aber Barthle, diese der armen Menschheit von Gott gesendete Trösterin steht zu hoch, um von Jedem beworfen werden zu können. — Doch, wem erzähle ich das! Den Lüften und den Wänden. Ich hab' nun lang genug gestört; gute Nacht."

„Ja, geh nur, du elendes Thier, das Mädchenliebe für das Höchste hält," rief Barthle dem langsam Gehenden nach.

Franz hatte nicht nur den Lüften erzählt; Mariann hörte und verstand jedes Wort und die verschiedenartigsten Gefühle drückten, erhoben, durchzitterten und überglühten sie. Bald erschrak sie über seine Herzhaftigkeit, bald bewunderte sie seine männliche Rede und dann vergaß sie den Vater und die ganze Welt und nur noch er und sie waren da und nur noch seine Worte hörte sie, Worte, die wie Himmelsmusik alle Erdenklagen in sich verschlangen zu einem namenlos schmerzvoll süßen Hymnus, der zu Thränen rührte, wie der Sterbliche sie nur in den größten Augenblicken seines Daseins weint.

Sogar die letzten Worte Barthles waren nicht im Stande gewesen, sie in dieses Jammerthal zurückzubringen.

Sie durchwachte die ganze Nacht.

„Was wol der Vater darüber sagen wird?“ fragte sie sich; aber erst, als sie am andern Morgen die Wohnstube betrat.

Er erwähnte mit keinem Worte das ihr so wichtige Ereigniß, er sagte überhaupt gar nichts. Erst nach dem Morgenessen, als er schon den Thürriegel in der Hand hatte, spottete er: „Man wird nun bald ein Schild neben deiner Schlafstelle aufhängen und ein Licht dazu stellen müssen, das wird man.“

Barthle hatte, während er das so gleichgültig als möglich sagte, Mariannen scharf beobachtet, dann schnell die Stube verlassen.

Er hätte gern gewußt, ob das Mädchen den Ruhestörer hörte und verstand, und ihr Erröthen hatte ihm mehr erzählt, als ihm lieb war.

„Was nun?“

Als er, Barthle, etwas über dreißig Jahre zählte, hatte ihn sein Vater einmal abseits genommen und zu ihm gesagt: „So Bursche, jetzt denk' ich, hat denn das Flausenmachen doch ein End' und der Pfarrer meint's auch. Du bist nun alt genug, den Hof zu übernehmen und reich genug, um mit Anstand und Ehren des Haldenbauers Therese darauf zu führen als dein Weib.“ Barthle hätte nun, wie Sepp, lieber die Magd haben wollen. Er war ungemein zäh, aber man machte ihm die Hölle furchtbar heiß, und als endlich gar der Pfarrer dem Unfolgsamen mit Verweigerung der Absolution drohte, da

mußte er nachgeben und mit der Therese machen so gut er konnte.

Dieser Franz schoß daher wie eine blinde Bremse, und beinahe sein erstes Wort war: dem Vater werde er nichts nachfragen und er hoffe, daß auch Mariann so denke.

Wenn es gleichgültig wäre, ob man der Neigung folge oder dem Gewissen, dann wären die Frommen die größten Thoren, daß sie nicht auch sich wohl sein ließen.

Ja, wenn zwei Himmel auf einander kommen könnten.

Franz hatte es sogar ausgesprochen, daß er nicht Gehorsam, sondern Liebe für das Höchste halte.

Schauderhaft, die sogenannte Liebe das Höchste — also gar eine Tugend!

Und dieser Heide, dieses Thier in Menschengestalt wollte ein Verhältniß mit seiner Tochter anknüpfen, wollte vielleicht gar der Vater, der Erzieher ihrer Kinder werden — hatte die Schwache möglicherweise schon halb gewonnen! — Wie hätt' er sonst so trotzig auftreten dürfen?"

Es war zum Rasendwerden.

„Aber, halt Barthle!" rief er sich plötzlich zu. „Um dein und deines Kindes Glück handelt es sich; um nichts Geringeres. Ruhig! Mit meiner Heftigkeit hab ich schon genug Strafe verdient. Ruhig jetzt, du wildpochendes Herz! Wie oft schon hab' ich Gott und meinen Aeltern zu lieb und weil es mir so befohlen wurde, mich selbst gebunden, bis ich starr wurde und nichts mehr

fühlte! Nun will ich mir einmal selbst befehlen. Sollt' ich nicht auch für mein Kind mich einmal beherrschen, verstellen können? Es gilt mein Vermögen, welches ich doch nicht für diesen Ketzer so ordentlich zusammengehalten habe, es gilt mein Wort, dem Freimaurer öffentlich gegeben, gilt meine Ehre und das Ansehen einer christlichen Verwandtschaft, meine Zukunft gilts und das Seelenheil meines einfältigen Kindes. Nicht von ihm trennen darf ich mich da am Scheideweg, um meinen eigenen Pfad zu gehen. Mit ihm vorwärts schreitend, kann ich es denn doch allmälich über Abwege auf meine, auf die rechte, aber enge Straße bringen. Das kann ich — will ich, muß ich!"

Während Barthle so sann und Pläne machte, war Mariann mit der Hausarbeit fertig geworden und sie setzte sich nun zu ihrer Stickerei. Doch heute kam sie mit dieser Arbeit nicht vorwärts; der Faden war zu groß und die Nadel zu klein.

Sie stand auf und ging in der Hütte herum; ordnend, aufräumend, Arbeit suchend.

Sie holte den aus Zweigen junger Tannen gemachten Besen und dachte dabei an den Wald, an Blätterrauschen und Vogelsang. Ein Spaziergang da hinaus und hinauf hätte ihr so wohl gethan — der Besen war ohnehin alt und stumpf; also hinaus in den grünen duftenden Wald!

Die weidenden Kühe auf der Wiese, ihre seitherige Pflegerin erkennend, sprangen ihr fröhlich brüllend ent-

gegen und folgten ihr, während die muntern Kälber voraushüpften, dem kühlen Walde zu.

Die Reiser zu einem Besen waren bald gebrochen, aber der Winter ist lang, Besen brauchte man alle Tage und — im Wald war's so herrlich. Dort, noch weiter oben, sah Mariann wieder mehr Reiser und immer schönere.

Die Kühe hatten sich unter die schattigen Tannen gelegt, die Kälber kletterten mit den Ziegen um die Wette und suchten die besten Kräuter. Mariann saß auf ihrem Reisbündelchen und dachte an den gestrigen Abend, sich jedes Wort wiederholend, was er gesprochen hatte. Jetzt wurde ihr begreiflich, wie es dem Pfarrer möglich sei, über eine ganz kurze Bibelstelle die längste Predigt zu halten. Was alles konnte sie nicht in Franzens Worte hineinlegen und aus denselben herausnehmen!

„Dummes Büchergeschwätz wäre alles, was man singt und sagt von der Liebe Macht, wenn sie sich beugen müßte einem Gewaltsspruch oder einer Rechnung.

Sie überwindet alles, duldet alles, trägt alles.

Sie ist „die der armen Menschheit von Gott gesendete Trösterin."

Noch vor kurzem hatte Mariann ihre Zuneigung zu Franzen als etwas der Liebe zum Vater Entgegengesetztes vergebens zu bekämpfen versucht, jetzt waren ihre Gefühle versöhnt. Hätte sie an die Zukunft gedacht, dann würde sie gezittert haben, aber sie dachte an gar nichts.

Sie hatte einige Brombeerstauden erblickt, nieder=

gezogen von der schweren Frucht und schon eilte sie, dem Vater seine Lieblinge zu pflücken.

Das gute Kind füllte schnell die saubere Schürze, während die wieder zurückgekommenen Kälber die ordentlich zusammengebundenen Reiser muthwillig auseinander warfen.

Lächelnd tadelte sie die unartigen Thiere, die sich, stolz auf diese That, neben sie hinstellten und ihr zusahen, als sie die auseinandergeworfenen Zweige wieder zusammentrug. Ihr Schelme seid halt auch gerade so närrisch als unser eins und meint, es sei alles euretwegen da. Nun, es ist ja genug für uns alle.

Hatten diese nur leise gesprochenen Worte die um sie her schlummernden Thiere so erschrecken können? Auch die ältern Kühe standen auf und stellten sich vor sie hin.

Alle blickten auf dieselbe Stelle.

War es der Wind, der dort die schlanken Haselstauden bog, die dahin, jene dorthin? Jetzt sah man auch etwas Weißes und die Kühe fingen wild zu brüllen an.

Einen Augenblick später kam Franz mit einem Grastuch voll Wurzeln und Kräuter aus dem Gebüsch hervor.

Mariann lief ihm entgegen, doch plötzlich stand sie still, sah ihn scheu, fast ängstlich an und wurde über und über roth.

Das war nicht mehr der frühere Spielgenosse — und doch war er's.

Wie wunderbar; so fremd und doch so bekannt — so eigen!

Eine Zeit lang standen sich die beiden schweigend gegenüber; dann sagte Franz: „Ich hab heut nicht gefunden, was ich suchte, dafür aber nun etwas, das mir lieber ist als jenes.“

„Dann“ — ist dir besser gegangen als gestern, wollte Mariann sagen, doch sie erschrak über das, was diese Rede verrathen hätte und schwieg. Er sollte noch nicht wissen, daß sie ihn hörte. — Sollte er nicht? —

„Magst auch Brombeeren?“ fragte sie nach einer Weile.

Franz war sonst nicht Liebhaber; doch alles war gut, was sie ihm gab.

Im Schatten einer Tanne setzten sie sich zusammen auf's Moos.

Die Kühe sahen Franzen ernst und fragend an, als aber Mariann, während sie Franzen Beeren reichte, freundlich mit ihnen redete, schüttelten sie verwundert die Köpfe, schlichen langsam weg und begannen wieder zu grasen und zu schellen.

„Was macht der Vater heut?“ fragte Franz und bereute dann gleich wieder gefragt zu haben.

„Nichts besonderes,“ antwortete Mariann.

„Was hat er gesagt von gestern?“

„Er hat gelacht.“

„Es war auch lächerlich; obwol es mir anfangs gar nicht so vorgekommen ist. Ja, zuerst hätt' ich am liebsten gleich fortlaufen mögen, dann aber ist's in mich

gefahren, ich weiß nicht wie, und um alles in der Welt wär' ich nicht mehr weg. Ja, ja, Anneli, da hab' ich gemerkt, daß ich alles, gar alles könnte für dich, daß mir da nichts zu groß und nichts zu klein wäre. Ich hätt' eigentlich daran denken sollen, daß ich dir und mir böses Spiel mache; doch woran denkt man noch, wenn man einmal recht im Zug ist?"

„Du hast prächtig geredet, ich hätt' dich noch lang hören mögen, wenn mir auch dabei nie recht wohl gewesen wäre."

„Hast du mich gehört?" fragte Franz schnell.

„Ja."

Noch vor wenigen Minuten hatte sie nicht verrathen wollen, daß sie ihm nahe gewesen, jetzt gestand sie freiwillig, daß sie gelauscht, jedes Wort gehört habe und Franz konnte es dabei aus ihren Augen heraus lesen, wie glücklich sie dadurch geworden.

Franz hatte gewünscht, von ihr gehört zu werden, um nicht noch einmal von vorn anfangen zu müssen; doch jetzt sagte er von Herzen gern alles noch einmal, und noch viel, viel.

Die Glücklichen hatten schon mehrere Male andere Plätze suchen müssen, um im Schatten zu bleiben, Stunde um Stunde verging und sie merkten es nicht, bis endlich der Schatten aus dem Vorsaß heraufkroch und sie ernstlich ans Heimgehen erinnerte.

Mariann bemerkte das zuerst.

„Und hier wär's noch so schön und warm und sömmerlich!" klagte Franz.

„Es ist wol drunten auch schön, wenn man so heraufschaut und alles wieder sieht und wieder erlebt," sagte Mariann. Dann nach einer Pause fuhr sie fort: „So ein schöner Tag, wie viel säet und zeitiget er. Wol sind die Stunden bald, und die glücklichsten am schnellsten vorbei; aber was sie uns geben, das geben sie für immer. Ja eigentlich vergehen solche Stunden gar nicht, so lang man lebt."

„Du redest, ob wir von einander müßten für lange Zeit," sagte Franz wehmüthig.

Aber gleich erheiterte ihn wieder das holdselige Lächeln, welches Mariannens Antwort begleitete. „Wir müssen gar nicht von einander. Immer und überall bist du bei mir und sagst mir, was ich thun soll, oder nein, du brauchst mir's nicht zu sagen, ich weiß es, ich fühl's. Wir sind ja ganz eins, wenn wir das Beste thun wollen, gelt Franz?"

„Ja."

Dem sonst so beredten Franz schien diese Antwort zu trocken, doch er fand augenblicklich keine andere. „Und wann sehen wir uns wieder?"

„Immer und überall."

Das Jauchzen der beiden verkündete den Bergen ringsum ihr Glück und der Wiederhall gab's, ihre Stimmen zu einem Jubelrufe verschmolzen, wieder zurück.

Die ringsum weidenden Kühe richteten die Köpfe auf und sprangen dann vor Mariannen zur Hütte hinab, während Franz, um von Niemand schief angesehen zu

werden wegen seinem Kräutersammeln, auf einem Umweg ins Vorsaß zurückging.

„Brombeeren vertreiben alles Böse, sagt der Vater, doch heute werden sie schwerlich alles vertreiben, was daheim auf die so ungewöhnlich lang Ausgebliebene wartet.“

Mariannen war himmelangst, als sie die Stubenthür öffnete.

Es lief dann aber ganz gut ab.

Barthle schien überhaupt ein anderer geworden zu sein. Der Franz, sagte er mit eigenthümlichem Lächeln, habe ihn daran erinnert, daß das Anneli kein Kind mehr sei. Ein altes Weib aber sei es auch noch keines. Jung müsse hüpfen und Alt liefere den Sauerstoff zum großen Käs. Er, Barthle, wisse schon auch, was Jedem gehöre. Und um das zu beweisen, lud er jetzt oft junge Mädchen zu Mariannen ein, ja er hatte nicht einmal etwas dagegen, als die sein Anneli mit zur Nahtstubat nehmen wollten. „Man wisse wol: die Alten klagen und die Jungen wagen. Er gebe freilich nicht viel für solcherlei Narrenwerk, aber wenn man die Rosse ziehen lehren wollte, so müsse man sie zuerst neben Andern einspannen. Den Kindern sage man: Komm und geh'; ältere Leute aber ließen sich heutigs Tags nicht mehr gern einreden, drum müßten sie eben selbst erfahren, was Schlag und Lauf sei. Lustig in Ehren könne niemand wehren; sogar der Pfarrer eifere jetzt bei weitem nicht mehr so gegen das Tanzen, wie damals, als er in die Gemeinde gekommen sei.“

Anfangs war Mariann über solche Reden beinahe erschrocken. Sie sollte nun Gesellschaften besuchen, tanzen u. dgl.! Es war ihr ordentlich angst, doch das verlor sich, sobald sie daran dachte, daß sie nun Franzen jeden Abend sehen und hören, zuweilen vielleicht sogar ein Wort mit ihm reden könne.

Franz wußte gar nicht, was er denken sollte, als sein Anneli noch in der letzten Woche, die man im Vorsaß verbrachte, auf der Nahtstubat erschien. Sobald es sich ihm schickte, machte er sich zu ihr und flüsterte: „Um Gotteswillen, was ist denn daheim vorgegangen?"

„Gott," sagte sie, „es kommt dir auch vor, ich gehöre eigentlich gar nicht hierher? Mir ists auch so und ich hätt' in diesem Stück dem Vater so ungern gefolgt als in einem, wenn ich nicht hätte hoffen können, auch dich hier anzutreffen."

„Gefolgt," wiederholte Franz, „hat er dich denn her geschickt?"

„Völlig."

„So, also geschickt — richtig! Ja ja, du sollst nicht mehr allein sein mit deinen Gedanken und mir. Weißt du, jetzt sollen auch Andere sich an dich anschließen, dich nach Landsbrauch heimbegleiten und deine Freunde werden!"

„Du denkst doch immer nur Böses vom Vater! Das ist nicht schön und thut mir weh."

„Wie sollte der sich so geändert haben? Glaub's mir! Das ist nur ein Trumpf gegen mich."

„Der wäre verloren," antwortete Mariann und ein

warmer Händedruck sagte Franzen, daß sie wisse, was sie mit diesen Worten aussprach.

Und Franz glaubte seinem Anneli und hatte nie eine unruhige Nacht, obwol er sah, wie sich die ersten Burschen im Dorf plagten um die Ehre und das Glück, es einmal heimbegleiten zu dürfen.

Er vermied scheinbar den Umgang mit dem Mädchen, um den Barthle, der sicher überall seine Horcher hatte, nicht von einem Plane abzubringen, der es oft in seine Nähe brachte.

Ein Wort, ein Blick, ein Händedruck konnte immer wieder gewechselt werden, und das war beiden genug.

Drittes Kapitel.

Etwas ganz Unerwartetes.

Sobald Sommer und Herbst ihre Gläubiger, die fleißigen Bauern befriedigt oder sich doch mit ihnen abgefunden haben, wird den freundlichen Gästen der Aufenthalt im Bregenzerwald vom rauhen Nordwestler, dem unfreundlichen Gesandten des Winters, untersagt. Nur ungern und erst nach wiederholten Ermahnungen verlassen sie diese Gegend, wo ihnen alles so freundlich entgegenkam. Oft scheint es, als ob sie sich noch einmal zurückwagen würden, aber gleich kommt der unfreundliche „Nördler," ruft ihnen sein mächtiges Halt! entgegen und wirft den erschrocken Fliehenden murrend und polternd nach, was von dem auf den Bergen und in den Wäldern Zurückgebliebenen etwa noch ihnen gehören mag. Nur noch zuweilen überschicken die vertriebenen durch ihre Freundin, die Sonne, einen freundlichen Gruß, während auf der Schattenseite, den gegen Mittag liegenden

Bergen, schon jede Tanne einer vom Winter aufgepflanzten Siegesfahne gleicht, und auch diese Grüße werden immer seltener, bis endlich der schon alle Berge Beherrschende auch die Thäler im Sturm erobert und mit seinen Geschossen bedeckt.

„Jetzt ist's fertig," sagen die Bauern, wenn sie eines Morgens Feld und Wald die Uniform des Winters tragen sehen, und nun geht's an ein Aufräumen und Ordnen, wie wenn ein Gast das Haus verläßt, dem da alles zur Verfügung stand. Der letzte Heuwagen wird auseinander gerissen und zu den ordentlich aufgebeigten Theilen der andern Wagen in einen Winkel gelegt, Sensen, Rechen und Gabeln werden in die Rumpelkammer getragen, der sonnverbrannte Strohhut findet am Nagel neben dem Steinfaß einen Platz. Wenn endlich der Hausvater dem Sommer und dem Herbst aufgeräumt hat, kommt er mit einem im letzten Winter schon angefangenen Strumpf in die Stube, denn jetzt hat er wieder einmal Zeit zum Stricken und zum Rechnen. —

Das Verhältniß des Bauern zu den Jahreszeiten ist durch den Ersterem häufig beigelegten Namen L a n d w i r t h sehr treffend bezeichnet, denn es hat wirklich sehr viel Aehnlichkeit mit dem des Wirths zu den im Sommer das Land besuchenden Gästen. Ihre Launen und Eigenheiten kennen zu lernen hatte der Arme schon mehr als genug Gelegenheit; sein Bestreben geht nun vor allem dahin, aus denselben Vortheil zu ziehen. Ihre Befehle sucht er ihnen schon aus dem Gesichte herauszulesen, und sie auszuführen, opfert er mit Freuden die

eigene Bequemlichkeit, Ruhe und Schlaf; ja er thut, was ihm ohne die lockende, ziehende und treibende Hoffnung auf ein schönes Trinkgeld rein unmöglich wäre. Muß er doch von seiner Wirthschaft „Herren und Bettler, Pfarrer und Meßner" erhalten! Wer will daher dem geplagten, mühebeladenen seinen Aerger verargen, wenn die so seltenen Gäste seine Hoffnung auf Trinkgeld unerfüllt lassen, oder wenn sie, auf's nächste Jahr vertröstend, ihn gar nicht einmal schadlos halten? Ja, dann bekommen allerdings die zähsten Geduldsäcke Löcher, daß alles Erdenkliche hinein- und herauskann. Verächtlich sieht der Enttäuschte den Scheidenden nach, aller Mühen und Entbehrungen erinnert er sich wieder, und diese Erinnerungen, noch drückender gemacht durch die wachsende Sorge für die Zukunft, ermüden und entkräftigen ihn noch weit mehr, als ihn je die Arbeit ermüdete und entkräftigte.

Doch der Bregenzerwälder Landwirth zeigt sich den nur kurze Zeit bei ihm Weilenden so dienstbar, kennt und umgeht ihre Launen so gut, daß sie den Unermüdlichen nur höchst selten einmal unbelohnt lassen. Lächelnd sieht der Zufriedene den Scheidenden nach und kehrt dann fröhlich in die Stube zurück, um da nun, umgeben von den Seinen, leichtere Arbeiten verrichtend, auszuruhen und die Früchte seines Fleißes zu genießen.

Eine Zeit lang kann er sich nun mit Ausbessern der im Sommer beschädigten Werkzeuge, mit Stricken, Rechnen und Erzählen ganz gut unterhalten; aber bald ist alles durchwühlt, was Beschäftigung und Unterhaltung

gab. Die Jahresrechnung ist unfehlbar gemacht, den neuen Kalender kann schon alles auswendig, die Betrachtung der vom Winter aufs Fenster gezeichneten Figuren und das Herausfinden ihrer Bedeutung für des Hauses Zukunft nimmt nur wenige Minuten des Tages weg, um ins Wirthshaus zu gehen, fehlt's an Geld, zum Stricken an Wolle, zum Schlafen sind die Nächte lang genug und etwas muß der Mensch haben, womit er sich beschäftigen kann.

Wer sucht, der findet. —

Man thut dem Winter sehr unrecht, wenn man ihn einen faulen Kerl schilt, der sich, nachdem sein Diener, der Sturmwind, ihn ins Land getragen, mir nichts dir nichts aufs Ohr lege und schlafe, bis er im Sonnenschein jämmerlich zu Grunde gehe. Wer so etwas behaupten kann, der muß ihn wol noch nie recht beobachtet haben, sonst würde er ganz andere Dinge von ihm zu erzählen wissen. Sobald er nämlich die Leute in die Häuser, die Thiere in die Nester eingesperrt, den von seinen Dienern verwüsteten Boden bedeckt und die Felsen selbst mit stolzen Säulen geschmückt hat, so glänzend hell, daß des Mondes Bild ungetrübt aus ihnen strahlt, vermählt er sich mit der Langweile und zeugt und erzieht mit ihr eine Menge sehr verschiedener Kinder, deren Namen man aus den auf den Kanzleien liegenden Prozeßacten und den eifrigen Fastnachtspredigten nur erst im kleinsten Theile kennen lernt.

Im Sommer kann man den Bauern arbeiten und schwitzen sehen, auch von seinen äußern Verhältnissen ist manches zu erfahren; wer aber sehen und hören möchte,

wozu diese Verhältnisse ihn selbst machen konnten, der muß in den kurzen und doch so langen Wintertagen die eingeschneite Wohnung betreten, in diesen Tagen der Prüfung, wenn in der Stubenwärme Gutes und Böses so schnell groß wächst und auch die verborgenste Leidenschaft erstaunlich schnell Riesenpflanzen emportreibt. Es gehört nicht viel dazu, während der Zeit der Arbeit und der Hoffnung mit Gleichstrebenden ordentlich auszukommen, da man sich ja fast jede Stunde gegenseitig unterstützen und helfen muß; aber wer einen Winter lang mit Weib, Kind und Gesind, mit Nachbarn und Verwandten, mit Vorgesetzten und Untergebenen im Frieden lebt, der ist geprüft wie das Gold im Feuer; der darf glücklich und selig gepriesen werden, wie der Mann, der Gott fürchtet.

Einem solchen ist im Winter immer am wohlsten und die dunkeln Decembertage sind ihm lauter Sonntage, in denen er ganz sich und den Seinen gehört und auch den Bedürfnissen des Gemüths Rechnung tragen darf. Gäbe es keinen Winter, so würden bald noch weniger Gemüthsmenschen unter den Bauern anzutreffen sein; rohe Kraft und List, die jenen auszubeuten suchte, würden die einzigen Mächte. Jedes edlere Gefühl würde „verwerchet"*) werden, und der Wunsch, einmal so viel zusammenzubringen, um sich Ruhe gönnen zu dürfen, würde keinen andern mehr neben sich aufkommen lassen. Im Winter lernt der Bauer den Menschen als

*) durch das Arbeiten aufgebraucht, beseitigt.

Menschen schätzen und lieben, während er im Sommer nur als Capitalist oder Arbeiter gilt. Sogar die vielen im Winter entstehenden Streitigkeiten und Feindschaften haben ihren Grund meistens darin, weil da des Einzelnen Eigenart zur Geltung zu kommen strebt, weil er anfängt Idealist zu werden. — Man hat da Zeit, über vielerlei nachzudenken und zu reden, und daraus entsteht denn manches Gute, aber auch mancher Hauskrieg zwischen Eheleuten, die, als sie sich ewig banden, nicht an den — Winter dachten, sondern nur prüften, ob Hofstatt sich zu Hofstatt*) finde, und denen nun das Gemüth mit dem thränennassen Schnupftuch durch all die schönen Verstandsrechnungen hindurch fährt.

Franz, der früher die Bauern fast immer nur außer dem Hause, bei der Arbeit, auf dem Kirchenplatze und ausnahmsweise einmal im Wirthshause sah und hörte, hatte jetzt als angehender Thierarzt öfters Gelegenheit auch in die eingeschneiten Häuser einzutreten. Und wie anders fand er da die Leute, als er sie früher sich vorgestellt hatte. Jetzt erst begriff er den guten Vater Martin und die Freude seines Weibes über des Jungen glücklichen Vogelfang. Oft dachte er beim Heimgehen: Wie ums Himmelswillen kann der Dokter die Menschen sich als gänzlich von den Verhältnissen beherrscht denken? Er muß doch auch gesehen haben, wie so viele sich darüber zu erheben und in die ärmste Hütte einen Himmel zu zaubern vermögen! Zuweilen erwachte dann auch

*) Hofstatt — das zum Hause gehörende Gut.

der Wunsch in ihm nach einem so stillen herzlichen Zusammenleben im eigenen Hause, wie er's da oder dort geschaut hatte. Daheim war jetzt nicht mehr alles, wie es sein sollte, der Friede war daraus verschwunden, und Mariens sanftes Wesen vermochte nur noch den Schein von Frieden zurückzuhalten.

Der Senn und seine Freunde, welche Franzen vom Alpsonntag an öfter zu besuchen versprachen, hielten redlich Wort, und ersterer fand Franzen, dem die Nahtstubat im Vorsaß Knigges Buch über den Umgang mit Menschen vollständig ersetzt hatte, sehr, und zwar zu seinem Vortheile verändert. Das war nicht mehr der eitle Bücherwurm von ehemals, der keine Gespräche führen, sondern nur Vorträge halten und sich dabei stillschweigend immer den ungebildeten Bauern gegenüber stellen konnte. Auch die andern Burschen schienen zu denken wie der Senn, denn bald sah Franz fast allabendlich die talentvollsten jüngeren Leute in seinem Hause versammelt. Der Sonderling von ehemals würde seine Freude daran gehabt haben, so viele talentvolle und lernbegierige Jünglinge, so zu sagen die Zukunft des Dorfes in der sonst beinahe ängstlich gemiedenen Stube mit dem kleinen Kruzifix im Herrgottswinkel zu sehen. Der aber, der jetzt plaudernd oder zuweilen auch vorlesend in ihrer Mitte saß, konnte es oft recht bedauern, daß so viele brave Leute ihm nachfolgten auf einem Weg, auf dem er sie sich nicht mehr zu führen getraute.

Als er das dem Sennen gestand, sagte der lachend: „Das just ist die rechte Höhe. Wir brauchen keinen

Führer, wohin wir auch kommen, wir werden, alle miteinander, uns gehörig durchschlagen. Siehst du denn nicht, daß die Gesellschaft immer größer wird, je mehr du zurücktrittst?" „Du hast dir da gar keine Kopfarbeit zu machen. Wir haben uns nun einmal zusammengefunden, und wenn du anders, denn als Führer nicht dabei sein magst, so kannst du uns ja das Haus verbieten."

Das nun war Franzen freilich nie eingefallen; seine Bedenken waren ganz andere, doch auch sie wurden durch diese und ähnliche Reden des Sennen und seiner Freunde beseitiget.

Jemehr sich nun aber die Abendgesellschaft im Hause des Freimaurers vergrößerte, desto stiller und ruhiger wurde es in der Gaststube des Adlerwirths. Es war wol nicht zum Verwundern, daß der zuweilen sehr fromme Mann in grausamen Zorn gerieth über die gottlose Dorfjugend, die sich jetzt im Hause des schlechtesten Mannes in der Gemeinde zusammenfand, um da alle nur erdenklichen Schlechtigkeiten zu lernen und zu treiben. Das Allerärgste für den Adlerwirth aber war, daß er dem gepreßten Herzen nicht einmal mehr Luft machen konnte, weil ihm mit den vom Sepp zum Bau der Sägmühle erhaltenen Thalern der Mund gestopft worden war. Nur noch dem Pfarrer durfte er seine Sorgen für die liebe Jugend anvertrauen, ihn ersuchend, ja in einer recht scharfen Predigt Kinder und Aeltern aufmerksam zu machen auf den Abgrund mitten im Dorf, der alles zu verschlingen drohe. Der Pfarrer hätte dem Adlerwirth von Herzen gerne gefolgt, aber er sah ein, daß er

jetzt es nicht mehr einzig mit den Sonderlingen zu thun habe. Ein Schlag, der eine halbe Gemeinde treffen mußte, war gewagter als das Auftreten gegen einen Einzelnen. Achselzuckend erwiederte er daher dem Adlerwirth: „Ich weiß schon selbst, was ich zu thun habe, und wenn ich fremden Rath brauche, so weiß ich auch, wohin ich mich zu wenden habe."

Gähnend saß nun der gute Adlerwirth Abends im Kreise der wenigen Getreuen, die sich noch regelmäßig einzufinden pflegten, weil ihnen die jetzt herrschende Ruhe viel besser zusagte als ihm. Seit auch das schwatzhafte Weberle — wol wissend, daß ihm Niemand mehr die Zeche bezahlen würde — daheim blieb, konnten sogar Männer wie der Hansmichel eine gewisse Bedeutung bekommen, wenn sie einmal Leib und Seele zusammen nahmen, um recht kurzweilig zu sein. Da konnte er denn eines Abends der Versuchung nicht mehr widerstehen, das mitzutheilen, was ihm das Weberle im letzten Sommer anvertraut hatte, nämlich: Wie der Klausmelker fortgekommen sei und wie er einen so trotzigen Brief hergeschickt habe.

„Dann wird es wol der gewesen sein, den ich an jenem Streitsonntag dem Sepp gegeben; ich glaubte die Schrift zu kennen," sagte das Rösle hastig.

„Kann wol sein," sagte Hansmichel etwas verlegen, erzählte dann noch zu Ende, was ihm das Weberle unter dem Apfelbaum mittheilte und ging mit dem erhebenden Bewußtsein heim, heute doch auch einmal der Wichtigste unter allen gewesen zu sein. Hatte ihm doch sogar das Rösle

aufmerksam zugehört, welches sonst immer auf der Ofenbank einzuschlafen pflegte.

Und wirklich das war einmal eine Neuigkeit!

Dem Rösle machte sie eine schlaflose Nacht.

Der Adlerwirth erzählte am andern Tage den ihn Besuchenden: „Der Spitzbub, der Klausmelker habe doch auch einmal geschrieben, aber nicht an den Barthle, sondern an den Sepp, der vermuthlich nun dem jetzt Volljährigen sein mütterliches Vermögen erheben und überschicken müsse. — Da sehe man nun einmal, was aus den Leuten werde, die sich im Hause des Freimaurers bilden ließen."

Sicher würde man nun im ganzen Dorfe die nächsten acht Tage überall und immer von Barthle und den Seinigen geredet haben, wenn nicht die Gemeinderechnung für das laufende Jahr die allgemeine Aufmerksamkeit jetzt zu sehr in Anspruch genommen hätte. Beinahe jedes Jahr wird eine Zeitlang wegen unbilliger Vertheilung der Gemeindelasten in den Winkeln herum furchtbar aufbegehrt, und besonders laut ging es immer in unserem Dorfe zu, wenn Sepp den Unzufriedenen die Köpfe noch wärmer gemacht hatte. Doch selbst da war es nie so laut gewesen wie heuer und die Zahl der Aufbegehrenden war von Tag zu Tage größer.

Nicht — wie einige meinten — die nächtlichen Zusammenkünfte beim Freimaurer hatten das zu Wege gebracht; der Sägenprozeß, oder um offen zu sein — die, welche denselben veranlaßten, waren an allem Schuld. Derselbe hatte, nachdem sämmtliche Gemeinderäthe, Un=

parteiische und Sachverständige auf dem Gericht ihr Gutachten, wie der Vorsteher zu Papier gegeben, einen für den Finken ungünstigen Ausgang genommen. Es handelte sich jetzt nur noch um die Frage: Wer soll die Kosten bezahlen? Wer die Herren Gemeinderäthe und sämmtliche Unparteiische und Sachverständige für Gang und Zehrung nach Bezau und — wieder zurück nun schadlos halten?

Die richtige Antwort auf diese Frage war um so schwerer zu finden, da sich unterdessen der Fink mit des Vorstehers Tochter wieder ausgesöhnt hatte und fest entschlossen war, sich gleich nach seines Vaters Tod mit ihr verkünden zu lassen. Daß dem durch den Streit schon sonst unberechenbar geschädigten Finken die Zahlung der daraus erwachsenen Kosten nicht zugemuthet werde, schien dem Vorsteher recht und seinen Anhängern billig zu sein.

Also der streitsüchtige Adlerwirth — dem geschähe schon ganz recht.

Doch da gab es zwei sehr bedenkliche Aber.

Erstlich war von dem unmöglich etwas zu bekommen. Er hatte eben alles zu wenig und Geld gar keins. Ohne Sepps Unterstützung hätte er bald mit Schanden abziehen müssen. Da nun aber Sepp ihm einmal half, war zweitens anzunehmen, daß er ihm nicht nur Geld, sondern auch guten Rath geben werde, und mit dem hätten sich dann die Herren so einer Kleinigkeit wegen doch nicht gerne eingelassen.

Da war denn in einer schlaflosen Nacht dem Vor-

steher eingefallen, daß, da die ganze Gemeinde, den Bau der neuen Säge wünschend, das Gesuch des Adlerwirths unterschrieb, sich so alle gleichsam als seine Mitstreiter bezeichnet hätten, daher es denn wol am billigsten war, wenn die, denen so viel an der Sache lag, auch die aus ihr erwachsenen Kosten tragen halfen. Die Gemeinderäthe fanden diesen Gedanken prächtig, die übrigen Dorfbewohner aber wollten diesem Lob nicht beistimmen, und aus dieser Meinungsverschiedenheit entstand denn das erwähnte ungewöhnlich laute Aufbegehren, das nur gewisse Leute gern als ein Echo aus dem Hause des Freimaurers bezeichnet hätten.

„Laßt sie ruhig murren, wenn sie nur bezahlen," tröstete der Vorsteher. „Auf's Gericht kommt der Handel sicher nicht, und dann muß es gehen, so lange wir alle einig sind."

Aber die Regierenden wurden nicht eins. Barthle hatte auch noch ein Wort mitzureden und zwar ein sehr lautes, wie leise die Andern auch zu Werke zu gehen wünschten. Der mit seinem Anneli so abgeschlossen Lebende hatte noch nichts gehört von dem Lärm, der das Dorf durchschwirrte. Er saß während der Gemeinderechnung nur so hart neben dem Angeber und paßte auf wie ein Uhrmacher, weil ihm wirklich daran lag, seine Pflichten als Gemeinderath gewissenhaft zu erfüllen, auf daß durch seine Schuld kein Mensch auch nur um einen Kreuzer zu kurz komme. Um so erstaunter fuhr er nun auf, als er angeben zu hören wähnte: „Dreißig Gulden für den Sägenprozeß."

„Noch einmal lesen!“ befahl er. „Dreißig?“

„Gulden — für den — Sägenprozeß.“

„Des Adlerwirths nämlich mit dem Finken,“ erklärte der Vorsteher. „Durch zahlreiche Unterschriften hat die Gemeinde die Sache zu der ihren gemacht und nun soll sie dafür auch zahlen helfen. Wer riechen will, muß blechen, sagt der Apotheker.“

„Und soll dafür auch zahlen helfen,“ wiederholte Barthle. „Wofür? Etwa gar Strafe? Da würdet ihr ja jenem Lehrer gleichen, der dem Schüler zur Strafe für seine Naschhaftigkeit das Brot genommen hat und selbst gegessen. Machet doch keine Flausen und macht, daß wir vorwärts kommen!“ —

„Ja schreibt nur dreißig Gulden,“ sagte der Vorsteher.

„Wa — was? ist's Ernst?“

„Wir sind nicht zum Spaßmachen da.“

„Und bei Gott ich auch nicht!“ schrie Barthle, indem er aufsprang und seinen Stuhl weit von sich stieß.

„Das wissen wir.“

„Wißt ihr aber auch, daß ihr die schlechtesten und niederträchtigsten und erbärmlichsten Schufte seid, so weit man warm kocht?“

„Nein.“

Diese Ruhe seiner Gegner brachte den Barthle etwas aus der Fassung. „Nun,“ fing er langsam an, „ich will's euch beweisen; aber ihr habt es ja selbst schon bewiesen. Was geht die arme Witwe, den Taglöhner, was geht den dritten Theil der Gemeindsleute die Säge an?“

Das war denn dem Vorsteher doch fast zu arg, da er aber jetzt keinen Streit anfangen wollte, sagte er so ruhig als möglich: „Du magst zum Theil nicht unrecht haben, aber fang jetzt doch keinen Lärmen an. Das Dorf ist ohnehin schon voll von der Sach und ich schätze den Frieden über alles. Besser als Zank und Streit ist's immerhin, wenn einer oder der andere um etliche Batzen zu kurz kommt."

„Wie uneigennützig doch der friedliebende Mann da mit den Batzen armer Wittwen und Waisen umspringt!" spottete Barthle, aber dann gleich wieder ernster werdend, fuhr er fort: „Das Dorf sei sonst schon voll, sagt er, und ich glaub's von Herzen gern. Immer noch voller wird es werden. Bei keinem rechten Mann mehr werdet ihr etwas gelten, aber wer Ungehorsam prediget und Verachtung der Vorgesetzten, der wird von Tag zu Tag einen größeren Anhang haben — das wird er! Ihr beklagt es als ein traurig Zeichen, daß die, so unsere und der alten heiligen Ordnung Feinde sind heimlich und öffentlich, daß die immer mächtiger werden, ihr bedauerts, daß ihre Häuser besuchter sind als die Wirthshäuser, und ihr habt recht; aber unrecht habt ihr, wenn ihr das den guten oder bösen Eigenschaften des Freimaurerpacks zuschreibt, denn ihr selbst — müßt ihr wissen — ihr selbst seid an dem Allem schuldig — so ist's! Wer euch heut reden hörte, wird's nicht mehr über sich bringen dem Sepp unrecht zu geben, wenn der sagt: Euer Ansehen sei zu einer Mauer worden, hinter der ihr nun getrost und sicher euere ärgsten Schelmen-

stückle machen könnet. So sagt Sepp und er macht's noch zu gnädig mit euch, viel zu gnädig! So erbärmlich hat er euch nie dargestellt, wie ihr jetzt vor mir stehet. Die Mauer, von der Sepp sagte, hat aber ein Loch bekommen und zwar ein großmächtiges, so daß nicht nur ich hineinsehen kann. Und immer noch größer wird das Loch werden, denn — schämt euch, ihr Dummköpfe! — ihr selbst zerstört die Mauer, und Sepps Anhänger brauchen nur die abgefallenen Steine zu nehmen, um damit euch wegzujagen aus euerem Neste. Der Sepp ist auch gewissenlos, aber so dumm ist er nicht als ihr — sicher nicht!"

„Macheſt jetzt du einen Lärmen," murrten die Gemeinderäthe; „wer als du zerstört und verteufelt die Mauer? Du Schafskopf du alter! Meinst du, man werde es jedem alten Weiblein unter die Nase halten, wofür es so und so viel zahlen muß?"

„Aber Tröpfe wären es, unbeholfene, wenn sie einen Kreuzer zahlen thäten, das wird ihnen Sepp schon sagen, und er thut ganz recht."

„Der Vorsteher hat noch nie umsonst gerichtliche Hülfe gesucht. Jederman weiß das und wird schon an der Drohung mit dem Gerichte genug haben."

„Und das ist dann genug Wasser für euere Mühle," fiel Barthle ein. „Wenn's nur geht, ob mit Lieb oder Gewalt, mit Recht oder Unrecht, das ist gewissenlosen Leuten ganz gleichgültig. Was man kann, darf man: das ist die Lehre der jetzigen selbstsüchtigen Zeit. Der Sepp hat recht: An Tugend und Gerechtigkeit sollen

nur die noch glauben, denen ihr die Haut über die Ohren ziehen möchtet. O, der Sepp hat ganz recht — das hat er!"

Es wäre schwer zu sagen, ob die in dieser Rede enthaltenen Vorwürfe, oder das Lob, das in derselben dem Freimaurer gespendet wurde und das fast eine Versöhnung der beiden Männer, ja sogar eine Vereinigung ihrer Kinder fürchten ließ, den auf reiche Töchtermänner ungemein erpichten Hausvater und Gemeindevorsteher noch mehr ärgerte; beides zusammen aber ärgerte ihn so, daß er seine beinahe sprichwörtlich gewordene Ruhe und Selbstbeherrschung völlig verlor. Aufspringend und dem Barthle die geballte Faust vorhaltend schrie er: „Wenn du nicht mehr bei uns sein magst, so geh; schimpfen lassen wir uns von dir nicht, du —"

„Und wenn ich jetzt nicht gehe? Willst etwa gar den Streit mit der Faust ausmachen?"

„Nein, nicht anrühren mag ich dich, aber hören mußt du mich auch noch."

„Ich höre."

„Du geh nur heim und kehre vor der eigenen Thür und erst die Besen bring uns, die du dabei nicht brauchst. Wo ist der Vater, der sich seines eigenen von ihm ganz allein erzogenen Sohnes schämt und so sehr schämen muß, daß er ihn fortjagt wie einen hergelaufenen Bettler? Da vor uns steht aus der Gemeinde der Einzige dieser Art und will uns lehren, wie man regieren soll. Um die armen Witwen kümmert er sich und um den verlassenen Waisen, seinen Sohn aber läßt er herumziehen

im Elend und weiß nichts und will nichts wissen von ihm, so daß der Verstoßene nur noch am Sepp einen Freund findet, an den er schreiben darf. Einen Freund, der ihn bald mit Rath und That noch ganz zu Grunde richten wird. Ja, Barthle, dein Bub wird auch meinen: der Sepp habe ganz recht, und wird darum jetzt immer an den schreiben."

Barthle war kreideweiß geworden. „Ist das euere Antwort?" fragte er.

„Ja."

„Und euer letztes Wort?"

„Das letzte."

„Und mein letztes ist: — Gute Nacht, Schinderhannes! — Das ist mein letztes," sagte Barthle mit heiserer Stimme und verließ die Versammlung.

Man sah ihm lachend nach. „Der hat genug für heute," hieß es. „Ja der Vorsteher, der kann's nach Noten, daß es klappt."

Dann setzte man sich wieder an den runden Tisch und beschloß nun einstimmig den Prozeß dießmal nicht in die Rechnung zu nehmen, da das nur Oel in das nun einmal nicht zu löschende Feuer sein würde.

Barthle schritt langsam durch das Dorf hinauf. Er beachtete nicht die Neugierigen, die ihm aus allen Häusern heraus verwundert nachsahen, bis er im Schneegewirbel verschwand. Ja, er ging keinen Tritt schneller, wie erbarmungslos auch der Sturm die zu Eis erstarrten Flocken ihm ins Gesicht treiben mochte; nur wenn hie und da an einer Hausecke auch der Boden

lebendig zu werden schien und es ihm von unten und von oben ins Gesicht stob, zog er den Hut etwas herunter und stand athemholend einen Augenblick still. —

„Nur zu!“ rief er, „ich merke doch nichts davon. Nur recht heule sie an, die verdammte Welt, damit ich einen Baß habe für mein Lied. So, nur noch ärger, damit ich schreien kann und mich doch nicht verstehe und nicht höre. Das alles ist noch nichts. Das wär nur so um Blätter von den Bäumen zu reißen. Jetzt ist's aber Winter, die Leute sitzen in den Stuben und lachen über dich. — Reiß die Nester über ihren Köpfen nieder, wirble fort das wärmende Holz hart neben den Oefen, sei neumodisch und wirf die Welt über den Haufen. So, da lieg! Geschieht dir recht, warum warst du eine stolze Tanne und wolltest schön grün da oben stehen mitten im Winter — mitten in der neuen Zeit.“

Barthle schwieg, auch der Sturm hatte aufgehört — wenigstens für einige Minuten, droben in den Bergen aber toste und krachte es noch immer wie beim Nahen eines Gewitters, welches schon die von dort herabstürzenden Wildbäche zu schwellen anfängt.

Schnell und immer schneller schritt er jetzt hinauf, dem Hause des Freimaurers zu — des einzigen Mannes, der die Wahrheit immer zu sagen wagte, und daher der Feind aller Feinde der Wahrheit wurde. Das war jetzt der einzige im Dorf, der ihn verstehen konnte. Und Barthle mußte so einen haben, mußte das volle Herz ausleeren und um Verzeihung bitten dafür, daß er nicht längst zur Einsicht kam, sie beide sollten immer mitein-

ander gehen. Mochte der Pfarrer sagen, was er wollte, es war doch für ihn keine Schande, herauszutreten aus einem Kreise, in dem man auf seine entehrendsten Vorwürfe keine andere Antwort hatte als die: es sei auch bei ihm nicht alles, wie es sein sollte; und dabei erinnerte man ihn an etwas, das er bisher gerade für den sprechendsten Beweis seiner Gewissenhaftigkeit gehalten hatte. War es ihm doch in letzter Zeit manchesmal schwer genug geworden, seinen Klausmelker ruhig dem Schutz und der Vorsehung Gottes zu überlassen und nicht — aller göttlichen und menschlichen Ordnung zum Trotz — ihm den ersten Schritt entgegen zu thun. Nein, über so etwas durfte ihm niemand Vorwürfe machen, denn er litt oft wol mehr dabei als Klausmelker selbst. Und doch — vielleicht hatte auch der so auf Abwege gekommene Tropf seine Hülfe sehr nöthig. Jedenfalls mußte man beim Sepp, der ja Briefe von ihm erhalten hatte, etwas Bestimmtes zu erfahren suchen. Es konnte alles mit der Hülfe Gottes noch ganz gut werden, und Mariann, — die den — Sepp immer so richtig beurtheilte — durfte dabei auch nicht zu kurz kommen. „Ja Einsicht kommt auch spät noch zur rechten Zeit."

Als Barthle vor Sepps Hause ankam, schien er ganz ruhig geworden zu sein. Auch der Sturm hatte sich gelegt, der Himmel war völlig heiter und die Sonne beleuchtete die verschneite Welt, daß man kaum die Augen offen halten konnte.

Das Volk nennt so schnellen Wechsel wildes Wetter. —

Mari konnte sich nicht enthalten ihre Freude darüber auszusprechen, daß Barthle wieder einmal ihr so lange gemiedenes Haus betrat. „Grüß Gott!“ rief sie, „grüß Gott, Barthle! Ja, gib nur die Hand, denn du bist bei uns ein gar seltener Gast.“

„Ja, es ist schon lang — schon sehr lang, seit ich auch da gewesen,“ sagte Barthle.

„Mir ist die Zeit nicht besonders lang vorgekommen,“ murmelte Sepp, ruhig auf seinem Stuhl sitzen bleibend.

„Die alte Zeit ist nun vorbei,“ sagte Barthle langsam.

„Du glaubst das aber doch nie.“

„Ich hab's erfahren und bin gekommen um dir zu sagen, daß nun auch der alte Haß vorbei sei.“

„Das,“ spottete Sepp, „ist eine große Gnad für mich — so groß, daß ich sie gar nicht zu schätzen weiß.“

„Es ist doch ein Elend!“ rief Mari unwillig und verließ die Stube.

„Von Gnaden,“ sagte Barthle etwas gereizt, „von Gnaden ist hier gar keine Rede. Du brauchst mich so wenig als ich dich, wir haben einander gar nichts einzureden und ich komme nur um dir zu sagen, daß ich dich nicht mehr für schlechter halte als Andere. Wenn ich was auf dem Herzen hab, muß es heraus; das war immer so meine Art, drum bin ich dein offener Gegner geworden und darum bin ich heute da, dir die Hand zu reichen zur Versöhnung.“

„Und wie bist du dazu gekommen?“

Barthle erzählte kurz, was er heut hab erleben müssen. „So ist's gewesen und das ist die Ursache, daß ich mich nun auf die Seite desjenigen stelle, der diese Männer bekämpft, er mag dann sonst sein wer er will.“

„Auch wenn es der Freimaurer wäre?“ fragte Sepp durch die letzten Worte sich beleidiget fühlend.

Barthle schwieg.

„Ihr seid bedauerliche Menschen; du und der Pfarrer. Jedem glaubt und traut ihr, den ihr fromm sein und vor jedem hölzernen Kreuze den Hut abziehen seht. Da ist dann groß Wehklagen in Israel, wenn man den Unterschied zwischen Schein und Sein bemerkt. Das ist natürlich und könnte euch nicht verargt werden, wenn ihr euch dann in einen Winkel setzen, euch mit eurem Bravsein trösten und allenfalls auch jammern thätet über die böse Welt; erbärmlich aber ist's, wie ihr dann daherkommt gleich abgeohrfeigten Schulbuben, und zagt und klagt und mich euere Rechnung fertig machen lassen wollt. O, geht nur und lernt mit euch selbst auskommen ohne Anhang und ohne Freunde, wie ihr auch mich gezwungen habt es zu lernen!“

„Ohne Anhang?“ fuhr Barthle auf. „Ist's ein Vorwurf dem Pfarrer, daß man ihm mehr glaubte als dir, wenn du im Wirthshaus predigest? oder ist's mir vorzuwerfen als etwas Schlechtes, daß ich meinen Buben fortjagte, den du zu deinem Anhänger machen und an Leib und Seele verderben wolltest? Ja, du

Verführer, jetzt bin ich da, um ihn von dir zurückzufordern!"

Sepp kritzelte hastig Klausmelkers Adresse auf ein Blatt, dann dasselbe dem Barthle überreichend, sagte er: „Da hast du ihn, wie ich dir ihn geben kann; ich mag dir nichts mehr schuldig sein."

Das Blatt ungelesen in die Tasche schiebend, sagte Barthle: „Wir sind noch nicht wett; oder wähnst du, ich könne nicht auch sein und mein zerstörtes Lebensglück von dir fordern?"

„Für seine Lümmeleien bin ich gewiß weniger verantwortlich als sein Vater. Wahr ist's, ich wollte aus den beiden Buben was Rechtes machen, aber es muß eben am Holze sein, wenn's spalten soll."

„Mein Bub ist also doch nicht nach deinem Wunsch? Nun, für die Meldung dank ich von ganzem Herzen und sonst hoff ich dir nie mehr für etwas danken zu müssen," sagte Barthle, indem er nach dem Thürnagel griff.

„Hoffe gleichfalls."

Barthle verließ murmelnd das Haus: „Starr wie Eis — kälter als Eis. Es wird einem neben ihm wie einem halb Erfrorenen und das muß wol der Grund sein, daß ich ihm nicht Ohrfeigen gab. So war er früher doch nicht. Der frühere Sepp würde mir freudig die Hand gereicht haben. Aber es wär mein Unglück, wenn er's gethan hätt und mein Verderben. Wir zwei gehören nicht zusammen — in Ewigkeit nicht — und das Beste ist, daß auch Klausmelker ihm nicht ge-

fällt. Das macht mir ordentlich Lust neben ihm zu leben. Man könnte ja versuchen."

Er zog das ihm von Sepp gegebene Blatt aus der Tasche.

„Bauernknecht — großer Gott! Er Bauernknecht draußen im Schwabenland, und ich weiß mir oft nicht zu rathen und zu helfen vor lauter Arbeit. Wenn das Jemand wüßte — und es ist doch so, wenn's auch Niemand weiß, aber nicht mehr lang." —

Mariannen war nicht recht wohl, als sie den Vater mitten im Vormittag heimkommen sah. Und er kam vom Sepp ... wenn jetzt Klausmelker — doch der könnte noch schneller heimlaufen als der Vater. Jedenfalls war es nichts schlimmes, was den Vater so schnell dahertrieb, sonst würde er nicht bei aller Eile jeden Vorübergehenden freundlich anreden.

„Mariann!" rief Barthle schon unter der Thüre. „wärst du wol im Stand, etliche Täg allein hauszuhalten? Ich möchte doch einmal sehen, was der Klausmelker macht."

„O, geht nur, ich könnte noch viel viel mehr!" jubelte Mariann. „Alles muß in der schönsten Ordnung sein, wenn ihr beide mitsammen heimkommt. Mitbringen thut ihr ihn jedenfalls, wenn ihr ihn findet."

„Ich hab — ihn erfragt."

„Ja, ich hab's immer gesagt, ihr seiet so gut, aber er —" sie hielt erschrocken inne und eilte in ihr Kämmerlein, um da in einem Dankgebet ihrem Gefühl Ausdruck zu geben, während Barthle sich zu der Reise vor-

bereitete, die er, auch wenn der Himmel nicht heiter bleiben sollte, doch heute noch anzutreten entschlossen war.

Das von Mariannen aufgetragene Mittagsessen wurde von Barthle, der nicht so ruhig war als er zu scheinen sich Mühe gab, kaum angerührt.

Auf seine Fragen erhielt das Mädchen keine Antwort. Dagegen wurde es auf alles aufmerksam gemacht, was es nun zu thun haben werde.

Nach dem Tischgebet verließ Barthle das Haus ohne noch auf die vielen Grüße zu hören, die das Mädchen ihm an den Bruder übergeben wollte.

Als Mariann im Nachmittag beim Wasserholen Franzen vor seiner Hausthür erblickte, rief sie ihn, ohne an die erstaunten Gesichter in der Nachbarschaft zu denken, zu sich und erzählte ihm das Geschehene.

Das war nun wieder einmal ein Sonnenblick an diesem für Franzen so traurigen Nachmittag. Hätte er doch fast toll werden mögen, als die Mutter ihm von der Unterredung der beiden Männer erzählte. Nun schien denn doch noch etwas Gutes daraus zu entstehen, wenn auch nicht für ihn.

Er freute sich herzlich über Mariannens Freude, obwol er sich nicht mit ihr der Hoffnung hingeben konnte, daß nun in ihrem Hause bald alles recht und gut werden müsse. Barthle war und blieb denn doch trotz der vielen von Mariannen bemerkten Veränderungen immer noch Barthle. Der konnte sich nicht mehr umkehren, und wenn Klausmelker sich so aufführte, daß der keine

Klage hatte, so mußte er selbst den Zwang bald lästig finden. Zwei harte Steine mahlen nicht und Eisen auf Stein gibt Feuer. Doch gestand Franz zu: „Es wäre immerhin gut, wenn die beiden noch einmal zusammen kämen, sich noch einmal die Hände reichen könnten. Im schlimmsten Falle sei für sie nichts verloren, sie müßten sich dann doch nicht mehr für voneinander Gerissene, sondern nur noch für voneinander Gewachsene halten."

Daß Franz während Barthles Abwesenheit seinem Anneli nicht alle Arbeit allein überließ, braucht wol kaum gesagt zu werden. Die scharf aufpassenden Nachbarn hatten täglich zweimal Gelegenheit sich ihr spottendes: „Tummle dich Maus, die Katz ist aus dem Haus" zuzurufen. Die beiden Verliebten würden in ein böses Gerede gekommen sein, wenn nicht noch alles mit der Gemeinderechnung beschäftigt gewesen wäre.

Franz erzählte jetzt der Geliebten auch von dem Zusammentreffen seines Vaters mit Klausmelkern am Dornbirner Markt und gestand, er hab ihr das im Herbst nur darum nicht gesagt, weil er fürchtete, ihr damit ohne Noth das Herz schwer zu betrüben.

„Bin ich denn noch ein ganzes Kind, das man nur mit Zucker und süßen Sachen zu gewinnen sucht?" fragte das Mädchen im Tone zärtlichen Vorwurfs.

„Ich glaubte eben früher, die Liebe sei nur Folge gegenseitigen Gebens und Empfangens."

„Und was glaubst du jetzt?"

„Jetzt weiß ich, daß das Gefühl besser wählt und prüft als der rechnende Verstand. Ich hab unrecht ge-

than dir etwas zu verschweigen. Denn ein Kummer, den man mit einem lieben Wesen theilt, schmerzt und macht auch wieder Muth zum Tragen, indem er stets an unser Glück uns erinnert."

Mariann lächelte. „Bei dir muß es Gefühlssache oder was du willst sein, daß du mich gern hast, dein Verstand würde da nicht viel zu berechnen finden. Ich bin so schwach und einfältig dir gegenüber. Mit dir ist's was anderes, da käm auch eine Rechnerin nicht zu kurz. Drum hast du recht: Vom gegenseitigen Geben und Empfangen ist keine Rede."

„Sag doch das nicht, liebs Anneli! Erschrecke mich nicht mit der Frage, was ich wäre ohne dich. Früher that ich fast alles nur aus Ehrgeiz oder Liebhaberei, seit aber der Gedanke an dich mein Gewissen geworden, kann und muß ich wieder dem Gefühl folgen."

„Mein Vater klagt fast täglich: Ja, wenn man nur dem Gefühl folgen dürfte! Und ich denke dann: Wenn er es nur thäte! O, dann ist er allemal so lieb, so gut, so gerecht."

„Unsere Väter," sagte Franz, „sind sich ähnlicher, als sie selbst meinen, ich wenigstens finde nur einen Unterschied."

„Welchen?"

„Ich sag's nicht gern."

„Du — Bäschen mit dem Zuckerhut für Kinder!" —

„Na — das Ganze ist: dein Vater schachert mit Gott; der meine mit der Welt."

Nach einer Pause fragte Mariann: „Sieht's dein Vater gern, daß du zu mir gehst?"

„Nein," seufzte Franz, „aber," fuhr er sich stolz aufrichtend fort, „was Menschen, die nie liebten, gegen die Liebe sagen und spotten, hat keine Gewalt über mich!"

„Dein Vater meint's gar nicht bös. Spotten thut er immer gern. Daß er Niemanden liebt, darf man ihm nicht nachreden und du schon gar nicht. Warum hätt' er denn die arme einfache Magd geheiratet, wenn er nicht liebte? Freilich sagen böse Leute allerlei darüber und nennen es Stolz und Trotz, drum will ich dich noch erinnern an das viele, das er dir selbst gethan hat."

„So viel, als manches eitle Mädchen für schöne Kleider."

„Franz, das ist nicht schön."

„Aber wahr!"

„Ich kenne deinen Vater schon auch."

„Du bist viel zu gut um das Böse zu ahnen; für dich ist allüberall nur Frieden und Glück."

„Du Zuckerbase. Ich glaubte nicht, daß du mich nicht besser kennst, aber mein Unglaube würde dich zu einem Lügner machen. Jeder Mensch hat seine Fehler, du, ich und alle."

„Was für Fehler hast du?"

„Ich bin stolz! es ist ein ganz heimlicher, aber ein großer Stolz," sagte das Mädchen, sein Köpfchen an Franzens Brust verbergend, „ich — ich bin stolz auf dich!"

„O, daß du auch glücklich würdest durch mich!“ stammelte Franz, die Geliebte umschlingend.

„Ich bin's,“ flüsterte sie mit feuchten Augen zu ihm aufblickend.

Minutenlang saßen die Glücklichen Arm in Arm schweigend da, dann machte sich das Mädchen sanft los und sagte: „Ich beschäftige mich jetzt immer mit dir, wie früher mit mir selbst. Auch das war Stolz. Damals hatte ich nichts zu thun, als die Launen des Vaters zu studiren, um ihm alles recht zu machen. Wenn ich's dann doch nicht traf, dann that mir das weh, ich hielt mich für unglücklich und bemitleidete mich selbst und betete. Es ist wunderbar, aber wahr: Mein Verhältniß zu Gott glich gerade dem zum Vater. Ich studirte die Gebote und glaubte auch ihm jede Freude abschmeicheln zu müssen. Jetzt ist das anders. Wenn ich Abends beim Schlafengehen etwas auf dem Herzen hab, so stell ich mich zum Kammerfenster und übersehe unser Dorf. Da wird's dann lebendig um mich herum. Ich höre jeden seine Klagen vortragen. Viele haben ihr Unglück verdient, Andere hat es vor dem und jenem bewahrt und mein kleines Bündelchen wird, während ich so stehe und sinne, immer kleiner und leichter und mir ist bis zuletzt ganz wohl und ich weiß nicht wie. Kurz, ich befehle mich oder überlasse mich dem Schutze Gottes, lege mich ins Bett und träume von dir.“

So unterhielten sich die beiden jetzt jeden Abend und erst der zwölfte Glockenschlag mahnte Franzen ans Heimgehen. Lächelnd erinnerte er sich dabei, wie er

früher, als die Mutter ihm heimlich Schatzgräbergeschichten erzählen mußte, so ängstlich unter die Decke sich verkroch, wenn er die die Geisterstunde kündenden zwölf Schläge zählte. Jetzt hatte er selbst einen Schatz gefunden. Jeden Abend kam er noch reicher, noch glücklicher nach Hause zurück.

Mariann sah der Rückkehr des Vaters weniger besorgt entgegen als Franz, denn sie hoffte, daß nun bald alles ins rechte Geleise komme. Glückliche Menschen sind am meisten befähigt, die in rosigem Lichte vor ihnen liegende Zukunft ruhig zu erwarten.

Viertes Kapitel.

Erzählt von Leuten, die dem Barthle vor- und nachzugeben wissen und schließt mit dem Faschingsdienstag.

An einem Mittwoch — also einem verworfenen Tage — hatte sich Barthle alle Rück- und Vorsicht vergessend auf den Weg gemacht, um seinen Klausmelker aufzusuchen, und am Sonntag Abends kam er mit einem ganz fremd gekleideten Menschen zurück, dessen schwarzen trotzig aufgerichteten Krauskopf Mariann sogleich als den ihres Bruders erkannte.

„Grüß Gott, Mariann," redete er die keines Wortes mächtige Schwester an, aber er sagte das so ruhig, so trocken, wie er früher als Ministrant sein Latein hergeplappert hatte.

Mariann reichte ihm zögernd die Hand, die er dann, scheu zu dem Vater hinüber blickend, hastig erfaßte und drückte.

Barthle stand noch immer hart neben der Stuben-

thür und sah seine Kinder wehmüthig an. Eine Zeit lang schien er zu beten, dann plötzlich seinem Sohn entgegen gehend und ihm die schrundenvolle Rechte reichend sagte er: „Mariann! Klausmelker! Ich hab in Gottes Namen einen wichtigen, den allerwichtigsten Schritt meines Lebens gethan. Ich weiß nicht, was Gott und was die Welt dazu sagen wird, aber er ist nun einmal gethan und ich hab ein Recht von euch zu fordern, daß ihr ihn mich nie und nimmer bereuen lassen werdet. Ihr sollt, ihr müßt euren zeitlichen und ewigen Nutzen einsehen. Um das bat ich, das hoff' ich und reiche drum Klausmelkern, dem verlornen, wiedergefundenen Sohne fröhlich die Hand zum Gruß."

Klausmelker beugte den Kopf auf den erhobenen linken Arm, um sich verstohlen die Augen abzuwischen.

„Es ist grausam lang, seitdem wir in einer Stube, bei einem Tisch gewesen sind," fuhr Barthle nach einer langen Pause fort, „lange genug, daß dir unterdessen mancherlei Flausen haben vergehen können. Ja ja, Bürschle, unser einer ist auch nicht im Schlaf alt und grau worden, aber wer nicht hören will muß fühlen. Der Nothwind wird jetzt wol auch dir den Staub aus den Augen geblasen haben, daß du nun deine Heimat für das ansiehst, was sie ist, für den Ort, wo man am glücklichsten und am frömmsten leben und sterben kann. Da hast du zu arbeiten und zu essen, und was willst du mehr auf der Welt? Für unser Land ist arbeiten das Beste, dazu hat Gott Jeden, besonders aber dich, hieher

gestellt, denn zum närrischen Studiren bist du zu alt und zu reich."

„Aber Vater —"

„Nichts da! Wohin bringt's ein Studirter? O, da ist man nicht so selbherr wie du. Frag nur den Pfarrer, der hat's schon manchmal gesagt und geklagt, wie man oft wider Willen getrieben und geschoben werde von oben und unten, daß man so zu sagen das sündhaft zuckende Herz in beide Hände nehmen, mit Gewalt zusammendrücken müsse."

„Aber —"

„Nein — so ein Weltherr — geh mir! Da unser Dokter muß der Diener aller sein. Er selbst weiß gut genug, was er dann davon hat, und erst vor Kurzem hat er gesagt: Ein Arzt habe gar nichts als sein Ansehen und allenfalls Hoffnung auf eine reiche Heirat. Nun das hast du auch und des alten Vorstehers Isabell hättest du ihm wol auch weggeschnappt, wenn du etwas früher gekommen wärest."

„Wie," fragte Klausmelker, „hat er denn eine Liebschaft mit der Gans?"

„Am Sonntag werden die Beiden verkündet."

Klausmelker starrte eine Weile auf den Boden. „Es ist halt schon so und überall so," rief er dann sich wieder aufrichtend.

Das Gespräch wurde immer lebhafter. Anfangs war es dem Barthle leicht anzumerken gewesen, daß er sich Zwang anthun mußte und fast nicht sagen konnte, was

er wollte, jetzt aber plauderte er so behaglich, wie es Mariann noch selten gehört hatte.

Klausmelker wünschte nun auch die Kühe zu sehen und Barthle lief mit freudestrahlendem Gesichte voran in den Stall.

Klausmelker ging von einer Kuh zur andern, lief dann auch in den Heustadel und sprach dabei seine Freude darüber aus, „nun auch daheim arbeiten und dem Vater viele Mühen und Sorgen abnehmen zu können. Zwar habe er in letzter Zeit keinen besonders schlechten Dienst gehabt, aber fremd sei fremd. So ganz mit Kopf und Hand sei man nirgends dabei wie daheim.“

„Ja, ja,“ lächelte Barthle behaglich, „ein Erfahrener ist über einem Gelehrten. Alle — gar alle jungen Trotzköpfe sollte man sich die Hörner ein wenig abstoßen lassen. In der Welt draußen wartet man nicht auf die Herlaufenden und am besten geht der Batzen da, wo er geschlagen wurde. Es ist doch was ganz Anderes, wenn man so gleichsam seine ganze Vergangenheit und Zukunft ins Wirthshaus und in die Kirche mitnehmen kann, als wenn man so landsfremd und ungekannt im Winkel sitzt, wie ein Fechtbruder. Ja, Mariann, ich hab nun auch erfahren, wie wunderlich es in der Welt zugeht — das hab ich!“

„Und,“ fiel Klausmelker lächelnd ein, „wenn ihr an dem in einigen Tagen Erlebten etwa nicht genug haben solltet, so werde ich noch nachhelfen können.“

„Glaubs gern,“ sagte Barthle trocken; „doch stolz

brauchst du darum nicht zu werden und das Klügste wär, in dem Stück das Maul zu halten; verstanden!"

Klausmelker lief ungewöhnlich schnell in die Stube zurück und fing an sein Bündelchen auszupacken, während seine Schwester in die Küche eilte, um das Nachtessen zu bereiten.

Barthle blieb im Stalle zurück. Der sonst für seinen Sonntagsstaat so besorgte Mann hatte heute wol zum ersten Mal vergessen, die Kleider zu wechseln.

Alle Drei waren froh, von einander gekommen zu sein und eine eigene Beschäftigung gefunden zu haben.

Und doch that es Mariannen fast weh, als Bärthle gleich nach dem Abendrosenkranz das Licht löschte und sie und den Bruder zur Ruhe schickte.

Sie warf sich angekleidet aufs Bett und war bald so sehr damit beschäftigt, sich die vielen Fragen über das sonderbare Betragen der beiden einander wol noch Fernstehenden so befriedigend als möglich zu beantworten, daß sie das leise Oeffnen ihrer Kammerthür gar nicht bemerkte und erschrocken auffuhr, als ihr Bruder sie plötzlich anredete: „Endlich ist die Mauer weg, die sich zwischen uns stellte, jetzt grüß Gott, liebs guts Anneli!"

„Grüß Gott!" jubelte das Mädchen alle Vorsicht vergessend und suchte seine Hand.

„Wie lebst du?" fragte er, die Hand noch immer festhaltend.

„Ich hab lang auf dich warten müssen."

„Aber jetzt bin ich da und hoffe, daß wir ganz gut mit einander auskommen werden."

„Natürlich," sagte Mariann, der diese Rede wunderlich vorkam, „wir sind ja keine Dienstboten, sondern wir dürfen uns freuen, uns nun alle Drei gegenseitig helfen und glücklich machen zu können."

„Rede doch nicht so laut, daß der Vater uns am End noch gar hört. Hast du nicht gesehen, wie ich mich vor ihm verstellen mußte?"

„Warum hast du müssen?"

„Weil ich nun einmal da bleiben und im Frieden leben will."

Jetzt entzog Mariann dem Bruder die Hand und sagte wehmüthig: „Das also wär der Dank dafür, daß der gute Vater dir mit offenen Armen entgegeneilte, dich in sein Haus zurückführte und —"

„Nicht so viel auf einmal, gutes Anneli! Vom Entgegeneilen könnt ich nicht viel sagen, in sein Haus hat er mich allerdings geführt und mir auch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß es *sein* Haus sei. Weißt du, warum er das alles that?"

„Weil er dein Vater ist."

„Richtig, sagt der Lehrer. Jeder Vater muß etwa viertausend Gulden opfern für die Erziehung eines Kindes; dieses Geld will man dann selbstverständlich wieder zurück."

„Hast du denn gar kein Herz mehr?"

„Wol freilich und auch ein gutes Gedächtniß, so

daß ich's, wie du hörst, noch ganz gut weiß, wie man in der Kirche einmal das vierte Gebot Gottes erklärte."

Noch nie hatte Mariann so über das Unglück ihres Bruders geweint, wie sie jetzt über den Unglücklichen weinte. Einen Augenblick hätte sie den harten Menschen zum Zimmer hinausschicken, hinausstoßen mögen, dann aber gleich regte sich wieder die Stimme des Mitleids für den so tief Gesunkenen und wie um ihn zu entschuldigen sagte sie: „Nein, so rechnet der Vater nicht, wenn es auch wahr sein mag, daß er zuweilen rechnet. Uns zu erziehen hielt er für seine Pflicht, und die wär ihm um so schwerer gewesen, wenn die Liebe sie ihm nicht erleichtert hätte. O, dann wär er zu bedauern gewesen."

„Ich bedaure zuerst mich selbst, denn mich hat er nie geliebt, nie, wie die Mutter mir sagte, seit man mir den Namen ihres ihm so verhaßten Vaters, des Haldenbauers, beilegte. Darum hat die Mutter an nichts mehr sich gefreut und sich zu Tode geweint darüber, daß ich immer scheuer gegen ihn, er immer härter gegen mich wurde. — Doch das sind Sachen! Ich will die Welt jetzt nehmen wie sie ist und aus ihr machen was ich kann. Ich hab jetzt mehr Muth als früher und wäre nicht mehr so leicht abzuschrecken gewesen, wenn ich das zweite Mal gekommen wäre, um das mütterliche Vermögen zu holen."

„Hast du, großer Gott! Hast du das einmal wollen? Für immer von uns gehen und so?"

„Ich war schon auf dem Weg," sagte Klausmelker,

und erzählte dann, wie er ins Dorf gekommen sei ungekannt und ungegrüßt, und wie ihm dann das Rösle gar alle Lust genommen habe sich auch noch vor der Schwester sehen zu lassen in seiner Erbärmlichkeit. „Du glaubst gar nicht, wie mir war, als ich mit dem guten Kinde meine ganze, trotz allem und allem doch schöne Vergangenheit mit all ihren stolzen Plänen und Wünschen vor mir stehen sah. Herrgott, das war eine Minute, wie wenn ein Strom unser Haus und unser Gut und uns selbst mit fortrisse. Ich glaubte auf einem Ried*) zu stehen und fast noch wäre ich froh gewesen, wenn mich das Rösle doch erkannt hätte, nur um etwas thun, trotzen, lügen zu können. Doch das sind Sachen! sag du mir lieber, was jetzt das gute Mädchen mache."

„Es ist Allen im Hause alles," antwortete Mariann ernst.

„So — dann säh man's wol recht ungern, wenn's heiraten thät?"

„Das Rösle würde durchaus nicht von der Mutter zu bringen sein."

„Die könnte sich schon helfen, sie hätt ja noch ein Gretle und ein Bäbele und weiß Gott was Alles."

„Aber das Rösle mag sie ganz besonders gern."

„Das glaub ich, wenn es so viel für alle ist. Auch weiß ich ganz gut, wie lieb einem das Tröpfle werden kann, wenn's noch ist wie früher."

„Es ist ungemein ernsthaft worden und still, wenn

---

*) Moorboden.

man auch nicht sagen kann, daß es den frühern Muth ganz verloren habe."

„Hat's noch keine Liebschaft?"

„Nein."

„Weißt du das so bestimmt?"

„Wenn ich und es so herumposten*) müssen, kommen wir dann und wann zusammen, und sind so ganz vertraut gegen einander worden."

„Das sind Sachen, man sagt sich was man will."

„Aber denk dir nur, wie viel Elend es aus der Heirat seiner Mutter schon entstehen sah, dann wirst du mir glauben. Letzthin redeten wir vom Dokter und von der Isabell, da sagte es: Man brauchts der nicht zu verargen, wenn sie stolz wird auf ihren Mann. Das ist am Ende ja eben das, was ein Mädchen zum Heiraten treibt. Hochachtung Anderer und das Gefühl seiner Schwäche. Manches Mädchen glaubt aber dem äußern Schein und wird unglücklich, denn nur wenige sind unter den Burschen, die das sind was sie scheinen, oder noch mehr, — wie etwa der Senn."

„Also den hätte das Rösle gern?"

„Das war nur so geredet und ein Beispiel gegeben. Neben dem erbärmlichen Adlerwirth kann man einen wie den Sennen schon schätzen lernen. Sonst aber denkt das gute Kind mehr an die Mutter als an sich selbst und seine Zukunft. Doch wir sind ins Blaue gekommen. Was wolltest du noch?"

*) mit Aufträgen laufen.

„Ich hab gemerkt, daß unsere Welt nicht mehr die gleiche ist, wenigstens in gewisser Hinsicht. Du umblümelst alles und umnebelst das Unheiligste mit Weihrauch, daß ein entfernt Stehender meint wunder was. Ich aber hab lernen müssen klar sehen und herzhaft drein greifen. Doch suchen wir lieber unser Gleiches herauszubringen, das Andere wird sich schon zeigen. Siehst, Anneli, wir sind Kinder des gleichen Vaters und für uns beide ist es eben so gut als für ihn, wenn wir ihn zufrieden machen können in seinen alten Tagen. Wir wollen daher treulich zusammenhalten und alles vermeiden und fern halten, was ihm unangenehm sein könnte. Vereint ist uns das leicht und dabei können wir dann denken was wir wollen. Bist du einverstanden?“

Mariann schwieg.

„Sobald du ja sagst, geh ich.“

„Nun ja ich will's versuchen.“

„Gute Nacht, Anneli!“

„Schlaf wohl!“

Bald hörte Mariann Klausmelkers schon vor drei Tagen mit dürrem Buchenlaub gefülltes Unterbett rauschen, dann war wieder alles still im Hause, denn still betete und weinte die Schwester des verlorenen Sohnes.

„Doch nun hatte es der Vater gut und sie — nicht schlecht — und Klausmelker — wie er sich's ja wünschte.“ Mit diesem Gedanken suchte sie sich zu beruhigen.

„Und dann konnte es ja auch noch anders, besser werden —“

Die folgenden Wochen brachten für Barthle lauter Tage, die er roth im Kalender angestrichen hätte, wenn ihm zu so etwas noch Zeit geblieben wäre, aber jetzt saß er nicht mehr Tage lang rechnend und brummend in der Stube. Der alte unwillige Barthle saß überhaupt gar nirgends mehr, Klausmelkers Vater aber lief überallhin um dem tausendsappers Jungen zu helfen, zu rathen und zu befehlen. Ja, man mußte schon mit dem Blitzkerl hinaus, denn die Arbeit ging ihm aus der Hand, ob er noch nie an was Anderes gedacht habe, und mitten im Vormittag wär er auch heimgekommen, wenn man nicht bei ihm gewesen wäre und ihm wieder neue Wege gewiesen hätte. Freilich wurde Klausmelker von keinem Dorfbewohner so gelobt und bewundert, wie von seinem Vater, dem in den letzten Jahren die Arbeit schwer und langsam aus der Hand gegangen war; aber was kümmerte ihn der Spott und die von bösen Leuten gewöhnlich mit dem Worte Klatschsucht bezeichnete — Theilnahme der öffentlichen Meinung? Ihm galt es vor allem den Vater zu gewinnen und das gelang ihm besser, als er selbst erwartet hatte. Jeden Wunsch Barthles schien der Schlaukopf ihm aus den Augen heraus zu lesen, ja bald gelang es dem klug berechnenden den Vater gewissermaßen zu beherrschen und seine Leidenschaften spielen zu lassen, wie die Register einer Orgel. Fast alles was er wollte, wußte er zu erreichen; so wurde z. B. noch im Jänner Holz zu einem neuen Stubentäfel hergerichtet, und im Februar fing man sogar an, stark von einer neuen Thürschwelle zu reden, da es

denn doch fast eine Schande sei für einen Gemeinderath, wenn sich sein Haus nur noch mit dem Armenhause vergleichen lasse, so daß man glauben könnte, der müsse schlecht verwalten, da er nicht einmal mit Handwerkern Schritt zu halten vermöge."

Der Hausfriede schien also vollkommen hergestellt, aber Mariannen war nie recht wohl dabei. Oft machte sie dem Bruder Vorwürfe, daß er nur auf Schleichwegen zu seinem Ziel gelangen wolle und nannte es unwürdig eines Mannes, immer, fast täglich, gegen seine Ueberzeugung zu handeln.

„Der Hausfriede ist alles werth," sagte er.

„Ja, du hältst dich eben für einen Knecht des Vaters; wähnst du aber nicht, du dientest ihm besser und kämest ihm näher, wenn du öffener wärest?"

„Nein. Man dient dem Menschen am besten, wenn man ihm thut, was er will und dafür sorgt, daß er nicht will, was man nicht kann. Also gebet dem Vater, was des Vaters ist."

„Das wäre vor allem Offenheit und Liebe, das wäre das Herz."

„Weit gefehlt! Das alles mag er nicht," sagte Klausmelker und vergebens zwang er sich zu lächeln indem er fortfuhr: „man muß da mit sich und mit ihm auf andere Art fertig zu werden, man muß —"

„Aber darfst du mit den heiligsten Gefühlen so herzlos spielen?"

„Gutes Kind, so wird jetzt häufig mit den sogenannten heiligen Gefühlen gespielt. Dem Pfarrer fängt

die Gesellschaft beim Freimaurer an lästig zu werden; er möchte von daher alles schnell erfahren, Zwietracht säen und die Gemeinde wieder in den Sack stecken, daher errichtet er jetzt eine Betschwesterei. Vor acht Tagen hat er von einer neuen Bruderschaft gepredigt und dabei gesagt: „Das sei wol eine der vortheilhaftesten Bruderschaften, indem nur sehr wenig gebetet werden müsse und man doch dabei ungemein viel Ablässe gewinnen könne. So berechnet man seinen Vortheil und anderer Leute Berechnungen. Und nicht nur in der bösen Welt draußen thut man das, auch hier geschiehts und zwar noch von ganz anderen Leuten, als so daher gelaufenen Fabriklern. Schau um dich! Wer sind die Braven und Guten, die man allgemein hochschätzt? Sind's etwa Leute, die immer das Herz auf der Zunge haben und das Gewissen als Handschellen mit herumtragen?"

„Auf offenem Markte kauft man selten das Beste," erwiederte Mariann.

„Aber sehen kann man, was just zur Mode gehört. Hansmichels der Aelteste ließe den Vater fast verhungern, aber man lobt ihn und das ganze Haus. Warum? Der Alte ist ein Lump, die Kinder fromm und sparsam. Nun, das ist den Leuten genug. Lieber einen jungen Laffen, der sein Geld auf Zinsen ausleiht, als einen, der einem verachteten Vater gegenüber seine Kindspflicht erfüllt."

„Der Vater hat auch darüber aufbegehrt."

„Allerdings. Der Hansmichel ist ihm auch eine

Last, da man den armen Vetter doch nicht auf die Gemeinde kommen lassen will."

„Es ist ein Elend mit dir!" sagte Mariann die Stube verlassend. Sie mochte nicht mehr widersprechen, da es, wenn sie das that, stets noch ärger wurde und sie sich immer mehr überzeugte, sie werde gar nicht verstanden.

„Es ist ein Elend mit ihm," klagte auch das Rösle, nachdem es den ehemaligen Gespielen einige Male gesehen und gehört hatte. Dem guten Mädchen that es grausam weh, den Knaben, den es voll Muth und Thatkraft, als Mann zu finden hoffte und sich freute, so schwach, so charakterlos wissen zu müssen. O, traurig, wenn er, um behaglich daheim am runden Tische sitzen zu können, sich so verstellte, und noch trauriger, wenn er wirklich der war für den er gelten wollte!

„Und es ist ein Elend," dachte auch Franz, vor dem Klausmelker offener als vor dem Rösle und beinahe so offen als der Schwester gegenüber seine Urtheile über Welt und Menschen aussprach. Aus seinen Büchern lernte Franz nur bedeutendere Menschen und Ereignisse kennen und hatte daher immer geglaubt, ein junger, noch für alles empfänglicherer Mensch müsse durchaus von einer oder der anderen Zeitströmung fortgerissen werden und dann gewandter und kräftiger wieder ans ruhige Ufer zurückkommen. Franz hatte auch schon Gelegenheit gehabt, den herausfordernden Trotz einzelner Fabrikler kennen zu lernen und Klausmelkers erbärmliche Fügsamkeit war ihm daher unter allem, was der aus der

Welt herein hätte mitbringen können, das Allerunbegreiflichste.

Als Sepp im letzten Herbst erzählte, „in Dornbirn habe ihn eine Gesellschaft studirter und halbstudirter Herren mit Spott und Gelächter aus dem Lesezimmer getrieben, weil er nur ein Bregenzerwälder Bauer gewesen," da hatte Franz gesagt: „Die meisten, ja alle Uebelstände im Bauerleben würden dadurch erklärt, daß der Mann mit dem verbrannten Gesicht und der schrundenvollen Hand sich zuerst an nichts Besseres, Höheres anschließen könne und dann aus Trotz, oder weil seine Kraft gebrochen, nicht mehr möge."

Jetzt aber fiel es Franzen gar nicht ein, auch seinen ehmaligen Freund mit diesen Worten zu entschuldigen. Er war ungerechter gegen ihn, als gegen seine übrigen Landsleute, die er jetzt viel mehr bedauerte, als tadelte, weil sie durch ihre Berge und sonst noch durch Vieles gar zu sehr von aller Cultur abgeschlossen seien, weil man da nie von etwas wahrhaft Großem höre und fortgezogen werde, so daß rohe Kraft, List und geerbtes Geld alles beherrschten, während der Triebkraft des Talents gar keine Bahn offen stehe.

Nur selten kam Franz mit Klausmelkern, von dem er sich ungern „lieber Freund" anreden ließ, zusammen, und wenn die Mutter ihn tadelte, daß er den Tropfen so ganz wegwerfe, so sagte er kurz: „Er möge ihn eben nicht mehr sehen und nicht mehr hören."

Einmal aber hörte er ihn denn doch ungemein gern, das war an dem Tage, als er ihm sagte: „Die Frommen

im Dorf wollten, da des Dokters Isabell eine vornehme Hochzeit ohne Feuer und Licht halte, einmal einen lustigen Fastnachtstag halten, um die Burschen aus dem Hause des Freimaurers herauszulocken und neues Leben ins Dorf zu bringen. Man wisse aus Erfahrung, wie so ein Faschingstag, fast einer Lauine ähnlich, alles Bisherige über den Haufen werfe, alte Freundschaften zerstöre und neue schaffe. Das alles nun habe er, Klausmelker, auch dem Vater zu Gemüthe geführt und ihm noch besonders zu beherzigen gegeben, daß es eine schöne Sache wäre, wenn Barthle dadurch, daß er mit den Seinen den Faschingsdienstag mitmachte, der Welt zeigte, wie in seinem Hause alles so froh und einig sei. Das habe denn auch gezündet, und wenn Franz wolle, könne er den ganzen Tag bei Mariannen sein, da wahrscheinlich das Rösle Zeit finden werde, mit ihm zu tanzen. Den Vater brauche man gar nicht zu fürchten, denn der wolle eben zeigen, daß man ihn nie zu fürchten brauche."

Dießmal kam Klausmelker von Franzen weg, ohne daß dieser ihm eine Strafpredigt hielt, denn Franz fing an zu glauben, Barthle sei, wie sonst noch viele, ein ganz anderer, gemüthlicher Kerl, als er, durch des Vaters graue Brille blickend, gewähnt hatte. „Nur lächelnd," meinte er, „gebe Barthle den unschädlichen Tollheiten des Jungen nach und kein anderer würde wie der, jenen an der Nase herumführen können."

Mariann, der Franz diese Vermuthung mittheilte, schüttelte traurig den Kopf und bald sollte durch den für unsere Freunde und Bekannten später noch verhängniß-

vollen Streich einer Zigeunerin der Beweis geliefert werden, daß Mariann den Vater doch noch besser kannte als Franz.

Unter all dem „erbärmlichen Gesindel," welches sich zuweilen im Dorf herumtrieb, waren die Zigeuner dem Barthle am meisten zuwider, und oft tadelte er den Hansmichel, daß er auch diesen Kreaturen, von denen man nicht wisse, ob man sie mehr fürchten oder verachten müsse, Unterkunft gebe und sich vielleicht gar mit ihnen des Gebettelten und Gestohlenen freue.

Als daher Klausmelker an einem Sonntage beim Mittagsessen von so einer halben Hexe erzählte, die jetzt im Dorfe herumschwätze, alles Vergangene und Künftige wissend, und sich viel Geld zusammenbringe durch ihre List, fuhr Barthle auf: „Und so etwas leidet man in einer christlichen Gemeinde? kann man denn dem gottlosen Unfug nicht ein Ende machen?"

„Wer soll's thun?"

„Ja, ja, das ist's — nur das. Man mag denn doch mit solchem Gesindel nicht allzuviel zu schaffen haben, wenn man nicht muß."

Als er nun etwa eine Stunde später ein Weib ohne Kopfbedeckung mit wirr herunterhängenden, rabenschwarzen Haaren, die auch das braune Gesicht fast ganz bedeckten, auf sein Haus zukommen sah, bereitete er sich vor, das widerwärtige Geschöpf in den vielen buntfarbigen Fetzen so zu begrüßen, wie man es nach seiner Ansicht in jedem Hause thun sollte.

„Gelobt sei Jesus Christus!" rief die Eintretende

feierlich und setzte sich dann ohne Weiteres auf's Kanapee.

„In Ewigkeit," murmelte Barthle; aber erst als er sich von Staunen und Schrecken über das, was er sah und hörte, wieder ein wenig erholt hatte.

„Meinst du etwa, ich hätte nicht auch Glauben und Hoffnung und Liebe?" fragte die Alte, während sie den von neuem Erschrockenen wie eine Wahnsinnige anstarrte. „Meinst du, wir, die ewig Pilgernden, hätten nicht auch euere christliche Wissenschaft? O, wir haben noch viel mehr als das, denn im Aegyptenland, aus dem wir abstammen, hat's Gott geschehen lassen zum Wohl der ganzen Welt und gewiß auch zu deinem, daß einer von den Unsern das längst verlorene sechste Buch Mosis fand und das enthält allerlei geheime Kunst und Wissenschaft, zum Heil und Nutzen aller, die vom Teufel oder von bösen Leuten geplagt werden."

Während die Zigeunerin so schwätzte, hatte sich Barthle wieder etwas zusammengenommen, und als sie fertig war, donnerte er sie an: „Geh, du alte Wetterhex, wenn du nur prahlen willst! Bettler, die ein Vaterunser bringen vor jede Thür und dafür ein Almosen fordern, die laß ich mir gefallen — das laß ich; recht und willkommen ist der, den Gott schickt, wen aber der Teufel hertreibt —"

Barthle hielt erschrocken inne, denn die Alte stand plötzlich und ohne daß er wußte, wie sie ihm so nahe gekommen, ganz hart vor ihm. Sie schien mit jedem Worte größer zu werden, als sie die kleinen Augen wild

rollend mit einer Stimme, die einem Manne zu gehören schien, langsam und feierlich sagte: „Ist's etwa nicht Gottes Wille, daß ich da bin? Ist nicht alles, was geschieht, sein Wille? Er könnte mich erschlagen lassen vom Blitz oder mich hinunterdonnern zwanzig Fuß unters Meer, wenn er nicht wollte, daß ich da wär' und dich befreite von dem Unstern in deinem Stall, der dich ja schon einzig im letzten Jahr um zwei schöne braune Kühe gebracht hat und gar bald auch die Schellkuh fordern wird."

„Weib — wer hat dir das gesagt?"

„Für dich ist's wichtiger zu wissen, was dagegen zu thun ist."

Das war einmal vernünftig geredet. Jedenfalls mußte die Alte mehr können als Brot essen, sonst würde sie nichts von seinen Kühen gewußt haben. Bequem — ungemein bequem wär's nun freilich gewesen, so ein Hausmittel gegen derlei Unfälle zu bekommen, aber Hexerei war halt doch Hexerei und zweifelhaft blieb's immer und mißlich, ob Gott so ein Wesen, vor dem es einem ordentlich grausete, wie die Apostel in der Welt herumsende. Sein Lebtag hatte er gehört, solche Leute hielten es mit dem Teufel, und da Schutz und Hülfe suchen gegen Gottes Fügung konnte nicht recht sein. Zwar stand in diesem Augenblick die liebe, selbsterzogene Schellkuh, der Stolz seines Stalles, in aller Schönheit und Größe vor ihm — aber unser Herrgott ist am Ende doch der größte und der mächtigste, dachte er und sagte entschlossen: „Wenn du wähnst, mich so mir nichts dir

nichts hinüberschwätzen zu können auf den breiten Weg des Verderbens, dann kennst du den Barthle noch nicht so gut als seine Zukunft, du Wetterhexe du!"

Noch nie hatte Mariann des Vaters Donnerstimme so gerne gehört als in diesem Augenblicke. Sie erwartete, die Betrügerin werde sogleich das Haus verlassen; die aber setzte sich wider alles Erwarten auf den ihr zunächst stehenden Stuhl und sagte ruhig: „Ich kenn' den Barthle wol besser, als er mich kennen und schätzen will. Er sollte übrigens den Kopf täglich zweimal mit Weihwasser waschen, um das schlechte Gedächtniß zu kräftigen, welches schon vergaß, daß ich auch glaube und hoffe und liebe."

Jetzt war's etwas ganz Anderes. Die Person redete vom Weihwasser und eine Hexe würde das nie und nimmermehr gethan haben. Auch war im Grund nichts dagegen einzuwenden, daß ihr Kommen eine Schickung Gottes sei.

Die Zigeunerin fuhr nach einer Pause fort: „Habt ihr nie gehört von der Geschichte Jobs? Er war unglücklich und sein Unglück ist gekommen vom Teufel. Wer auch sonst hätt' ihn plagen sollen diesen frommen Mann! Auch aus der jetzigen Zeit wären mehr als tausend solche Fälle zu erzählen. Gott straft den nicht, der betet und Almosen gibt und die Fremden beherbergt und treu bleibt im Glauben und Hoffen; aber dem Teufel und bösen Leuten ist so einer ein Dorn im Auge, sie plagen ihn und entziehen ihm den Nutzen, die Frucht seiner Arbeiten und Sorgen. Gott läßt das zu, wie

beim Job, aber er hat nichts dagegen, wenn man sich durch Mittel, deren Werth jeder gute Christ kennt, zu helfen sucht."

„Hier ist ein Mittel," fuhr sie dann, ein kleines Päcklein aus der schmutzigen Strohtasche ziehend, fort, „ein Mittel gegen künftiges Unglück im Stall. Wenn man es gehörig braucht, lernt man auch den Bösewicht kennen, durch den das bisherige Unglück entstand."

Mariann, die bald den Bruder, bald den Vater unwillig fragend angesehen hatte, verließ schnellen Schrittes die Stube.

„Was ist denn da drinn?" fragte Klausmelker lächelnd.

„Da ist geriebene Johanniswurzel, junger Herr!" sagte die Zigeunerin feierlich und dann sich wieder an Barthle wendend, fuhr sie fort: „Davon muß man unter dem Melken im Stalle verbrennen und das Johannisevangelium dazu lesen oder beten. Ist ein Stück Vieh wirklich verhext, oder fürchtet man sich, wie du bei der Schellkuh, so nimmt man auch Haar und Blut vom Thier und verbohrt es in eine Tanne. Dann wird eine Woche und fünf Tage später jemand aus dem Hause des Zauberers kommen und etwas entlehnen wollen, was ihm aber durchaus nicht gegeben werden darf, wenn mein Mittel helfen soll. Jetzt aber muß ich gehen, denn ich hab noch vielen zu rathen und zu helfen. Bitte, mir noch geschwind das Geld zu geben, für welches ich in Einsiedeln drei Messen lesen lassen werde zu eurem zeitlichen und ewigen Heil."

„Und den Lohn für die Mühe," spottete der Klausmelker.

„Dafür verlang ich nichts, wenn man mich unbeschenkt gehen lassen will."

Barthle gab der Alten einen Kronenthaler, worauf diese dankend das Haus verließ.

Das, was die Zigeunerin sagte, war doch nicht so uneben und nichts Unheiliges kam dabei vor. Ein Versuch mußte jedenfalls gemacht werden und Barthle lief gleich mit Messer und Bohrer hinaus, um die bedrohte Schellkuh zu retten, wobei er murmelte: „Also am Freitag nach dem Faschingsdienstag — will doch gern sehen, das will ich!"

Klausmelker eilte in die Küche, um, wie er sagte, sich recht auszulachen über die dumme Geschichte.

„Kannst du noch lachen?" fragte Mariann streng. „Ich kann es nicht und vor der erbärmlichen Schwätzerin hab' ich mich noch schämen müssen für ihn."

„Alle Menschen haben ihre Schwächen. Der Sepp vertraut dem Adlerwirth, was er auf- und anbringt, und doch weiß er so gut, als die ganze Gemeinde, was das für ein Mann ist. Aber es soll eben eine Sägmühle gebaut werden. Dagegen ist die Dummheit unseres Vaters noch klein. Der fromme Mann darf nicht denken, drum muß er jedem frommen Geschwätz glauben. Ich wette, er ist nicht erst der Zwanzigste die-

ser Art in unserem Dorfe. Doch man erzählt so etwas nachher nicht mehr gern."

„Ja Klausmelker, und auch wir wollen's keinem Menschen sagen."

„Ich hätte dabei wenig Freud', wenn nur auch du Franzen gegenüber schweigen kannst."

„Ich kann's, denn es thut mir immer weh, wenn er über den Barthle lacht."

In Barthles Hause sogar redeten die beiden kein Wort mehr von der Zigeunerin. Der Faschingsdienstag war nahe und Mariann hätte kein Mädchen sein müssen, wenn sie ohne Herzklopfen die Tage bis dahin zu zählen im Stande gewesen wäre.

Auch Franz, der seit Klausmelkers Heimkehr nur noch selten einen Augenblick mit der Geliebten ein vertrautes Wort hatte reden können, mochte den Dienstag fast nicht erwarten. Er war der erste, der sich beim Adlerwirth einfand, und vertrieb sich dann die Zeit ganz gut, indem er dem im engen Hause herrschenden Treiben zusah.

Der Wirth schoß wie ein Verrückter im Hause herum, während der Aufwärter einige kleine Fäßchen vor die Kammer hinauftrug, die heute zum Tanzsaal ausgeräumt worden war. Jetzt kam das Rösle, erfaßte den Wirth bei der hinten umgebundenen Schürze und flüsterte ihm zu: „Der Kreuzwirth habe gesagt, dießmal helfe er noch aus, das nächste Jahr aber werde er schon selbst Tanzmusik halten, wenn der Adler doch keinen eigenen Wein mehr habe." — „Das könn' er," sagte

der Wirth und sprang in den Keller. Franz ging nun dem Rösle nach auf die Kammer, wo die Musikanten eben die Anstands halber mitgenommenen Notenhefte zurechtlegten, während der Aufwärter kleine Brettchen aus den eben weggeräumten Bettstellen herausriß und ringsum an den Wänden befestigte, damit die Gäste wenigstens Bänke hätten, um dort ihre Gläser aufzustellen. —

Jetzt kam auch der Adlerwirth, immer zwei Stufen auf einmal überschreitend und kreidete auf die drei Fässer die Buchstaben b, r und w, dem scharfsinnigen Aufwärter zum Zeichen, daß hier weißer oder rother Wein, dort Bier zu bekommen sei. Dann hieß er den Waldhornisten mit der Stimme eines Ossianischen Feldherrn, welcher Selma's Schild geschwind zu schlagen und die Krieger aus Busch und Wald zu rufen befiehlt: „Nun tutte sie nur zusammen, die Esel, die nicht anzufangen und nicht aufzuhören wissen!“

Mit dieser Grobheit schien der sonst so höfliche Wirth dem heute schon zusammengelebten Aerger ein wenig Luft lassen zu wollen. Das war gleichsam der Tribut, welchen er seiner Bauernnatur zu entrichten hatte, um dann wieder recht schön katzenglatt sein und jedem der nun kommenden Gäste etwas Liebes und Gutes sagen zu können.

Franz stand im untern Winkel, wo die sonst immer von einer Bettstelle bedeckte Wand noch völlig neu zu sein schien. Lächelnd beobachtete er die Ankommenden, deren Eigenart sich sogleich in Blicken und Geberden

verrieth. Wie war jetzt in dieser kleinen Kammer so Vieles für so Viele! Dort schritt einer zu den Musikanten und flüsterte ihnen einige Worte zu, nur um so unbemerkt noch einmal in den neben ihnen an der Wand aufgehängten Spiegel sehen zu können, da wurden die Kleider gemustert und nach der Zeit gefragt, um die neuen Taschenuhren herausziehen und zeigen zu dürfen; vielsagende Blicke wurden den drei Fäßchen zugesandt, auf denen jetzt auch die Preise angeschrieben waren, und dabei fuhren breite Hände unwillkürlich ungemein schnell in enge Taschen, durch liebliches Thalerklingeln, das in der ganzen Kammer gehört wurde, allerlei Gedanken und Absichten verrathend.

Klinglinglingling! Der Fastnachtsschlitten hielt wieder vor dem Hause und brachte neue Tänzerinnen. Alles eilte ans Fenster. Nur Franz blieb noch in seinem Winkel und sah den Burschen zu, die nun hinabeilten, um ihre Mädchen zu holen. Während der eine beinahe den unter der Thüre stehenden Aufwärter niederrannte und der andere jauchzend und singend durch die Kammer tanzte, zündete dort ein dritter ruhig eine Cigarre an, bestellte eine Halbe und schritt dann, den Hemdkragen ordnend, langsam hinaus. Immer reger wurde es und immer lauter, so daß die zärtlichsten Paare in den Winkeln herum ungestört flüstern und sich die Hände drücken konnten, während in der Mitte der Geldsack sich zum Geldsack fand und breit machte.

Jetzt wars aber mit Franzens Beobachtungen zu Ende. Das Klingling hatte ihn ans Fenster getrieben

und die Frage: Wird sie kommen? ließ ihn nicht mehr in seinem Winkel zurück. Was alles konnte in den letzten Tagen vorgefallen sein und sich als wichtige Zahl auf des alten Mannes wunderliche Rechnungen gestellt haben? So ein Rechner war gar nicht zu berechnen; das wußte Franz und schon fing er an, sich mit dem Gedanken auszusöhnen: Mariann werde gar nicht kommen.

Und dann? Darum war und blieb sie doch sein liebes, gutes Anneli.

Die Paare ordneten sich, die Musik begann und wie ein mächtiger Strom schien sie alle zu erfassen und zu drehen. Man muß ein Dorfbewohner sein, um die Macht der so seltenen Musik zu kennen, und zu wissen, wie man da noch mit Leib und Seele tanzen kann. Niemand blieb ruhig, alles hüpfte, drehte und wand sich, sogar Franz begleitete den lustigen Walzer mit Händen und Füßen, walzte endlich gar mit dem unter der Thüre stehenden Rösle in den Kreis der Tänzer und ließ es nicht mehr los, bis es etwa eine Viertelstunde später in die Küche gerufen wurde.

Jetzt glaubte Franz Barthles hölzerne Stimme zu hören und wenigstens eben so schnell als die Burschen, denen er vorhin lächelnd zugesehen hatte, eilte er aus der Kammer und hätte den ihm auf der schmalen Stiege begegnenden Sennen beinahe umgestoßen. „Halt,“ rief dieser, „morgen kommt auch ein Tag!“

„Ja, der Aschermittwoch.“

„Geh nur!“ lachte der Senn und ließ ihn vorbei. Franz ging, aber immer langsamer. „Morgen

kommt auch ein Tag," wiederholte er, „und zwar ein Tag, an dem der nun zum Sehen und Hören gekommene Barthle alles bis aufs Kleinste wiederkäuen wird. Er könnte da wol etwas von einer kleinen Verschwörung gegen ihn merken." — „Aber," sagte er dann die drei letzten Stufen mit einem Satz überspringend, „ich hab nichts zu scheuen, „wer sich immer fürchtet, ist nie sicher," würde der Senn sagen."

„Ah, grüß Gott, Klausmelker!" redete er diesen, den Barthle nebenbei scharf beobachtend, fröhlich an. „Wärst du auch so gut, mir gelegentlich eine Zeit lang deine Tänzerin zu leihen?"

Barthle hatte den Verwegenen erstaunt angesehen.

„Allerdings und gleich, wenn du willst," sagte Klausmelker und führte Franzen seine Schwester zu, die ihm etwas zögernd auf die Kammer folgte.

Ein eigenes Gefühl durchzitterte die beiden, als sie Arm in Arm durch die Reihe der Zuschauer schritten. Sie hatten noch nie miteinander getanzt und Mariann erröthete, so oft sie ein Auge auf sich gerichtet sah; doch es währte gar nicht lange, bis es ihr und ihm war, als ob sie ganz allein da seien. Sie gaben auf keinen Menschen acht und hatten schon beinahe eine Stunde getanzt, als Mariann sagte: „Jetzt hat der Klausmelker das Rösle. Das hab ich gedacht; das Mädchen ist ihm immer im Sinn und doch würden die beiden gar nicht gut zusammen passen."

„Es wird vielleicht sein guter Engel, wie du der meine.“

„Klausmelker ist halt kein Franz,“ flüsterte Mariann.

Die Kammer war so voll Gäste geworden, daß die Tanzenden abwechseln mußten, um ein wenig Platz zu bekommen. Einige Burschen schimpften über die erbärmliche Wirthshütte, in der nicht einmal alle miteinander lustig sein könnten; der Senn aber sagte: „Recht ist's, daß zuweilen einige Tänzerinnen frei werden. Leute, wie ich, die nur vom Gnadenbrot leben, müßten sonst hungrig wieder heimgehen.“ Dabei erfaßte er eins der neben der Thüre stehenden Mädchen, warf den Musikanten einen Guldenzettel zu und rief: „Nun, drei offene extra für den Sennen.“

Der sogenannte Offene ist in neuester Zeit von den Polka's und Mazurka's fast gänzlich verdrängt worden, so daß dem in seiner Heimat schon beinahe Fremden alle jüngeren Leute scheu ausweichen, wenn er wieder einmal zu seinem guten Rechte kommt. So traten auch dießmal alle zurück und sahen murrend oder bewundernd zu, wie die Beiden von den Wellen der Töne hinausgetragen wurden und in verschiedenen Kreisen sich hin- und herbewegten, bis endlich diese Kreise sich ineinander verschlangen und das Paar in der Mitte zusammenbrachten.

Es war so still, daß Jedermann den Sennen verstand, als er der Tänzerin die Hand reichend, fröhlich sagte: „Ich hab's längst behauptet, mir werde noch ein-

mal eine nachlaufen und mich fassen und nicht mehr lassen. Das, hab' ich gemeint, sei dann die Meine, wenn sie auch Niemand besonders hübsch nennen werde."

„Aber ich lasse dich," rief die Tänzerin und verschwand unter den lachenden Zuschauern.

Der Senn wollte nun das Rösle aufführen, das aber trat einen Schritt zurück und sagte ungewöhnlich aufgeregt: „Wenn du durchaus einen Narren haben mußt, so laß dir beim Herrgottmacher einen aus Holz schneiden, ich wenigstens mags nicht sein."

„Wißt ihr was? ich mag auch nicht," murrte der Senn.

„Komm und mach keine Dummheiten!" sagte Mariann ihm entgegengehend.

„Ja, ich komme, wenn ihr, du und Franz eine Halbe mittrinken wollt."

Die drei gingen mit einander ins Nebenstübchen hinab und setzten sich zusammen an einen Tisch.

„Mir und dem Rösle dürfte einer ein schönes Hochzeitsgeschenk versprechen," sagte der Senn.

Mariann meinte: Liebe müsse zanken. Sie wüßte gar nicht, was sie gethan hätte, wenn sie an Rösles Platz gewesen wäre, und gerade an Franzen wäre es ihr am meisten zuwider gewesen, wenn er gethan hätte wie der Senn.

„Nun," sagte der letztere, „ich weiß nun doch, was ich wissen wollte. Ich hörte, wie der Klausmelker dem Mädchen vom Heiraten vorschwätzte, und mir kam es

vor, es hab' keine rechte Freude dran. Aber irren ist menschlich. — Ja so Mariann, ich mach da eine Dummheit nach der andern."

„Nur zugeredet," sagte Mariann lächelnd, „darum tanz ich doch noch mit dir, bis du genug hast."

„Nun, so komm nur gleich!"

Die beiden gingen auf die Kammer. Sie sahen das Rösle neben der Stiege in einem Winkel stehen und sich die Augen wischen. Der Senn sagte mit eigenthümlich weicher Stimme: „dem guten Tröpfle sollte man etwas Unüberlegtes nicht verargen; in so einem Durcheinander kann einem die Geduld schon einmal ausgehen."

Franz war im Nebenstüble zurückgeblieben und hatte gesehen, wie Barthle, der sich den ganzen Abend da befand, so merkwürdig lustig wurde, als der Senn mit Mariannen auf die Kammer ging. So stolz und laut mußte dieser Mann vor dreißig Jahren in seinen besten Stunden gewesen sein. Jedem Vorübergehenden hielt er das immer frisch gefüllte Glas entgegen, für alle hatte er einen Spaß oder ein freundliches Wort, und als die neben ihm sitzenden älteren Bauern sich entfernten, rückte er zu Franzen herab und plauderte mit dem Erstaunten über alles Mögliche, bis Mariann und der Senn wieder zurückkamen. Dann stand er auf, zahlte dem Paar noch eine Halbe Rothen und sagte: „So, jetzt geht unser einer heim, kommt bald nach!" Dabei warf er dem Sennen einen vielsagenden Blick zu, der aber

nicht verstanden worden sein mußte, sonst würde Mariann kaum gewagt haben, Franzen mit heimgehen zu lassen.

Bis zwölf Uhr wurde ununterbrochen gesungen und getanzt, gegessen und getrunken, dann aber machte der Gemeindediener mit dem Machtwort „Aschermittwoch" der ganzen Herrlichkeit ein Ende. Die zwar ganz bezahlten, aber erst halb gegessenen Braten und Würste erkalteten auf den schnell verlassenen Tischen und eine Viertelstunde später war das Wirthshaus dunkel und still.

Fünftes Kapitel.

Wie den Sonderlingen selbstgehauene Spähne weh thun.

Wer am Faschingsdienstag ins Wirthshaus geht, muß am Aschermittwoch in die Kirche. Auch Franz ließ sich den Kopf mit Asche bestreuen, obwol ihm noch fastnachtsmäßiger zu Muthe war als gestern. Er war mit Mariannen heimgegangen und nun wiederholte er sich heute wol zehnmal jedes Wort, das sie gesprochen hatten bis um drei Uhr. Ja so lang hatte sie Barthle beisammen gelassen, und auch da hatte er ihn noch nicht fortgeschickt, sondern nur etwas unwillig gehustet hatte er und sich im Bette herumgewälzt wie einer, der Lust hat aufzustehen. Vom Barthle konnte man sicher nicht mehr verlangen, aber auch von Mariannen nicht; so ein Mädchen gab's im ganzen Bregenzerwald, ja auf der ganzen Welt nicht mehr.

Als er aus der Kirche kommend an Adlerwirths Hause vorüberschritt, fiel ihm die Bemerkung der Ge-

liebten ein, Klausmelker und das Rösle würden nicht gut zusammenpassen und — wunderbar! — jetzt dachte er sich das Anneli zum erstenmal im Hause waltend neben der Mutter, sah es bei sich am Tische sitzen, im Hofe herumgehen, helfend und um Hülfe bittend, und zum ersten Mal freute er sich seines Reichthums, der ihn, wie er bisher meinte, in die Heimat „niedergedrückt hatte."

„Wenn man's recht betrachtet," murmelte er, als er in der frohesten Stimmung von Barthles Hause hinaufschritt, so ist's schön und ehrenhaft vom Barthle, daß er einen so reichen Burschen wie mich zurückweisen wollte, weil ihm einer von meiner Art zu schlecht und zu herzlos schien für sein liebes Anneli. Hundert anderen ist ein wohlhabender Bauer das erste, ein großer Hof das zweite und der Mensch selbst das letzte. Der Mann verdient wahrhaftig Achtung, und daß man seine Art auch etwas gelten lasse."

Sepp war heute nicht in der besten Stimmung und Franz hatte daher nicht Lust, den ganzen Tag zu Hause zu bleiben. Er sagte: „Er wolle Holz ziehen, müsse aber zuerst einen Schlitten vom Barthle entlehnen, da der seine letzthin ein Bein gebrochen habe."

„Und just vom Barthle muß der Schlitten sein?" fragte Sepp, der schon oft darüber gelacht hatte, daß die Freundschaften bei den Bauern in der Regel mit gegenseitigem Entlehnen eingeleitet würden. „Ja," fuhr er dann bitter lachend fort, „so einem reichen, besitzstolzen Barthle muß es an Leib und Seele wohl thun, sich so fein geschmeichelt zu sehen. Man kommt dann auch

wieder, um Gelegenheit zu Gegendiensten zu geben und die gute Nachbarschaft, Schwägerschaft und ich weiß nicht was ist eine ausgemachte Sache."

Franzens Erröthen verrieth, daß Sepp den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Ja Franz war entschlossen gewesen, das Eisen zu schmieden, da es warm sei. Barthle war in der besten Stimmung und dieses Frühlingswetter kam so selten, daß der Verliebte es sich und dem Anneli schuldig zu sein glaubte, da zu säen, so viel ihm nur immer möglich sei. Durch Sepps Rede nun war er daran erinnert worden, daß diesen Weg auch des Vorstehers Bub, ja jeder herzlose Bursche gehen würde, wenn es sich darum handelte, Mariannen zu gewinnen. „Nein, Barthle kann mir das Anneli, wie ich es will, weder geben noch nehmen," dachte er und wäre sicher nicht mehr zu ihm, wenn er auch nicht in diesem Augenblick den Sennen gesehen hätte, der wie gewöhnlich mit großen Schritten langsam auf sein Haus zu kam.

„Gut geschlafen?" fragte Franz den Eintretenden.

„Gottlob, und —?"

„Versteht sich, es war doch lustig gestern."

„Alles gut abgelaufen," sagte der Senn ausweichend. „Kein Pfarrer und sogar keine Pfarrersköchin hätt' etwas zu tadeln gefunden. Nur ein einziger kleiner Streit."

„Doch einer?" fragte Franz.

Der Senn setzte sich und erzählte: Es seien einige Holzhacker aus der Nachbargemeinde da gewesen und die hätten dann durchaus Schnaps auf dem Tanzplatz

haben wollen. Der Adlerwirth aber, der wol lieber Wein verkauft haben würde, habe gesagt, daß das noch nie und nirgends der Brauch gewesen sei und viele hätten ihm beigestimmt. Etwa ein Dutzend Stöße, hundert Flüche und einige Ohrfeigen hab's gegeben, und dann sei der Dokter gekommen, vor dem sich gleich alle geschämt hätten.

„Ich hab' von dem Allem nichts gemerkt," sagte Franz.

„Ich wol, und hab' dabei gedacht, das wär' auch wieder etwas zu dem Kapitel über den Holzhandel, der unsere besten kräftigsten Leute, wenn sie nicht zufällig reich sind, zu so gemeinen Menschen und bald auch zu Krüppeln macht. Den traurigen Verdienst des Holzhackens hätten unsere Burschen wie früher den Tirolern überlassen und dafür in der Fremde was Ordentliches werden sollen. Unsere Fremdler haben dem Land fast immer Ehre gemacht."

„In der Welt draußen sieht und hört und lernt man grausam viel Schlechtes," bemerkte die Mutter.

„Viel mehr Schlechtes und mehr Gutes als bei uns," entgegnete Franz; „aber warum geht ihr wol am liebsten in einen recht großen Tuchladen, wenn ihr einkaufen wollt?"

„Weil ich da eher das finde, was mir just paßt."

„Und was euch nicht paßt, nehmt ihr natürlich nicht. Ich nun denke mir die Fremde als großen und unser Ländchen als kleinen Tuchladen."

„Warum warnen denn aber unsere geistlichen und weltlichen Lehrer und Vorgesetzten immer vor der bösen Welt?“

„So warnt auch der Kleinhändler und glaubt wol selbst alles zu haben, was man braucht,“ versetzte Franz.

Sepp hatte schweigend den beiden zugehört. Der Mann war in der letzten Zeit, da er Franzen und die Mutter so einig sah, ungemein mürrisch geworden. Fühlte er sich doch sogar in seinem eigenen Hause fremd, er mochte allein sein mit den Seinen oder Abends, wenn die Stube voll war, schweigend im Ofenwinkel sitzen. Stundenlang konnten Mari und Franz reden, ohne daß er nur ein Wort sagte. Auch heute schien er gar nicht zu hören, wovon man rede, bis endlich Franzens eigenthümlicher Vergleich ihn zum Lachen und zum Sprechen brachte. „Immer,“ sagte er zu Franzen sich wendend, „immer willst du es mit diesem Großhändler zu thun haben und schimpfst dabei doch auch über den Holzhandel, ohne zu bedenken, daß jener gar nichts umsonst gibt. Eben nur durch den Handel, durch Eisenbahnen und bessere Straßen wird das Neue auch da herein kommen. Wo sonst Geld hernehmen, um die Macht, welche die Welt bewegt, die Selbstsucht etwas Neuem zuzuwenden? Oder willst du Genügsamkeit predigen und das Fastenpatent für das ganze Jahr einführen?“

„Nein, Vater, aber unsere Bedürfnisse sollten uns nicht zu Schmarotzern und Räubern, sondern zu thätigen Menschen machen. Würde die in uns lebende Kraft nicht schon früh unsern erbärmlichen Verhältnissen

untergeordnet, glaubten wir selbst noch an unsere Fähigkeiten und suchten wir diese zu verwerthen, so würden wir ganz andere Menschen werden, die dann nicht mehr vom Raub leben müßten."

„Als ob wir jetzt alle mit einander gar nichts wären!" murrte Sepp. „Ist nicht jeder Gulden, den ich besitze, ein Stück verwerthete Fähigkeit?"

Jetzt konnte sich der Senn nicht mehr halten. Kerzengerade stellte er sich vor Sepp hin und fragte: „Baut der Adlerwirth eine Säge, um sein Holz selbst zu verarbeiten, oder um anderer Leute Arbeit und Holz abzuschaben? Nicht einmal mit eigenem Geld kann er das, sondern nur mit dem sogenannten Kredit spekulirt er auf die Tröpfe, die die Löcher im Hauswesen mit den jungen Waldungen ihrer Kinder ausfüllen. Dummheit! Er hat ja bei keinem Menschen Kredit als bei dir, und niemand kann begreifen, wie der sonst so kluge Sepp auf einmal ein ganzer Narr worden ist. Man weiß es überall, daß der Adlerwirth schon manches Hundert von da wegholte und doch hat er noch nichts thun lassen, als ein wenig Bauholz fällen von Schnäpslern, die ihm sicher umsonst arbeiten mußten.

Sepp war etwas nachdenklich geworden. In letzter Zeit hatte der Adlerwirth beinahe jede Woche Geld gefordert und dabei gesagt: „die ganze Gemeinde sei wieder gegen ihn. Man hab' ihn in Verruf gebracht und alle seine Schulden unruhig gemacht. Rösles Kapitäler würden sorgsam verwaltet, daß man's noch nie so gesehen

habe, und daß ihm nichts gehöre als ein Haufen Kinder, wisse Jeder."

„Und doch muß gebaut werden!" hatte dann Sepp gesagt, hatte immer wieder gegeben und sogar seinen Kredit für den Wirth benützt, so daß dieser in kurzer Zeit nicht nur manches Hundert, sondern sogar mehrere Tausende aus Sepps Haus getragen hatte. Aber warum sollte nicht auch der Senn zu des Finken Anhängern gehören? Ja, das war's, warum also diesem mehr glauben als Andern? „Es muß gebaut werden, trotz allem und allem," fuhr Sepp plötzlich auf.

„So thu es selbst, statt diesem gewissenlosen Menschen alles zu überlassen."

„Gewissen" — wiederholte Sepp, „sein Weib, seine Kinder, sein Anwesen, das ist sein Wissen oder Gewissen."

„Jetzt versteh' ich dich, und wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen," sagte der Senn und verließ mit Franzen die Stube.

Franz mochte nicht mehr in die Stube zurück; er legte sich auf den Heustock und sann drüber nach, was wol der Barthle heut mache. Die Zeit wurde ihm schrecklich lang und er ging zum Wagner, der ihm seinen Schlitten erst am Freitag zu machen versprach, da bei ihm alles der Ordnung nach gehen müsse, wie im Beichtstuhl.

Hätte Franz am Donnerstag im Feld arbeiten können, so würden ihm Barthle und Mariann weniger Kopfarbeit gemacht haben. Eben weil er so gern in Barthles

Haus gegangen wäre, wollte er nicht daran denken, daß er überall einen Schlitten bekommen könnte.

Am Freitag stand Barthle ungewöhnlich früh auf. Er war mit der Stallarbeit bereits fertig, als auch in den Nachbarhäusern Feuer und Licht sichtbar wurde. Als er nach dem Morgenessen wieder in den Stall wollte, um die Kühe zu tränken, befahl er es ihm zu sagen, wenn heute jemand komme. Und kaum hatte er das gesagt, als Franz, der ihn noch nicht in der Stube vermuthen mochte, hereinschlich und bat, ihm einen Schlitten zu leihen.

„Richtig," sagte Barthle mit eigenthümlichem Lächeln, „also darum seid ihr so reich!"

Franz wußte nicht, was er aus diesen Worten machen sollte. „Gute Nachbarn helfen sich oft aus, wenn schon beide Theile wohlhabend sind," versetzte er.

„Es muß schon so sein," sagte Barthle wie zu sich selbst. „Jahre lang hat man die Nachbarschaft nichts gelten lassen, nie als heute, gerade heute."

„Man muß einmal den Anfang machen," stotterte Franz.

„Heut macht man nicht den Anfang, sondern den Schluß macht man und den Marsch, verstanden?" Und indem er sich hart vor Franzen hinstellte, erzählte er ihm von der Zigeunerin und was die gesagt habe.

Jetzt mochte Franz wieder lachen: „das ist ein wunderliches Zusammentreffen."

„Ja, sehr wunderlich, so daß ich es für einen wahren Fingerzeig Gottes ansehe, den ich auch nicht unbe-

nutzt lassen will. Mag doch die Hexe sein, wer sie will, du geh und komm mir nie mehr unters Dach — nie mehr!“

„Vater, laßt doch reden mit euch,“ bat Mariann, und schrie dann laut auf, als Barthle einen Stuhl ergriff und gegen Franzen erhob.

„Mach uns nicht Händel ins Haus, denn ausrichten thust du doch nichts,“ flüsterte Klausmelker dem Vater entgegentretend, Franzen zu, der dann, da er Mariannens Bruder nicht unrecht geben konnte, schnell die Stube verließ.

Im ersten Zorn hätte er zum Pfarrer laufen mögen, um dem die Geschichte zu erzählen, aber gleich darauf kam ihm das als das Dümmste vor. „Warum blinden Glauben mit blindem Glauben vertreiben? Mariann ist mein und das ist genug.“ Die letzten Worte vermochten aber heute nicht mehr wie sonst schon hundertmal Franzen zu beruhigen und über alles zu erheben. Ja, in ihnen lag für ihn etwas wie ein Vorwurf. Wenn Mariann doch sein war, warum dann noch, Klausmelkern ähnlich, um den Alten herumschleichen wie einer, der das Kind vom Vater kaufen möchte?

„Ja, er hatte eine Dummheit gemacht, das gestand er sich, aber keine solche wie Barthle. Gehen wir denn zurück? rief er, froh den Aerger auf einen Punkt zu bringen. Wenn der Vater über die dummen Bauern spottete, durfte ich ihm entgegnen, daß unsere Väter uns wenigstens keine Hexenprozesse überliefert hatten, und jetzt im Jahre 1860 sollte das noch angehen? Nun,

leeres Glauben und blinder Haß haben immer dieselben Folgen!“ Franz versuchte über sich und über Barthle zu lachen, wie zuweilen Kinder ihre Furcht wegzusingen suchen; aber er liebte Mariannen zu sehr, als daß ihm hätte gleichgültig werden können, was ihr sicher viel Kummer und Herzleid machte. Freilich war's eine dumme Geschichte, aber Franz, der, wie bereits erwähnt, auch an die Zukunft zu denken anfing, mußte sich gestehen, daß sie doch wichtige Folgen haben könnte. Er wußte, daß die vielen Bücher im Hause des Vaters und sein schnelles Reichwerden längst manchen auf wunderliche Gedanken brachten, die im Namen Freimaurer, welcher einen durch unerlaubte Künste und Verbindungen reich gewordenen bezeichnet, ziemlich deutlich ausgesprochen waren. Und Barthle hatte ja Beweise. —

Als er heim kam, hörte er des Adlerwirths Rösle mit dem Vater reden. Das Mädchen war ihm begegnet, als er den Schlitten haben wollte. Schon da hatte er zu bemerken geglaubt, daß es weine, und da auch jetzt seine Stimme nicht so voll klang wie sonst, ging er neugierig in die Stube, wo es noch so dunkel war, daß er von den dort Anwesenden gar nicht bemerkt wurde.

„Ja, Sepp, alles, gar alles ist hin!“ klagte das Rösle, „sogar noch den Wein für den Dienstag hat er entlehnt, um sich Geld in den Sack zu machen. Es ist ein Elend, und doch wollten wir gern von allem nichts sagen, aber die Schand, die er auf uns ladet und die Sünd, die er mitnimmt. Die Mutter —“ heftiges Schluchzen erstickte seine Stimme.

Endlich nahm es wieder alle Kraft zusammen und fragte: „Aber um Gotteswillen Sepp, was sollen wir thun?“

Sepp sagte etwas rauh: „Da frag einen, der gerade mehr guten Rath bei sich hat. Keine der Schulden also, von denen mir der Spitzbub vorschwätzte, ist bezahlt?“

„Nein,“ hauchte das Rösle.

Eine Zeit lang war alles still, dann plötzlich schrie das Mädchen auf: „Und der Vater ist fort und hat die Mutter verlassen, hülflos, schutzlos, in Noth und Verzweiflung.“

„Verzweifeln“ — sagte Sepp bitter — „verzweifeln thu nicht einmal ich, obwol ich mehr an dem Kerl verliere als ihr.“

„Mehr!“ fiel das Rösle hastig ein, „mehr als den Vater und Ehr' und guten Namen?“

„Dich geht ja die ganze Geschichte gar nichts an,“ tröstete Sepp das laut weinende Kind. „Noch vor wenigen Tagen ist mir gesagt worden, daß man ihn auf deinen Namen hin gar nicht sündigen lasse. Du stehst der ganzen Geschichte so fern, daß weder die Gläubiger noch andere Folgen dir schaden können.“

Das Rösle hatte sich schnell die Augen getrocknet und schien auf einmal um vieles größer zu werden, als es sagte: „So gut, besser als die Meinen will ich's nicht. Ich gehöre der Mutter und den Geschwistern wie sie mir, und lieber will ich das Meine und das Ihre mit ihnen gemein haben und als Magd mein Brot ver-

dienen, denn mich von ihnen trennen und wohlhabend bleiben."

„Das ist nicht nöthig, was euch gehört, wird euch niemand nehmen."

„Dann wär' aber der Vater meiner lieben Brüderle und der Mann der Mutter ein Dieb."

„Man kann's nennen, wie man will."

„So soll man's aber nicht nennen, so lang wir es anders machen können."

„Geh," sagte Sepp rauh, „du weißt nicht, was du redest, und ich hab' Wichtigeres zu thun, als dir zu beweisen, daß nur ich der Geschlagene bin."

Rösle verließ weinend die Stube. Franz, dem die Härte des Vaters gewiß so weh gethan hatte als ihm, ging ihm nach. Er wollte das gute Kind nicht ungetröstet fortlassen, aber es war schon nirgends mehr zu errufen. Und wer hätt' ihm auch mehr Trost geben können als das eigene Gewissen! Es war also doch nicht wahr, daß im Bregenzerwald gar nichts Großes mehr geschah. Dieses Rösle war eine Heldin so gut als eine. Opferte es doch der Ehre der Seinen seine ganze Zukunft. Mariann that freilich noch mehr, indem sie sich dem Barthle täglich von Neuem opferte, aber auch das Rösle that viel, that mehr, als Franz von einer Wälderin — das Anneli ausgenommen — erwartet hätte.

Franz eilte zur Mutter in die Küche, aber nicht um ihr, wie es seine Absicht gewesen war, vom Hexenprozeß zu berichten, sondern um ihr das eben Gehörte mitzu-

theilen. Er erwartete, daß auch sie Rösles Entschluß bewundern werde; aber die Mutter fand das alles nur in der Ordnung, nachdem einmal das Unerhörte geschehen sei.

Die folgenden Tage beschäftigte sich in Sepps Haus Jedes auf seine Weise mit der Flucht des Adlerwirths. Franz lief zum Vorsteher und forderte den auf, Schritte zu thun, um des Durchbrenners noch habhaft zu werden, und als der alles für vergeblich hielt, da der Bote erst nach einigen Tagen wieder nach Bezau gehe, eilte Franz selbst auf's Gericht um den Fall anzuzeigen. Da aber das Rösle erst am dritten Tage nach der Flucht beim Sepp gewesen war, so blieb alles umsonst und der Adlerwirth kam nimmer in die Heimat zurück.

Sepps Weib, welches die unglückliche Familie nicht genug bedauern konnte, hatte es errathen, als sie sagte: „Es wär ein Unglück gewesen für die ganze Haushaltung, wenn man den Lümmel zurückgebracht hätte." Der Adlerwirthin würde unter anderen Verhältnissen der Abschied von diesem Manne, von dem sie und die Ihren schon so viel hatten ausstehen müssen, nicht besonders schwer geworden sein.

Sepp saß jetzt immer in der Stube und starrte ganze Stunden auf die vor ihm auf dem Tische liegenden Rechnungen. Wenn Mari oder Franz ihn fragten, wie viel er denn verloren habe, so begehrte er fürchterlich auf über die Schlechtigkeit der Welt und schalt sich einen Narren, daß er je einem Menschen getraut habe. „Wir leben darum doch noch," tröstete Mari, „und waren nicht

verzagt, da wir noch weit weniger besaßen als jetzt. Ich muß noch beinahe lachen, daß du den Merks bekommen hast, du der sich so groß thut auf seine Klugheit und über meine Leichtgläubigkeit und Gutherzigkeit lacht."

„Nun, so lach' nur," sagte Sepp. „Die Freud' gehört ganz uns, denn ich muß sie theuer bezahlen."

„Du könntest es leichter als die verlassene Wirthin und das unglückliche Rösle, die doch alles übernehmen wollen."

„Sie wollen sicher nicht, und wenn sie auch wollten, so könnten sie nicht. Allerdings ist das Rösle bereits volljährig, aber die Wirthschaft verkaufen und so alle arm machen läßt es die Gemeinde doch nicht. Zudem würde das kaum reichen, mich zu befriedigen, und es wären auch noch Andere, die etwas möchten."

„Großer Gott! Hast du dich denn gar so überschwätzen lassen?"

„Ja, so ist's, und nun kannst du dich freuen über den Merks."

So maulte Sepp mit den Seinen, so oft sie vom Adlerwirth redeten. Aus jedem ihrer Worte suchte er den bösen Sinn, nur um mit ihnen aufbegehren zu können. So glaubte er ihnen am ehesten alle Lust vertreiben zu können, ferner noch an die Geschichte zu erinnern. Es gelang ihm auch bald, Mutter und Sohn, wenigstens, wenn er dabei war, zum Schweigen zu bringen.

Desto mehr aber redeten jetzt die übrigen Dorfbewohner davon und niemand suchte seine Freude darüber

zu verbergen, daß der Spitzbube auch noch ein Stück vom Freimaurer mitgenommen habe. Das hatte Sepp sich gleich anfangs gedacht, hatte schon, als das Rösle noch bei ihm war und klagte, das schadenfrohe Gelächter des Vorstehers und der Seinen zu hören geglaubt, was ihn fast noch mehr ärgerte als der erlittene Verlust. Indessen machte ihm dann aber auch dieser bald mehr zu sinnen, als er anfangs gewähnt hatte. Früher hatte sich Sepp, wenn man vom Bau der Sägmühle redete, mit seinem Kredit groß gethan: den werd' er einspannen, bis Zeug genug auf dem Platze sei, und wenn dabei alle Stricke zerreißen sollten. Jetzt waren aber alle Stricke zerrissen und noch kein Zeug auf dem Platz. Kein Mensch glaubte, daß die Wirthin die vom Manne hinterlassenen Schulden bezahle, und alles machte sich nun an den Sepp, der es bitter büßen mußte, daß er früher seinen Gegnern damit trotzte, er werde alle seine Truppen ins Feld schicken, der Adlerwirth müsse sich nur melden, wenn er Geld wolle.

Dem guten Sepp war es dießmal bei weitem nicht gleichgiltig, was Hans und Grete zu der Geschichte sagten, aber so weh that ihm der Jubel der Leute darüber, daß „nun auch dem Freimaurer einmal ein selbstgehauener Spahn an den Kopf geflogen war," doch sicher nicht als Franzen, dem begeisterten Lobredner der öffentlichen Meinung. Wenn die Leute von einer weisen Fügung Gottes sprachen, unter der eben die unschuldige Wirthin mit dem schuldigen Sepp leiden müsse, wie das ja immer zu gehen pflege, so konnte Franz das beim

besten Willen nicht anders als gemeine Rachsucht nennen, die in ihrer Dummheit das Widersprechendste zusammenstelle, und er gestand dem Vater, daß seine Freude an der Abendgesellschaft immer kleiner werde, und daß er zuweilen fast Lust habe, den Sennen und die Besten herauszunehmen und die Andern ihre Wege gehen oder kriechen zu lassen.

„Das hab' ich immer wollen," sagte Sepp freudig. „Wenn du endlich doch noch darauf kommst und darauf bleibst, so ist Adlerwirths Streich kein gar so großes Unglück für mich."

Aber Franz blieb nicht darauf. Er suchte Gründe, seine Landsleute zu entschuldigen, und er fand überall. An einem Sonntag kam er ganz zornig heim und sagte: „Es ist doch schad' für unsere lieben jungen Burschen, daß sie mit Fleiß zu Sklaven erzogen werden. Wird's doch von allen Seiten in sie hineingepreßt, überall am Ende und am Anfang nur Belohnung und Strafe zu sehen. Haben sie in der Kirche gehört, daß Gott wie ein zorniger Holzhacker drein schlägt, so werden gleich darauf die gerichtlichen Bekanntmachungen verlesen, an deren Schluß gewöhnlich mit Gefängniß und Geldstrafe gedroht wird. Wahrlich, die Mißlaute in der Stimme des Volkes gleichen dem Klaggeschrei eines mißhandelten Kindes, und wer darum unwillig würde, weil das einmal auch sein Mittagsschläfchen stört, der müßte ein grausam herzloser Mensch sein."

Sepp sagte: „Er sei nie unwillig gewesen, sondern hab immer den Leuten ihre Ketten abnehmen wollen."

„Um ihnen dafür die eurigen aufzuladen. Ihr wolltet ein Rädelsführer werden, und verlangtet eigentlich nur Gehorsam, wie die Andern.“

„Und was willst du?“

„Gemeinsamkeit; der Mensch kann nichts aus sich selbst.“

„Wenn du meine Erfahrungen gemacht hättest —“

„So thät ich dem Vetter täglich danken, der mir aus des Vaters Nagelschmiede heraushalf.“

„Aber, Franz, das Mädchen, das du für das erste hältst auf der ganzen Welt, ist doch alles einzig durch sich selbst worden.“

„Nein Vater! geht nur zum Barthle hinüber und der wird euch sagen, daß ihr und ich dessen böse Engel gewesen seien, und ihr tadelt, daß das Anneli schon viel zu viel von dem alten Dummkopf an sich habe um noch —“ Franz stockte.

„Nein nimm sie nur, ihre Thaler könnten wir jetzt ganz gut brauchen. Wir hätten dann nicht mehr nöthig, des Hansmichels Wald abzuholzen, um die Säge bauen zu können.“

„Ihr werdet doch nicht mehr bauen wollen?“

„Allerdings will ich das! Der Sepp steht auf mehr als einem Fuß und der will nun einmal sein Denkmal haben um jeden Preis.“

Von jetzt an war Franz täglich am Vater, um ihm seinen Plan auszureden. Sepp gab auch wirklich nach, was aber der Fink wol mehr dem ungeduldigen Drängen

der Gläubiger, als Franzens Beredtsamkeit zu verdanken hatte.

Fast noch mehr Kopfarbeit als dem Sepp hatte des Adlerwirths Flucht Barthles Klausmelkern gemacht. Der war nicht aus der Fremde heim gekommen, um sein Lebtag das willenlose Werkzeug jeder Laune des Vaters zu bleiben. Nicht nur Barthles wohlbesetzter Tisch, sondern hauptsächlich das Rösle hatte ihn in die enge Heimat zurückgelockt. Seine Absicht war, sich zuerst mit dem Vater in gutes Einvernehmen zu setzen, dann da oder dort mit dem reichen, daheim nur wenig geschätzten Rösle einen eigenen Hausstand zu gründen und sich das Leben so angenehm als möglich zu machen. Vor allem hatte er daher den Barthle zu gewinnen getrachtet, hatte ihm in allem vor- und nachgegeben und alle Mittel angewendet, durch die nach seiner Ansicht auch Mariann die Liebe des Vaters und die Achtung aller Dorfbewohner gewann. Er glaubte mit der Schwester nur darum nicht besser übereins kommen zu können, weil sie verblendet durch die schönen Namen, die sie ihren Gefühlen und Handlungen gebe, sich für besser halte als sie eigentlich sei. Der oft von seinem Wunsch, „der Unerfahrenen die Augen zu öffnen“, allzusehr Hingerissene mußte ihr daher bald noch herzloser und verbitterter vorkommen, als das der Fall gewesen wäre, wenn sie ihn nie zum Widersprechen gereizt hätte.

Auch mit dem Rösle war es Klausmelkern so gegangen. Es war ihm der Engel seines Paradieses, die geliebte Mitgenossin der glücklichsten Stunden seines

Lebens gewesen. Mit ihm hatte er seine Spiele gespielt, mit ihm seine stolzen Zukunftspläne entworfen, und als er im vorigen Jahr unerkannt vor ihm stand und dann sein Urtheil über ihn hörte, da war es ihm, wie er selbst gestand, gerade als ob seine ganze Vergangenheit neben dem Mädchen stehe und ihm Vorwürfe mache. Bis dahin hatte seine Erinnerung Rösles Bild gerade so festgehalten, wie es ihm vor Jahren erschienen und so lieb worden; nun war er sehr überrascht, das gute Kind so viel stolzer und demüthiger, stärker und schwächer, gläubiger und mißtrauischer, kurz als Jungfrau wieder zu finden. Es wurde ihm immer wunderbar angst neben dem sonderbaren Wesen, das ihn ganz zu durchschauen schien und vor dem er sich, wie stolz er auch auftreten mochte, recht erbärmlich klein vorkam. „Doch das wird schon anders werden," meinte er, „sie ist eben eine stolze Wälderin, die sich nicht wie ein Kind von jedem führen läßt, und das ist recht. Kann ich nur einmal ungestört mit ihr reden, so wird alles anders, denn sie ist zu klug um mich nicht gleich zu verstehen."

Eben um das zu können hatte er Vater und Schwester auf den Fastnachtsdienstag geschwätzt. Der Tag hatte dann aber für ihn nicht so viel Gutes gebracht als er erwartete. Je mehr er redete, erklärte und auseinandersetzte, desto eigensinniger, scheuer und strenger schien das Mädchen zu werden und bald standen die beiden sich ferner als je vorher.

Nun aber, nach des Adlerwirths Flucht, mußte denn doch in seinem Hause alles anders werden. — Jetzt

war Klausmelkers Zeit gekommen. Der alte Barthle, der dem Sepp seine „Strafe" von Herzen gönnte, und das Aufhören seines beinahe sprichwörtlich gewordenen Glückes für eine Wirkung seines Gegenzaubers zu halten begann, freute sich wol schwerlich mehr über den Streich des Adlerwirths als sein Sohn, welcher meinte, das Rösle und die Seinigen würden nun mit beiden Händen zugreifen, um so einen reichen und geschickten Burschen wie ihn auf die verwaiste Wirthschaft zu bringen. Es war das von ihm auch nicht gar so herzlos, als es wol scheinen mochte; denn wie er den Wirth und die Seinen kannte, glaubte er annehmen zu dürfen, alle würden Gott von Herzen danken, daß er nun fort sei, wenn sie einmal aus den ihnen von ihm bereiteten Verlegenheiten heraus wären. Das liebe Stiefkind, das Rösle, hatte ihm früher so viel vom Adlerwirth erzählt, daß er ihn herzlich verachtete und dessen Flucht für ein recht glückliches Ereigniß hielt. Er konnte sich daher nicht erklären, warum das Rösle fast jeden Sonntag in der Kirche weine und fing sogar an das Jammern der Wirthin für halbe Verstellung zu halten. Wie konnten die beiden im Ernst so wehleidig thun über den Verlust eines Mannes und Vaters, der sie oft sogar mißhandelt hatte?

Als er einst an einem Sonnabend, an welchem er das Rösle allein anzutreffen hoffte, in des Adlerwirths Stube kam, fing das gute Mädchen ihm sogleich von seinem und der Seinen Kummer und Herzleid zu erzählen an. „Es sei traurig," sagte es zu dem ehmaligen Freund, den auch jetzt es noch nicht ganz vergessen zu

haben schien, „ein Angehöriges durch schnellen Tod zu verlieren, aber noch viel schrecklicher sei es, wenn eins mit Sünd und Schande beladen von dannen geh und kein Mensch wisse wohin. Der schlechteste Trost aber sei der, daß man dadurch auch von mancher Plage frei worden sei, denn dadurch werde man immer daran erinnert, wie viel schon längst anders hätte sein sollen. Man müsse fürchten, daß dem Geschiedenen der Segen und die Gnade Gottes nicht folgen werden, und könne sich doch selbst auch nicht von aller Schuld frei sprechen. Traurig sei der Gedanke an den Geschiedenen, traurig aber auch die Zukunft der Zurückgebliebenen. Da sei ein Haufen Kinder, von denen das älteste, das Margrethle, am unglücklichen Aschermittwoch gerade siebzehn Jahre alt worden sei. Wol seien alle schon recht fleißig und arteten in allem der Mutter nach, aber die unschuldigen Tröpfle hätten nun ihr Lebtag zu tragen an der Last ihres Vaters, und lange werde man ihnen nicht recht trauen und sie um seinetwillen schief ansehen. Und die gute Mutter, die in einem ordentlichen Hause erzogen worden sei, müsse sich nun immer schämen, wenn man vom Vater ihrer Kinder rede. Sie sei noch tausendmal ärger betrogen als alle Andern. Hinter sich sehe sie eine freudenlose Vergangenheit, vor sich ein Leben voll Schande, Noth und Elend."

„Euere Vergangenheit," unterbrach Klausmelker mitleidig die Klagen des Mädchens, „ist eben die Vergangenheit des Adlerwirths. Die ist fort mit ihm und ich traue euch zu, daß ihr die Leute bald alles vergessen

machen werdet. Die Wirthschaft ist dein und der Mutter; sie trägt viel und auch ein Wirth hat sich bald gefunden, wenn du ihm nur den Platz neben dir gönnst. Ich hätt wol ein schönes Anwesen daheim, aber doch thät es mich glücklich machen, wenn du sagtest, daß ich zu dir ziehen dürfe und bei dir bleiben für immer, kurz wenn du mich heiraten möchtest."

Das Rösle sah den Redenden erschrocken, erstaunt an. Jetzt fiel ihm der Faschingsdienstag wieder ein und erst nach einer längeren Pause sagte es ausweichend: „Jetzt liegt die Vergangenheit so schwer auf mir, daß ich kaum noch an das Zukünftige zu denken wage."

„Eben solltest du dich mit der Zukunft beschäftigen, um die Vergangenheit los zu werden."

„Du thätest eigentlich genug," sagte das Rösle sinnend, „ja mehr als ich von dir erwartete. Schwerlich gäb's noch einen reichen Bauern, der die Bettlerin jetzt nehmen möchte."

„Bettlerin," wiederholte Klausmelker erstaunt, „ich hab dein Vermögen längst so ziemlich schätzen können. Ich liebe dich und mag dich, wenn du auch nicht so reich bist als ich."

„Die Sach ist wichtig; ich thät gern mit den Eigenen*) reden."

„Sag du mir lieber, was d u willst?"

„Willst — willst —" wiederholte das Mädchen mit zitternder Stimme. „Mir kommt alles das fast vor

---

*) Angehörigen.

wie — wie ein Handel. Aufs Handeln aber hat sich das Margrethle immer besser verstanden als ich."

„Warum nennst du das einen Handel?"

„Man sollte da geben und nehmen; doch plag mich heut nicht weiter. Ich will nachsinnen und dir bald eine so offene Antwort geben, als dein gut gemeinter Antrag verdient."

„Dann wirst du ja sagen."

„Ich glaube — vermuthlich," stotterte das Rösle. „Dann könnt ich all dem Elend ein End machen. Gewiß wär es keinem der Gläubiger so lieb als uns, wenn wir sie befriedigen könnten —"

Jetzt erst ahnte Klausmelker, wo das Tröpfle hinaus wolle. Er sollte sein Vermögen opfern und sein Lebtag schinden und schaben, und mangeln und sorgen, um des Adlerwirths Schulden zu bezahlen. Das war denn doch gar zu arg und „so?" platzte er heraus; dann aber schnell sich besinnend und das Andere, was noch nach wollte, mit Gewalt zurückdrängend, sagte er aufstehend: „Ja, du hast recht, wir können später noch davon reden," und verließ die Stube.

Also auch das Rösle rechnete!

Wunderbar war's, daß Klausmelkern gerade an ihm so gar nicht gefiel und so fremd vorkam, was er sonst bei jedem Menschen suchte und fand.

Aber wie rechnete das Kind! Es wurde von ihm und den Seinen ja gar nicht verlangt für den Adlerwirth einzustehen. Was hatte denn es davon, wenn seine Schulden bezahlt wurden? „Ich begreife das

Rösle nicht mehr," sagte er, und da hatte er ganz recht.

Als das Rösle der Mutter am Sonntag seine Unterredung mit Klausmelkern erzählte, sagte diese: „Das sei ihr schönster Tag; diese Opferwilligkeit zeige ihr, wie reich sie noch sei." Man beschloß dem Klausmelker eine abschlägige Antwort zu geben, wenn er wieder komme, doch der ließ sich beim Adler lange nicht mehr sehen.

Das Rösle war froh gewesen, als die Mutter, der es all seine Gedanken und Wünsche mittheilte, ihm den Klausmelker ausredete; vergebens aber war's, dem Mädchen auch seinen Entschluß „nun, da das Margrethle schon so geschickt sei, als Magd etwas zu verdienen" auszureden zu wollen. Da nützte alles nichts und schon in der folgenden Woche lief es dienstsuchend bei den reicheren Verwandten herum.

Die Bauern standen überall vor den Häusern und sahen zu, wie die von Sepps Taglöhnern gefällten Tannen aus Hansmichels Wald ins Thal herunterstürzten. Barthle war heute nicht der einzige, der über den Freimaurer aufbegehrte; viele, die des Abholzens wegen keinen Lauinengang über ihre Grundstücke zu fürchten hatten, nannten ihn einen Räuber, und sagten, das Krachen der Tannen komme ihnen wie ein donnernder Wehruf der Natur vor. Beim Rauschen der Sägen, dem Schallen der Axtschläge, dem Krachen der brechenden Stämme und dem Schreien der erschreckt fliehenden Vögel war keinem recht wohl; jeder fand etwas zu

beklagen, woran er vielleicht sonst nie gedacht hatte. „Hört doch die armen Vögel, die, kaum angekommen, schon wieder fliehen müssen!" „Ja, jetzt geht dann für das Ungeziefer die gute Zeit an und für uns die schlechte." „Gott beschütze meinen dummen Buben, er hätt ein Handwerk gelernt, wenn er da nicht gar so guten Verdienst fände. Wenn er in einer ordentlichen Werkstatt wär, müßt einem doch nicht ein Stich ins Herz gehen beim Fallen jedes Stammes." „Ja, und so oft man das Schnapsfäßlein durchs Dorf tragen sieht!" ergänzte die besorgte Mutter.

Das Rösle hörte von dem allem nichts. Nur selten einmal, wenn zischend und donnernd eine Tanne gegen das Dorf hersauste, als ob sie alle Häuser zerschmettern wollte, fuhr es erschrocken auf. Doch es stand kaum einen Augenblick still. Jedermann, meinte es, müsse ihm seine Gedanken und Gefühle ansehen, und die hätt es so grausam gern verborgen vor aller Welt. Es fällt einem gar allerlei ein, wenn man so um Arbeit und Brot bittend zu denen kommt, die sich mitgenießend oder tadelnd so gern unsere Verwandten nennen, und dann überall so kalt und herzlos abgewiesen wird, wie das gute Rösle. Alle seine Basen und Bäschen sowol von väterlicher als mütterlicher Seite tadelten es, daß es wegen dem Lumpenwirth und seinem Gesindel sich zu einer Bettlerin machen lasse, und daß man sich nun wegen der Magd in der Verwandtschaft gar noch schämen müsse. Da wärs klüger, wenn man brennen ließe, was nun einmal brenne, als wenn man, um zu retten, auch

noch die eigenen Hände dran wage. Der Mutter geschehe nur ganz recht. Der erste Mann, der Philipp, sei ihr immer zu altväterlich gewesen. Wol schwerlich hätte die Hochmüthige den guten stillen Vetter selig genommen, wenn nicht alles sie dazu gezwungen hätte. Als dann der gestorben sei, da habe man gesehen, was sie selbst verstehe. Der erste glatt gestriegelte Schwätzer, der sich ihr genaht, sei ihr recht gewesen mit seinem Fremdlerthum. Das sei ein Mann für sie, und sein Talent sei mehr werth für ihren Platz, als das größte Vermögen. Seit alle Jahre mehr vornehme Reisende kämen, müßten die Wirthe sich auf den Absätzen zu drehen verstehen und mehr können als Wein auftragen. So habe die Wirthin gesagt und sich weder rathen noch wehren lassen. Nun solle sie selbst sehen, wie sie sich an den Spitz gewöhne, den sie sich zwischen die Finger stieß. Das Rösle sei noch dümmer, als einst die Mutter, wenn es da dabei sein möge. Selbst der Sepp verlange das nicht, sonst würde er nicht Hansmichels schönen Wald niederhauen lassen, um Geld zu bekommen.

„Der Sepp," sagte das Rösle traurig, „der Sepp muß gleich zahlen und das können wir allerdings nicht. Er verlangts auch nicht und ist wol zufrieden, wenn wir ordentlich zinsen. Um das nun zu können bin ich da und bitte um nichts als einen Dienst."

„Nun, wenn du der Narr sein willst, so sei. Wir aber thäten uns schämen eine Verwandte so herabge-

kommen vor uns zu sehen. Geh lieber zu Leuten, die dich nicht kennen."

Mit diesen und ähnlichen Worten wurde das Rösle überall abgewiesen.

Es war ihm im Leben sicher noch nie eingefallen, sich für klüger und besser zu halten als Andere, und besonders seine Verwandten von väterlicher Seite hatte es immer sehr hoch geschätzt; jetzt aber kamen ihm auf einmal alle so erbärmlich und gemein vor, wie ihre Begriffe von Ehre und Recht.

Wieder stand es vor der Hausthür eines Vetters, der jedes Jahr eine Magd brauchte. Im Garten spielten und schrieen ein Häuflein Kinder. Wehmüthig sah es ihnen zu und mußte dabei an seine eigenen Kinderjahre und an Klausmelkern denken, der damals für es durch ein Feuer gelaufen wäre, jetzt aber nur noch sich selbst lieben zu können schien. Ja, die Erfahrungen machen eben hart. Das Mädchen konnte jetzt das sonderbare Wesen des Spielgenossen schon viel besser begreifen als vor einer Woche. „O," rief es aus, „o wie wohl ist einem, so lang man nur mit Thalern und Batzen aus Erlenrinden spielt, an denen kein Schweißtropfen und keine Thräne und kein Fluch klebt!" „Doch," sagte es dann, sich wieder der Hausthür zuwendend, „unser eins ist eben nicht zum Wohlleben auf der Welt."

Jetzt wurde hastig ein Fenster aufgeschlagen und eine grelle Weiberstimme schrie heraus: „Schämt euch, hart an der Gasse so ungezogen zu lärmen, ihr Nichtsnutze!"

Die spielenden Kinder fuhren kaum erschrockener auf als das Rösle. Es kehrte schnell um, während die Kinder auf die andere Seite des Hauses eilten. Hier, wo die Furcht vor dem Schein sogar das frohe Kinderspiel störte, würde ihr sicher nicht besser gegangen sein als anderwärts. „Und ists eigentlich nicht überall so? Hört man nicht aus jedem Hause heraus schreien: Man sieht's, man hört's! Es trägt nichts ein!?"

Da — auf einmal, wie oft plötzlich in finsterer Sturmnacht aus düstern Wolkengestalten der Mond hervortritt und dem verirrten, verzweifelnden Wanderer den Weg zeigt — stand das Bild des Sennen vor des Mädchens kummerumnachteter Seele. Er hatte großmüthig sein ganzes Leben und Wirken seinen jüngern Geschwistern geopfert. Mehr als brüderlich hatte er für alle gesorgt, bis sie sich selbst helfen konnten. Die einzige Schwester, die noch bei ihm war und seit dem letzten Herbst immer kränkelte, trug er so zu sagen auf den Händen. Kein Mensch wußte, was er alles that im Haus, Stall und Krankenzimmer. Doch lange konnte er es so sicher nicht aushalten. Er mußte eine Magd anstellen und „das wär eine Lust mit so einem Manne zu arbeiten, so einem zu dienen, wenn man auch nie an den Lohn dächte!"

Das Mädchen war vor des Sennen Haus gekommen, es wußte selbst nicht wie; doch vor der Hausthür wurde es plötzlich von einer ihm selbst unerklärlichen Scheu zurückgehalten. Es hatte schon manchen vornehmen Herrn bedienen müssen und dabei war ihm

denn auch immer ordentlich angst worden; aber noch nie so merkwürdig angst wie heute. Der Senn war doch ganz der Mann, es zu verstehen. Hatte er ja, um sich und seinen Geschwistern den Kredit zu erhalten und keines derselben in Armut und Selbstsucht verkommen zu lassen, das Vermögen der Aeltern ungetheilt zum Wohl aller verwaltet. Er war immer und überall für das Gemeinsame, daher denn das Rösle von ihm gewiß kein unfreundliches Wort zu gewärtigen hatte. Und doch — wenn er wieder den Narren machte, wie an jenem Dienstag, wenn er zeigen wollte, daß man mit so einem Tröpfle nur spielen möge . . .? Das Rösle drehte sich schnell und wollte wieder gehen. —

Jetzt öffnete sich die Thür und „wie der Wildfang doch zahm worden ist, daß er so vor den Thüren stehen bleibt,“ sagte der Senn, sichtlich erfreut das Rösle so unerwartet anzutreffen.

Dem aber klangen diese Worte wie ein Vorwurf und es hätte sich jetzt weggewünscht zu einer aufbegehrenden Base oder wohin es auch immer gewesen wäre. Wie sollte es seine Angelegenheit vorbringen? Es wäre so gern beim Sennen Magd gewesen und doch konnte — durfte — mochte es nicht.

„Was hättest du wollen?“ fragte dieser.

„Ich — du — wie befindet sich deine Schwester?“

„O, die wird nie mehr ganz recht, es fehlt ihr in den Gliedern.“

„Kannst du alles im Hause allein verrichten? Thätest du mich nicht als Magd anstellen?“

Der Senn besann sich. Zwar nicht lange; aber dem Mädchen schien jeder Augenblick eine Stunde. Was konnte er nicht alles denken, während er so still vor ihm stand. Das Mädchen wurde auf einmal gesprächiger: „Du weißt,“ sagte es, „wie wir dran sind, und da mein' ich halt, ich könn' auf die Art der Haushaltung am besten vorwärts helfen.“

„Möchtest du bei mir bleiben?“ fragte der Senn mit unsicherer Stimme.

„Von Herzen gern.“

„Ich muß dir aber vor allem eins sagen: Ich könnts nicht leiden, wenn der Klausmelker oft herkommen thät.“

„So schick ihn fort, mich geht das in deinem Hause nichts an.“

„Nichts?“

„Nein.“

„Rösle,“ sagte der Senn nach einer Pause und seine Stimme klang gar nicht so wie sonst.

„Was?“

„Willst du nicht lieber mein Weib werden, als meine Magd?“

„Um Gotteswillen thu mich doch nicht plagen und auslachen schon am ersten Tag!“ rief das Mädchen in Thränen ausbrechend.

„Mir ists heiliger Ernst,“ versicherte der Senn. „Wegen meinen jüngeren Geschwistern hab ich lang warten müssen mit dem Heiraten; doch du bist noch da und das ist mir genug. Noch nie hat mir eine gefallen wie

du. Aber bei dem langen Warten auf dich bin ich ein Bischen alt worden; vielleicht fast zu alt. Doch nun sag du deine Meinung: Ja oder Nein?"

„Du — ich —" stotterte das Mädchen und verbarg das glühende Gesicht, „so wie du bist, gerade so bist du mir lieb und recht. Ja, ich will!"

„So ist mir denn die Meine doch noch nachgegangen, wie ichs immer sagte!" jubelte der Senn, „und gerade die ist gekommen, die mir die Liebste war und der sogar ich einmal nachgehen wollte."

Jetzt dachte auch das Mädchen wieder an die Vergangenheit und an die Eigenen; aber es fiel ihm doch nicht ein, dem Sennen Bedingungen zu machen wie Klausmelkern. Das war eben ein Mann, dem man getrost gar alles überlassen durfte.

„Aber komm doch herein!" sagte der Senn behaglich lächelnd, „wir werden viel erleben in dem Hause, unter dessen Thüre schon so Wichtiges geschehen ist."

Die kranke Schwester begrüßte freudig das ihr vom Sennen als Schwägerin vorgestellte Rösle und bedauerte nur, nicht mit ihm im Hause herumgehen und alles ordentlich zeigen zu können. Es treffe da eine schon eine Hauseinrichtung an, an der man seine Freude haben könne."

Der Senn fürchtete, solche Worte möchten dem jetzt so armen Mädchen weh thun, und um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sagte er: „Aber gelt Schwester, das hast du nicht erwartet, daß ich das Rösle als Weiblein ins Haus bringe?"

„O,“ sagte die Gefragte lächelnd, „als du mir in deinem Unmuth vom Fastnachtsdienstag erzähltest, da hab ich etwas läuten gehört, wie zu einem Hochzeitsgottesdienst.“

Der Senn sagte: „Er hab damals gedacht, jetzt sei es für ihn aus für immer, und der Gedanke hab ihm grausam weh gethan, wenn er sich das liebe Rösle vorgestellt habe.“

„Und mich hats geärgert, daß du mich nur so zum Spaßmachen vor die Leute reißen wolltest. Ich glaubte, ich werde dir nie mehr ein gutes Wörtle geben,“ sagte das Rösle.

„Das ist nun vorbei,“ fiel die Schwester ein. „Geht jetzt nur und seht euch unsern Tuchvorrath*) an, ihr werdet noch Betten und allerlei brauchen.“

„Hat man denn nie Ruhe vor dem Knarren der Tuchschubladen?“ fragte der Senn lachend. Doch er und das Rösle waren heute zu glücklich, um der auf ihre Vorräthe ein wenig Eiteln ihren Wunsch unerfüllt zu lassen, als sie sagte: „Es sei doch klüger, sich mit so etwas zu beschäftigen, als sich zu erzählen, wie zornig man schon übereinander gewesen sei.“

Noch äußerst selten sind Ehverträge, die hinter verschlossenen Thüren mitten in der Nacht gemacht wurden, so lange unbekannt geblieben, als das was der Senn mit dem Rösle vor der Hausthüre ausgemacht hatte.

*) Tuch, d. i. Leinwand.

Aber auch als nach Ostern die beiden von der Kanzel verkündet wurden, hatte man bei weitem nicht so viel an ihnen zu tadeln, als sich sonst Brautleute gefallen lassen müssen. Nur hie und da meinte einer oder eine kopfschüttelnd: „Das ärgste sei doch, wenn so ein altes Strohdach noch Feuer fange. Da wisse dann gar kein Mensch, wohin die Flamme fahre. Der Senn müsse in des Freimaurers Schule ungemein gleichgültig worden sein gegen Ehr und Ansehen, daß er sich an so eine Verwandtschaft noch während des Falles anschließen möge.“

Es gab dann aber überall Leute, die den Sennen vertheidigten und zu diesen gehörte, wie sich leicht erwarten ließ, auch Franz, der immer ordentlich warm wurde, wenn er von seinem Freunde redete. Auf Reden wie die oben erwähnten pflegte er in des Sennen eigenthümlicher Redeweise, die er, ohne es zu merken, sich immer mehr angewöhnte, herzhaft zu erwidern: „Wer Ehr und Ansehen sich nur so umhängt, wie einen andern gekauften oder geerbten Hoffartsfetzen, der muß sich freilich vor jeder Staude in Acht nehmen, wie ein vornehmes Fräulein im Reifrock; der aber, dem sie sind wie ein selbstgewobenes Kleid, in dem er sicher und warm steht, der darf sich vor einem unbedeutenden Stoß nicht allzusehr fürchten.“

Während der Senn mit seiner Braut im Dorf herum ging und zur Hochzeit einlud, mochte Franz sich wol fragen: „Wie lang es etwa noch währe, bis er mit Mariannen so in Hut und Rock herumstiefeln werde.“ Als

dann das Paar auch zu ihm kam, sagte er: „Ihn hab schon lang nichts mehr so gefreut, wie diese unerwartete Hochzeit. Noch vor wenigen Wochen sei ihm wie ein unentwirrbarer Knäuel vorgekommen was sich nun, ohne zerschnitten zu werden, so glücklich gelöst habe. Es mache einem ordentlich Muth, wieder einmal zu sehen, daß für gute Menschen alles gut ende. Wenn Schicksalsstürme alles niederzureißen schienen, stünden sie felsenfest aufrecht und reichten sich froh die Hände über die gestürzten Mauern, die sie bisher trennten."

Bevor der Senn das Haus des Freimaurers verließ, übergab er Franzen, den heute abwesenden Vater ihm recht freundlich zu grüßen und ihm zu sagen: „Jetzt sei weder er noch die Adlerwirthin im Stande, das ihm schuldige Geld zusammen zu bringen; doch wenn man sie ungestört machen lasse, brauche wegen dem Zins niemand zu sorgen, bis man einmal anders miteinander schwätzen könne."

Als Franz dem Vater das mittheilte, meinte der: „Versprechen sei leicht, wenn man heiraten wolle, ob man es dann aber auch halten wolle und könne, sei wieder eine ganz andere Frage."

„Ihr glaubt und traut doch gar keinem Menschen mehr," klagte Franz und verließ unmuthig die Stube.

Ihm war es unbegreiflich, wie der Mann, der selbst ein armes Mädchen geheiratet und es doch so ungewöhnlich

weit gebracht hatte, so muthlos, so mißtrauisch gegen andere habe werden können. Franz sah den Vater noch immer als den Mann, der aus Liebe heiratete und nur im Kampfe für das was ihm das Heiligste, so verbittert worden war. Er glaubte nicht, daß die meisten Fehler und Vorzüge des Vaters aus seiner Liebe zum Geld oder seinem Stolz entstanden, und daher jetzt sich zu Geiz und Menschenverachtung zu verknöchern begannen.

Der gute Franz hätte das keinem Menschen geglaubt, wenn er es auch fast täglich fühlte. Zuweilen meinte er wol, er könne so es nicht länger mehr aushalten und gern hätte er alles verlassen und wäre fortgegangen, aber es wär ihm noch weniger möglich gewesen, ohne seine Lieben, die Mutter und Mariannen zu leben, als dieselben mitzunehmen. Wenn er einmal recht im Ernst ans Fortgehen dachte, dann zuckte es überall und that ihm weh, dann fühlte er, wie fest, wie innig er jetzt in seine Heimat hineingewachsen war.

Franz liebte. Nicht nur sein Anneli liebte er, sondern alle seine Landsleute, deren Bestes und Schönstes ihn immer an sein Mädchen erinnerte. Je mehr er sich den übrigen Dorfbewohnern näherte, desto näher fühlte er sich auch Mariannen und desto höher erschien sie ihm, in der sich alle Gaben und Talente seiner Landsleute vereiniget zu haben schienen. Wo er auch immer sein mochte, umgaben ihn liebe Zeugen glücklicher Stunden. Dort beim Brunnen hatte Mariann ihm erzählt, „wie es den Barthle gefreut habe, daß gerade er die Prophezeiung der Zigeunerin bestätiget, und daß er nun alles

für eine Fügung Gottes halte. Auch sie glaube, daß es nicht ohne Gottes Zulassung geschehen sei und hoffe daher das Beste." Da auf dem Kirchweg hatte sich ihm ein kummervolles Herz erschlossen und dort hatte ihm ein feuchtes Auge, ein warmer Händedruck für empfangene Wohlthaten gedankt. O, die Liebe hatte sein Leben so reich, so glücklich gemacht, seit sie, nicht mehr Stolz und Herrschsucht ihn zum Handeln trieb.

In dem schönen großen Hause seines Vaters aber wurde ihm nie recht wohl. Nur einer im Dorf hatte dem Sennen wehmüthiger nachgeschaut als er — und das war Barthle, welcher den Sennen viel lieber mit Mariannen auf Hochzeitswegen gesehen hätte. Es war nun wieder mit einer Lieblingsrechnung null. Vergebens hatte er Mariannen in Gesellschaften geschickt, die er nicht für die besten hielt, und gebetet, daß Gott ihm doch diese Sünde vergebe, umsonst hatte er am Fastnachtsdienstag dem dummen Sennen mit allem Möglichen gewinkt, alles vergebens. Dieses Rösle mit dem Stumpfnäschen und den dicken Backen wurde seinem freilich etwas bläßern, sonst aber viel schöneren Kinde vorgezogen. Doch der Senn hatte gewiß nicht mit den Augen gewählt. Der war ja kein junger Laffe und sicher war der Freimaurer an allem schuld; denn der hatte Mariannen auf seinen Weg gelockt und verdorben. Wenn es auch nicht wahr sein sollte, daß der Sepp sein Vieh verzauberte — es gab Stunden, in denen er sehr zweifelte — ein Unglücksvogel blieb er doch, vor dem Gott ihn durch die Alte hatte warnen wollen.

Klausmelker that, ob ihn Rösles Hochzeit gar nichts angehe. Er beneidete den Sennen um so mehr, da er sich bald einbildete, wenn er so ganz unabhängig gewesen wäre wie der, so würde er das herrliche Mädchen durchaus keinem Andern gelassen haben, aber in seinen Verhältnissen hätte er mehr thun müssen, als man billigerweise von einem Menschen, der auch Vernunft habe, verlangen könne. Es muß ihm nachgesagt werden, daß seine Eifersucht und sein Unmuth sich nie durch lieblose Reden Luft machten. Da er keinen Menschen hatte, dem er sich ganz anvertrauen durfte und mochte, mußte er alles in sich selbst verwerchen, was ihn quälte und drückte. Die Ruhe, die er am Hochzeitstage des Sennen zeigte, war nur eine äußerliche und Mariann konnte nicht genug staunen, daß er so viel Gewalt über sich selbst habe und so ganz sich zu beherrschen vermöge. Ungeheuchelt aber war die Hochachtung, mit der er immer von dem Brautpaar redete; er gab der Schwester von Herzen recht, als diese tröstend zu ihm sagte: „Ihr wäret doch nicht glücklich worden. Zwei, die recht zusammenpassen, können und müssen jedes Opfer bringen. Mir würde für Franzen keines zu schwer sein.“

Auf des Sennen Hochzeit ging es stiller her, als dieser früher zu prophezeien pflegte. Er hätte gern Tanzmusik und alles Mögliche gehabt, aber die tiefgebeugte Wirthin hätte so etwas um alles in der Welt nicht hören mögen. Es war doch ein recht kurzweiliger Tag, obwol der Senn seiner Schwiegermutter nach-

gab, und Klausmelker war der einzige, welcher behauptete, noch nie einen so öden Hochzeitstag erlebt zu haben.

Da er sonst nie etwas tadelte, was sich auf die eine oder die andere Art auf das Brautpaar bezog, so ist anzunehmen, daß es ihm wirklich so vorgekommen sei.

Sechstes Kapitel.

Ein Jahr später.

Ein Jahr bezeichnet eine sehr bedeutende Strecke auf dem Lebenswege des Einzelnen. Besonders wenn derselbe von mächtigeren Zeitströmungen erfaßt und fortgetrieben wird, kann sich unterdessen in ihm und um ihn sehr viel verändern. Wo aber, wie in unserem Dorf, sich beinahe alle nur an ihre Scholle anklammern, so daß nur ein Sturm, stark und mächtig genug, die von der Natur und den Menschen gegen die „Welt" aufgerichteten Schanzen zu durchbrechen, ihn zu heben und vom Fleck zu bringen vermöchte, da gleicht so ziemlich ein Jahr dem andern und der Unterschied besteht hauptsächlich darin, daß man nun wieder um ein Dutzend Monate älter geworden ist. Das Gerede von einer Hochzeit, einem Todfall, einer Wirthshausschlägerei oder einer neuen Bruderschaft ist so ziemlich alles, was den behaglich auf dem breiten Laubsack seiner Väter die freie Zeit Verbringenden in seinem Schlummer stört. Niemand mag das leugnen; aber gewisse Leute behaupten, diese

Ruhe und Stille sei eben das Beste, denn das, was zu Zeiten denn doch aus der Welt hereinfinde, wäre nicht von der Art, daß man sich noch mehr Aehnliches wünschen dürfte. Sie haben da auch wirklich nicht so unrecht, als mancher aufgeklärte Kopf wol glauben mag; denn da, wie gesagt, nur Stürme etwas in diesen abgeschlossenen Monarchiewinkel zu treiben vermögen, so kann man sich leicht denken, daß man gewöhnlich nur Trümmer des anderwärts Bestehenden und Untergehenden bekömmt, die von Müßiggängern irgendwo gefunden und in fast oder ganz unbrauchbarem Zustande weiter gegeben worden sind.

So ist's — und wenn es nicht so wäre, so würde man mit dem ewigen Schreien und Klagen wegen der ungesunden Luft da draußen keinen Hund mehr zum kalten Ofen zurücklocken können.

Franzens Freunde und Anhänger bewiesen, was bei besserem Wetter aus ihnen hätte werden können. Der Sohn des Freimaurers staunte oft, daß diese Leute, denen der Vater und früher auch er gar nichts Gutes zugetraut hatte, so schnell an einander hinaufwuchsen; doch war er bescheiden genug, das zum mindesten sich selbst, viel mehr der großen Stube zuzuschreiben, in der so viele nebeneinander sitzen und plaudern konnten.

Franz hatte seit des Sennen Hochzeit manchen trüben Tag erlebt. Die schönste Zeit im ganzen Jahr war ihm der Sommer gewesen, den er wieder auf der Alp zugebracht hatte. Allerdings kam er dort nie mit Mariannen zusammen, aber er konnte immer wieder an sie

denken, mit ihr sich beschäftigen, und das war fast erfreulicher, als im Herbste nachher zu sehen, wie das gute Mädchen, das seine besten Kräfte im Streite mit sich selbst verbrauchen mußte, so blaß geworden, zu hören, wie es der Vater plage und schelte, weil es seine Neigung zu ihm offen bekenne und sie durchaus nicht aufzugeben, zu unterdrücken verspreche. Gewiß hatte es Franzen viel Kummer gemacht, Thränen und Drohungen, Pfarrer und Meßner gegen sich aufziehen zu sehen; aber er glaubte an die Treue der Geliebten, und daheim, wo Vater und Mutter einander immer weniger verstanden und jedes ihn gegen das andere zu gewinnen suchte, hatte er so viel Widerwärtiges zu erleben, daß er sich viel weniger um den Barthle kümmerte, als das sonst der Fall gewesen sein würde. Zuweilen dachte er sich und Mariannen als Kinder des Unglücks, die nicht zur rechten Zeit und nicht am rechten Ort auf die Welt gekommen seien; nach und nach aber gewöhnte er sich etwas mehr an das, was nun einmal nicht zu ändern, oder doch nicht besser zu machen war. In diesem Zustande verdankte er jedenfalls der im Oktober wieder zusammenkommenden Abendgesellschaft mehr als diese ihm. Der warme Druck kräftiger Freundeshände weckte ihn wieder auf aus seinem Halbschlummer, und neues Leben, neue Kraft regte sich in ihm, wie in dem, den die Bemühungen seiner Freunde vom ersten betäubenden Schlag wieder zum Bewußtsein gebracht haben.

Die älteren Leute im Dorfe hatten bisher gerechnet, Franz werde bald wieder aus der Mode kommen. „Vor

der Jesuiten-Mission," trösteten sie sich, „sei das Tanzen und Fröhlichsein Mode gewesen, dann das Beichten und Beten, dann das Saufen und Spielen und jetzt — die Franzensucht. Wo immer etwas einen Haken heraus-strecke, da hätten sich von je her junge Windbeutel daran gehängt, bis man sich wieder an etwas anderes habe hängen können, und so werde auch diese Gesellschaft nur zusammen halten, bis irgendwoher ein Wind sie auseinander blase."

Aber denen, die sich trotz allem Spott noch einstellten, war's schon nicht mehr bloß um Unterhaltung zu thun. Franzens Feuer in seinen Reden gegen die drückendsten Uebelstände hatte auch sie erwärmt, und überdieß wurde so eine Gesellschaft im Jahre 1860 nicht mehr so leicht auseinander geblasen, wie zwölf Jahre früher. — Ja, anno 48, da waren die Bregenzerwälder ordentlich ruhig geblieben. Außer den Zeitschriften, die die Geistlichen besorgten, waren nur einige schlechte Blättchen ins Land gekommen, die sogleich allen Kredit verloren, und jeder roch nach Schnaps und erbettelten Kupferkreuzern, der nicht über die gottlosen Studenten fluchte, welche da Unfugen anzetteln und die alte heilige Ordnung über den Haufen werfen wollten. Jetzt aber fing man an, sich an das zu erinnern, was versprochen worden war und nachzusinnen, wie es wol stünde, wenn alles gehalten worden wäre. Jetzt bemitleidete man nur noch sich selbst, während man vor zwölf Jahren mit der beinahe unterliegenden Obrigkeit über die schwere Noth der Zeit gejammert hatte. Die Frommen im

Dorf waren, wie das zuweilen vorkommt, sehr ungerecht in ihrem Eifer, indem sie meinten, des Freimaurers Sohn allein sei an dem allem Schuld und nur ihn sollte das Gericht auf ein Jahr einstecken lassen. Auch da, wo man Franzen weder gesehen noch gehört hatte, fing sich's zu regen an. Arme Taglöhner und reiche Bauern richteten plötzlich die Köpfe auf und versuchten einmal ins Land hinauszusehen, aus dem die dicken Gesetzbücher, die theuren Stempel, der schlechte Tobak und die hohen Steuern hereinkamen, und in welches sie dafür die Banknoten und die lieben Söhne hinauswandern lassen mußten zum Kampfe für Gott, Kaiser und Vaterland. Das Unerhörte wurde gehört, denn da und dort wagte einer zu fragen, wie und warum? Die aus dem italienischen Kriege Heimgekommenen erzählten Wunderdinge von ihren Befehlshabern sowol als ihren Feinden, und da bei diesen von dem sonst fast sprichwörtlich gewordenen Soldatenstolz gar nichts mehr zu bemerken war, so fanden sie, wie auch andere Unzufriedene, in allen Dörfern gut und schlecht gekleidete Zuhörer, so viele sie sich nur wünschen konnten. Das Kritisiren war nun einmal an der Tagesordnung und Spötter behaupteten: Eine billigere Mode sei noch gar nie dagewesen; der Menschenfreund aber beklagte die traurigen Folgen dieser Mode, die denn auch die Spötter bald zum Schweigen brachten. Es liegt in der derben raschen Wälder Art, das Kind mitsammt dem Bad auszuschütten. „Warum sollte man die Gesetze einer Obrigkeit noch achten, die den und diesen Fehler hatte? Warum solchen Herren noch länger

dienen?“ Der Bauer hält die Gesetze, denen er gehorchen muß, nicht für den Willen der Gesammtheit, und weniger für eine Wohlthat als für eine Laune seines Gebieters. Er kann nicht mehr gehorchen, sobald er aufhört zu fürchten und zu bewundern.

Seit Mannesdenken war es im Bregenzerwalde bei den Bauern von alter Art nie so ungesetzlich zugegangen wie in diesem Winter. Schimpfend gingen die Aufgeregten ohne Laternen, mit offenen Lichtern in die Ställe, kauften bairischen Tobak und ungestempelte Schweizer Kalender mehr als sie brauchten, und übertraten trotzig manches zu ihrem Wohl erlassene Gesetz, nur um der Regierung — einen rechten Possen zu spielen.

Noch im letzten Winter war das Dorf, in welchem der junge Freimaurer den Leuten die Köpfe warm machte, als das unruhigste und aufgeklärteste verschrieen worden; jetzt aber ging es wol nirgends ordentlicher und stiller zu als hier, denn während anderwärts jeder gänzlich sich selbst überlassen blieb und von seinen plötzlich zur Herrschaft gelangten Leidenschaften hin und her geworfen wurde, war man da schon mehr daran gewöhnt, nur vereint, also langsam, aber desto sicherer vorwärts zu kommen. Das Haus des Freimaurers war der Mittelpunkt, in dem sich alle jüngern Kräfte des Dorfes treibend oder zurückhaltend berührten.

Wenn das Weberle dem Pfarrer, von dem es alle Wochen die „Tirolerstimmen“ holen durfte, getreulich berichtete, was Franz und seine Freunde wieder gesagt hätten, schloß es fast jedes Mal mit den Worten: „Ja,

ja, wunderliche Dinge hört man heutzutag, so daß man fast fürchten muß, die Schreckenszeiten seien da, welche die alten Bücher verkünden. Die Zeiten der grünen und rothen Hüte, von denen ich im Büchlein vom Untersberge gelesen. Und wenn man so aus andern Dörfern erzählen hört — mein Gott! — dann ist's noch heilig bei uns und man merkts wol, was wir für einen Pfarrer haben."

Gewöhnlich brachten solche Worte den Pfarrer bald wieder zum Lächeln, einmal aber fuhr er das Weberle an: „Was geschieht denn in anderen Pfarreien ärgeres als hier?"

„In andern Dörfern? Ja, da thut halt jeder just was er will, hier aber thun sie einander doch noch einreden und sich zur Ordnung halten. Gottlob, hier ist noch Fried' und Einigkeit."

„Schöner Friede das!" eiferte der Pfarrer. „Der Friede des Diebes mit dem Einbrecher und mit dem, der den Sack hält. Wir Seelenhirten wollten von diesem Frieden des Bösen lieber nichts wissen."

„Mit Verlaub — warum?"

„Warum? — dumme Frage! Weil dann alle sich bald so verlaufen würden, daß sie herzlich gern der Stimme des Rufenden wieder folgten. So aber weiß man gar nicht, wie es noch gehen könnte. Schlimme, schlimme Zeiten das; du hast Recht, Weberle!"

„Ja, schlimme Zeiten!" Da stimmte das Weberle von Herzen bei und kein Mensch konnte es ihm verübeln, wenn er daran dachte, wie das Männchen früher „der

Mann" gewesen war. Abende lang hatte es ganze Gesellschaften unterhalten mit der prachtvollen Schilderung eines Hoffestes, und wenn dann die Staunenden all das Gold und die Edelsteine funkeln sahen und die Schüsse donnern hörten, die man „hatte abfeuern müssen" — dann sagte wol da oder dort einer: „Das tausendsappers Weberle kann einem den Schlaf und alles rein vertreiben. He, bringt ihm wieder einen Schoppen, daß es uns noch eine Zeit lang erzählt!" Ja, so war es früher gewesen und nun war alles hin, der Schoppen und die Ehre. Das Weberle galt nur noch so viel, als ein alter Webstuhl neben einer Fabrik. Einzig noch dem Pfarrer konnte es erzählen und für den wußte das unstudirte Männchen natürlich nichts als Dorfereignisse und was man beim Adler wieder ausgemacht habe.

Die Stube Sepps war nämlich schon anfangs November nicht mehr groß genug gewesen, um alle zu fassen, die dort Platz zu finden wünschten, und der Vorschlag des Sennen, in Zukunft beim Adler zusammenzukommen, wurde mit Freuden angenommen. Böse Leute behaupteten: Der Senn habe das nur so angezettelt, um seinen Verwandten ein wenig Arbeit zu machen in den langen Winternächten. Was aber der Senn eigentlich dachte, haben sich solche Leute nur einbilden müssen, denn gesagt hat er: „Beim Sepp wäre die Stube zu klein; auch sei sein Haus eben nicht im besten Ruf, so daß es in mancher Familie Händel gebe, wenn jemand auch dorthin gehen wolle. Die Gesellschaft dürfe sich schon sehen und hören lassen, für das Licht werde er sorgen,

und trinken dürfe man nichts, wenn man nichts möge." So sagte der Senn, Franz hatte nichts dagegen und schon ein Blick in die von Woche zu Woche voller werdende Wirthsstube mußte jeden überzeugen, wie gut es der Senn bei den meisten Dorfbewohnern getroffen habe.

Sogar Barthles Klausmelker kam jetzt wöchentlich zweimal wie die Andern und hatte seinen Platz unten am obern Tisch hart neben der breiten Ofenbank, auf welcher das Margrethle zu sitzen pflegte, wenn ihm die vielen Gäste einmal eine ruhige Viertelstunde ließen. Klausmelkern waren die Dezemberabende daheim doch gar zu lang und er schlich daher eine Zeit lang verstohlen fort. Doch das that nicht lange gut. Bald kam Hansmichel und erzählte dem Barthle, „sein Bub sei schon mehrere Male in Franzens Gesellschaft gesehen worden. Nun hab er, Hansmichel geglaubt, Barthle würde das durchaus nicht geschehen lassen, wenn er davon wüßte und hab es ihm daher sagen wollen." Hansmichel, der sich durch diese Mittheilung den Barthle sehr zur Dankbarkeit verpflichtet zu haben wähnte, richtete sich nun stolz auf und sah den erstaunten Vetter fragend an. Dieser konnte unmöglich begreifen, daß Klausmelker so etwas wage, aber noch mehr als das ärgerte ihn, daß Hansmichel ihm den Streich mittheilen konnte — mittheilen durfte. „Nein, dieser erbärmliche Wicht brauchte seine Haushaltung nicht in den Sack zu stecken, der durfte nicht sehen, welchen Eindruck seine Mittheilung mache, um dann heimgehen und über den genarrten Vetter lachen zu können." Wäre Barthle selbst dahinter gekommen,

daß der Spitzbube nach dem Abendrosenkranz nur eine Zeit lang auf dem Laubsack herumtrommle und dann die Kammer verlasse — ja dann würde er allerdings fürchterlich aufbegehrt haben; so aber fuhren die von Hansmicheln aufgeblasenen Wolken des Unmuths hart ob seinem spitzigen Haupte zusammen und abgewettert wurde der arme Kläger, daß er es in seinen zweiundfünfzig Jahren noch nie so erlebt hatte. „Vetter Hansmichel solle sich zuerst um sich selbst kümmern," fing Barthle an. „Seine Kinder seien auch nicht immer, wo sie sein sollten, und von so einem Hausvater lasse man sich nur ungern einreden — sehr ungern."

„Ach Vetter, thust doch du jetzt wieder!" klagte Hansmichel. „Schlechte Kleider, harte Arbeit, Hitz und Kälte, Hunger und Durst erinnern mich oft genug daran, daß auch bei mir nicht alles ist, wie es sein sollte, aber —"

„Und dein Gewissen? Erinnert das dich nie daran?"

„Hätt ich nur Mittel gehabt, meine Buben, statt sie Taglöhner werden lassen, ein ordentliches Handwerk zu lehren, so daß sie noch an mich gebunden wären," sagte Hansmichel ausweichend und fing dann zu klagen an: „Seine Buben thäten allerdings hübsche Löhne verdienen, aber sie brauchten auch grausam viel für Kleider und Schnaps. Zudem rede man sie noch auf, gegen die frömmern und den Leuten fast zu frommen Schwestern sowol, als gegen ihn und es gebe Streit im Hause, so oft man einen Batzen haben sollte."

„Das ist dein Beispiel," predigte Barthle. „Sie

machen es gerade wie du, wenn sie nur an sich selbst denken. Ihr alle mit einander seid schlecht und neidisch und verlogen. Nun kommt die Strafruthe des erzürnten Vaters im Himmel, und der kann man nicht entrinnen — gar nicht."

Das war aber dann Hansmicheln doch zu viel. Zornroth fragte er: „Schlecht sagst du? Wer betet fleißiger als meine Mädchen?"

„Und wer schwätzt und zankt und lügt mehr als sie?"

„So, das will ich dem Pfarrer sagen, daß du auch noch in eine Predigt kommst wie der Sepp."

„Meinetwegen," sagte Barthle ruhig.

„Bei mir," fuhr Hansmichel in seinem Selbstlob fort, „in meinem Hause findet jeder Bettler Herberge."

„Weil das eben eine Bettlerhütte ist."

„Weißt du die Geschichte vom armen Mann, den der Teufel geholt haben würde, wenn er über die vielen Päcke der bei ihm übernachtenden Bettler hätte zu ihm in die Kammer kommen können?"

Barthle schwieg eine Weile, dann aber plötzlich brach sein Zorn los über den Frömmler wie ein Wetter, welches die grasbewachsenen Fluren kahl wäscht, die reinsten Wasser trübt und den Menschen seine Schwäche einmal recht empfinden läßt. Hansmichel erschrak so, daß ihm gar nicht mehr einfiel, er könnte gehen und brauchte nicht mehr länger zuzuhören, bis er endlich von

Barthle nicht gerade auf die höflichste Weise daran erinnert wurde.

Dann stürmte Letzterer durch das ganze Haus und als er Klausmelkern endlich fand, fragte er ihn ohne Vorwort und Einleitung: „Ist's wahr, daß du verstohlen zum Adler hinabgehst?"

Das war eine Frage auf Leben und Tod. Klausmelker fürchtete, der Vater sei darauf gekommen, wie gern er neben — der breiten Ofenbank sitze, und da er sich noch ganz gut an das erinnerte, was der Vater früher über seine Neigung zum Rösle gesagt hatte, so sah er jetzt auf einmal alles verloren, wenn er die Wahrheit gestand. Und doch mochte er nicht lügen. Was hatte er bisher mit aller Verstellung, mit allem Dulden und Zwängen erreicht? Nichts, rein gar nichts, als das tägliche Brot. Schlimmer konnte es kaum kommen, es mochte geben, was es wollte. „Ja," sagte er herzhaft, „das ist wahr; ich gehe hinunter und werde hinunter gehen, so lang ich in diesem Dorf bin."

So entschieden hatte Barthle seinen Klausmelker noch nie reden gehört und beinahe erstaunt sagte er: „Ich hätte geglaubt, das Aufbegehren wäre dießmal an mir."

Diese Antwort kam Klausmelkern gewiß noch unerwarteter als dem Vater die seinige. Er hatte sich auf das Aergste gefaßt gemacht und seine Stimme klang ungewöhnlich weich, als er jetzt sagte: „Ihr habt mir sonst so selten ein Freudle gelassen!"

„Das weißt du gar nicht," grollte der Barthle.

„Du hast mir nie das Wort gegönnt zum Fragen. Ists nicht eine Schand und ein Spott, wenn man so etwas von fremden Leuten innewerden muß? Kein Freudle? Ich bin auch einmal jung gewesen und weiß wol noch, wie es einem da zuweilen ist; aber nein, verstohlen hätt' ich nie fortgehen mögen — nie dürfen und du sollst mir das auch nicht mehr — durchaus nicht!"

Klausmelkern war ungemein leicht. Er bereute nachher nur, daß er dem Vater nicht auch gleich gestanden hatte, wie lieb ihm das Margrethle sei. Später wagte er nie mehr davon anzufangen, obwol er jetzt weniger ängstlich zu rechnen pflegte als früher. Beim Adlerwirth z. B. sprach er seine Ansichten immer offen aus, ohne sich darum zu kümmern, was Andere nun über ihn denken werden, und wenn er einmal gesprochen hatte, war es dann Ehrensache für ihn, sich von seinen Gegnern nicht so leicht aus dem Sattel werfen zu lassen. Am liebsten und auch am häufigsten disputirte er mit dem eigensinnigen Margrethle, wol Stunden lang sann er bei der Arbeit nach, wie er den Trotzkopf wieder gehörig abzahlen könne, wobei ihm dann das Mädchen immer noch lieber wurde.

Hart neben Klausmelkern auf dem Kanapee unter der Uhr war des Dokters Platz. Der hatte nicht lange Leid getragen um sein schon ein halbes Jahr nach der Hochzeit verstorbenes Weib, was ihm auch nur von wenigen verargt wurde. Er war durch seine Heirat nicht nur um manchen Gulden, sondern auch um manche Erfahrung reicher geworden, und als er das erste Mal

zu der Abendgesellschaft in die Wirthsstube kam, brauchte Franz ihn nicht mehr zu fragen: ob er noch immer an die Allmacht der Verhältnisse glaube? Franz hatte genug von des Dokters unglücklicher Ehe gehört, um sich einbilden zu können, derselbe habe unterdessen auf andere Gedanken kommen müssen. Und es war das auch wirklich der Fall gewesen. Als er heiratete, da rechnete er so: „Aus Stolz nimmt sie mich, auch wird sie aus Stolz mir in vielen Stücken nachgeben und manches von mir lernen; ich aber, der arme Teufel mit meinen theuern Gewohnheiten kann mir für ihre Thaler schon auch etwas gefallen lassen und so muß es gehen." — Daß sie dann mit ihm haderte, wenn er ein neues Buch kaufte, für welches sie ein neues Kleid hätte haben können — daß sie gegen Fremde und Arme erzgrob war und ihm durch ihr unvorsichtiges Geschwätz da und dort böses Spiel machte, hätte er sich auch wirklich noch — gefallen lassen; aber daß sie alle seine Gewohnheiten bekämpfte, ihm z. B. Abends, wenn er ausruhen und lesen wollte, die Zeitung wegnahm, das Licht, zu dem ja sie das Oel bezahlt, auslöschte und einen Rosenkranz zu beten anfing, das und viel Aehnliches wurde ihm dann doch gar zu arg. Er begehrte einmal, bald nach der Hochzeit, fürchterlich auf; zwar war nur der dritte Theil davon der Neuverehlichten verständlich, doch die hatte schon an dem genug. Wüthend lief sie zuerst zum Pfarrer und dann heim, um ihre Noth zu klagen. Daheim redete man sie tüchtig auf gegen den Bettler und der Pfarrer sagte, in geistlichen Dingen wie mit Beten dürfe sie durch=

aus nicht nachgeben. Daraus könnte nie und nimmer der wahre Frieden entstehen. Der wahre Frieden ist dann aber durch diesen Rath und durch das Dreinreden der Aeltern auch nicht ins Haus gekommen, bis etwa vier Monate später die „Frau Dokterin" erkrankte und starb. — „Der Kummer habe sie umgebracht," meinten ihre Verwandten; andere Leute aber sagten, sie sei am Gallenfieber gestorben, und vor lauter Freude darüber hab dann der Dokter ihrem Vater freiwillig einen Theil des ihm schon vor der Hochzeit verschriebenen Vermögens wieder zurückgegeben. Der Dokter nahm aber die Geschichte doch nicht gar so leicht. Er hatte sich selbst doch auch mancherlei vorzuwerfen, er war nicht mehr gern daheim und es freute ihn, zuweilen beim Adler eine Gesellschaft frischer junger Leute anzutreffen, in der man sich ordentlich erwärmen und auf andere Gedanken kommen konnte. Hier lebte er nun auf, war bald einer der gesprächigsten und hatte seine Freude an „diesen merkwürdig gelehrigen Bauernburschen, bei denen das so leicht Erfaßte so schnell in Fleisch und Blut überging."

Zuweilen blieb auch der Pfarrer, dem die Berichte des Weberle nicht mehr genügten, wie zufällig im Herrenstüble sitzen. Auch an dem Abende war er da, an welchem als wichtigste Neuigkeit das sogenannte Februarpatent von Franzen vorgelesen und vom Dokter erklärt wurde.

Franz war heute ungewöhnlich aufgeregt. Nachdem er die Zeitung auf den Tisch gelegt hatte, stand er

auf und sagte: „Nun thät ich gerne eine kleine Red halten; ihr nennts gewöhnlich eine Predigt!“

„Das kannst du,“ sagte der Beiknecht, der schon zwei Sommer neben Franzen auf der Alp gewesen war. „Aber eins dingen wir uns aus: dreinreden thun wir dir, wann wir wollen, und kannst du das nicht leiden, so fang lieber gar nicht an.“

„Redet nur,“ sagte Franz lächelnd und fuhr dann lauter fort: „Das eben ist das Gute und in seinen wohlthätigen Folgen gar nicht Berechenbare der endlich heraufdämmernden Zeit, daß nun nicht mehr immer einer befiehlt und redet ohne Unterbrechung und bis er genug hat, daß nun uns und allen Gelegenheit gegeben wird, durch die Besten und Einsichtsvollsten uns öffentlich auszusprechen und so von allen auch wieder zu lernen.“

„Das wird einen Durcheinander geben, wenn alle reden,“ meinte der Beiknecht.

„Viel minder, als wenn sie nicht redeten. Ihr da kommt oft mit verschiedenen Gedanken über etwas zusammen, dann streitet man, die schwächern unterliegen und ihr geht jedesmal einiger fort, als ihr hergekommen seid.“

„Allerdings, aber wer, he was! wer kümmert sich um unser Urtheil?“ fragte das Weberle.

„Bisher niemand.“

„Richtig, das mein' ich, und in Zukunft auch niemand. Wir müssen Steuern zahlen und folgen und —“

„Und nun auch einsehen lernen, warum wir folgen,“

fiel Franz dem Weberle in die Rede, welche dem Anschein nach etwas lang hatte werden sollen.

„Warum wir folgen — das weiß ja jeder Schulbube.“

„Also warum?“ fragte der Dokter lachend.

„Weil — he was? Nun, weil man sonst des Teufels ist, hähähä!“

„Aber,“ fragte Franz, „warum darf man denn nicht mit offenem Licht in den Stall? Warum darfst du keinen bairischen Schnupftobak kaufen für dein Weib? Hat da der Teufel auch etwas zu sagen?“

Das Weberle lachte: „dumme Frage, wenn man ohne Laterne in den Stall geht, wird man zwei Gulden gestraft.“

„Warum?“

„Warum zwei Gulden? Dumme Frage! Damit beide etwas bekommen, der Anzeiger und die Armenkasse.“

„Das kennt das Weberle ganz gut, es hat halt auch schon zahlen müssen,“ lachte der Beiknecht.

Der Dokter versuchte zu belehren: „Nicht um die zwei Gulden handelt es sich bei diesem Gesetze, das eine Wohlthat ist für uns alle.“

„Das glaube wer will,“ sagte das Weberle kopfschüttelnd.

„Ein offenes Licht ist gefährlich in unseren hölzernen Ställen, aus denen der Aberglaube nicht einmal die Spinnweben zu entfernen wagt. Eine Feuersbrunst, in deinem Hause ausbrechend, könnte aber vielleicht nicht

nur dich, sondern die ganze Gemeinde arm und unglücklich machen. Da seht ihr, wie der Staat durch seine Gesetze für alle sorgt, auch für euere Kinder und Nachkommen."

„Weiß denn der Staat auch etwas von unsern Kindern?" fragte der alte Martin.

„Sie gehören aber auch mit zum Staat."

„Wie?" riefen mehrere, „der Staat befindet sich ja immer in Wien drunten."

Einige lachten über diese Rede; Franz aber sagte ganz ernsthaft: „Nein Martin, wir alle gehören mit zum Staat. Du wirst doch nicht meinen, daß unsere Gemeinde im Hause des Vorstehers sei, obwol der dem Anscheine nach alles regiert?"

Das konnte nun jeder begreifen und Franz fing jetzt an auseinanderzusetzen, wie und warum nun bald auf den Landtagen über die Angelegenheiten jedes Landes und Ländchens Rath gehalten werde. „Von der Wahl der Abgeordneten," sagte er, „werde ihre Zukunft abhängen, jeder Einzelne habe da mitzureden und man sollte sich schon jetzt besprechen, um ja die Besten und Würdigsten auf den Platz zu bringen. Ein einzelner Mensch bringts in der Regel nicht weit und einer einzelnen Berufsklasse gehts nicht viel besser, drum halt ichs für das größte Glück für uns Bauern, wenn wir in weitere Kreise hinausgezogen werden."

„Aber Küher," sagte der Beiknecht, „wenn man eine Milchsuppe in einen Bauerntrog schüttet, wird sie

verflucht verwässert; meinst du nicht, es könnt uns in deinen größeren Kreisen auch so gehen?"

„Dummer Bauernstolz," murrte der Dokter.

Franz aber sagte lächelnd: „Du wirst anders reden, wenn du einmal erfährst, was in dem Trog alles ist, den du Welt nennst. Dann wirst du sehen, daß dein Gleichniß im ganzen nicht paßt. Ein wenig verwässert dürften wir übrigens werden, denn wenn wir bei deinem Gleichniß bleiben, so sind wir der vom langen Stehen versauerten Milch ähnlich und der wird auch ein wenig Wasser nicht schaden. Uebrigens besteht die Welt nicht aus Gesindel und es ist gut, wenn ihr diesen sogenannten frommen Glauben endlich aufgebt."

„Und den christlichen Glauben auch," bemerkte das Weberle.

„Wenn der nur aus Stolz, Heuchelei, Vorurtheil, Lieblosigkeit und frommer Selbstsucht bestünde, ja dann allerdings. Wer das für der Väter Glauben und Sitte hält, der soll fluchen über die neue Zeit, wir aber wollen uns freuen, auch solche, die nicht so denken wie wir, als Freunde oder als Gegner kennen lernen zu können. Mit Gleichgesinnten läßt sich bequem ruhen und schlafen, mit Andersdenkenden aber wirds laut und lebendig, da erwacht der Ehrgeiz und tausend andere Kräfte. Da wird das Leben erst zum Leben, jeder richtet sich am Andern auf und findet Gelegenheit in seiner Art etwas zu werden, während jetzt alles auf einen Leisten geschnitten wird."

Eine Zeit lang war alles still, dann sagte der Senn:

„Im Grund hat Franz nicht unrecht. Mich hat seine Predigt wieder einmal recht lebhaft an meinen jüngsten Bruder den Studenten erinnert. Ungleichere Menschen als uns beide hat es in einem Hause wol selten gegeben, drum haben wir auch Tag und Nacht miteinander gestritten, wenn er da war. Das längere Zusammenleben im Sturmjahr 48 hat uns beide — nicht verändert, aber vorwärts gebracht. Der Bücherwurm hat da wieder mit gewöhnlichen Menschen reden gelernt, und ich hab schon auch mein ganzes Bauernthum zusammennehmen müssen, um zuweilen obenauf zu kommen. Als aber dann der gute Tropf gestorben war, hörte ich wieder nichts, als was ich selbst auch wußte und wurde bald ein träger, stolzer, dummer Kerl. Erst da der Franz hat meine Kräfte wieder geweckt; wir sind bald Freunde worden und der Kerl, der ich früher war, will mir fast vorkommen wie eine Kellermaus, die sich für das größte und mächtigste Geschöpf hält, weil ihr noch nie ein größeres und mächtigeres begegnete."

Nun fingen die älteren Leute von dem lustigen Studenten, dem erwähnten Bruder des Sennen, zu erzählen an. „Der sei gar nicht geworden wie andere lateinische Herren. Der habe für alles ein Auge gehabt und man habe auch mit ihm reden dürfen wie mit anderen Leuten. Wenn der noch lebte und da wäre, so würde man bald einig sein, wenn das Dorf einmal einen rechten Mann ins Feld schicken müßte."

Franz meinte: „An rechten Männern werde es nie fehlen, wenn es nur auch etwas rechtes zu thun gebe.

Nur der Anfang sei schwer, nachdem man lange Zeit nur nach der Glückseligkeit gestrebt habe, niemand etwas nachfragen zu müssen. In seiner Selbstsucht habe jeder alle Kraft brauchen müssen im Kampfe gegen die Andern, statt mit ihnen vereint, und durch Eintracht mächtig vorwärts zu gehen."

Der Dokter sagte: „Ihm komme es vor, es werde mit der Eintracht und der Macht noch nicht so schnell gehen, denn die Anführer und die, auf die noch alles höre, hätten den Grundsatz: Trenne und herrsche. Doch zum Trost könne man sagen, die von solchen aufgerichteten Schranken gleichen denen, die einen Strom nur so lang aufhalten könnten, bis er stark genug sein werde sie zu durchbrechen."

Die Gesellschaft hatte dem Dokter, der ja als ein Studirter so etwas aus dem Grunde verstehen mußte, so aufmerksam zugehört, daß nur wenige bemerkten, wie die Thüre im Herrenstüble sich immer weiter öffnete. Die Meisten erschraken beinahe, als plötzlich der Pfarrer heraustrat und sagte: „Herr Dokter, Sie scheinen an Ueberschwemmungen eine ganz besondere Freude zu haben."

Der Dokter fuhr heftig auf und sah den Redenden starr an. Die Bauern, welche wol wußten, daß sich die Beiden seit einem halben Jahr nicht mehr recht leiden konnten, fürchteten schon das Aergste und lächelten daher dem Dokter freundlich zu, als dieser ziemlich ruhig sagte: „Von einer Ueberschwemmung hab ich ja gar nicht geredet."

„Da hatten Sie ganz recht. Eine Ueberschwemmung kennt das Volk, aus Ihren bilderreichen Reden aber wird es wol nicht viel zu machen wissen, und ich will daher kurz und gut sagen, was damit gemeint sei.“

„Vor einer halben Stunde,“ bemerkte der Dokter bitter, „hat sich einer im Namen aller das Recht ausdrücklich vorbehalten, allenfalls auch etwas dazu sagen zu dürfen und ich erlaube mir nur, Sie daran zu erinnern.“

Der Pfarrer meinte: „Um solche, die nach ihm noch etwas zu sagen haben werden, brauche sich ein Mann nicht zu kümmern.“ Er sah, wie die Bauern die Köpfe tiefer und tiefer hängen ließen. „Also Scham und Reue sind erwacht,“ dachte er und fuhr nun eifriger fort: „Das, was euch da nur als ein Durchbruch bezeichnet wird, ist nichts Besseres als ein Aufstand, durch den die Obrigkeit gestürzt und weder Leben noch Eigenthum geschont wird. Da werden die Altäre zertrümmert, die Priester gemordet, die Kirchen zu Roßställen gemacht und wenn dann alles hin ist, könnt ihr wieder Steuern zahlen und bauen und machen, daß euch die Augen davon übergehen. Das traurige End vom Lied ist dann, daß eure Söhne auf dem Schlachtfeld liegen oder als Krüppel heimkommen und daß man euch dann Ketten anlegt, während man euch jetzt am leichten Gängelband zu euerem Besten führt.“

Es war so still in der Stube, daß jeder seine Taschenuhr gehen hörte. Alle waren erschrocken auf-

gefahren, als der Dokter die ganz zerdrückte Cigarre auf den Tisch warf.

„Es redet Niemand — nur weiter!“ sagte Franz.

„Nur weiter? Hast du noch nicht genug? Nun, ein Wunder ist das nicht bei so freisinnigen Leuten; mehr zum Verwundern ist, daß du einen Anhang bekommen hast.“

„Herr Pfarrer,“ rief der Senn, „Herr Pfarrer, hier hat niemand besonders einen Anhang. Wir alle hängen an einander; keiner ist der erste und keiner der letzte, sondern jeder ist in der Mitte.“

„Das werden wir sehen,“ sagte der Pfarrer, und sich an den alten Martin wendend, fragte er lachend: „Bist also wirklich auch du nicht mehr zufrieden mit der jetzigen geistlichen und weltlichen Regierung?“

„Ich — ich hab immer gemeint, es sei alles wie es halt sein müsse — allerdings wünschte —“

„Da seht ihrs!“ fiel der Pfarrer ein. „Wenn ich so einen um den andern herausnähme, würde die Gesellschaft bald klein werden.“

„Wenn sich alle so herausnehmen ließen,“ bemerkte Franz.

Es entstand nun ein furchtbarer Lärm. Diejenigen, welche forderten, man solle dem Pfarrer nicht widersprechen, solle nicht so das Dorf in übeln Ruf bringen, wurden überschrien von solchen, welche erklärt wissen wollten, warum die Regierung ein Gesetz herausgebe, das später zu einem Krieg führen müsse.

„Es ist doch ein Elend, wenn auch die Bauern in

alles reden," klagte der Pfarrer. „Ihr habt mich gar nicht verstanden. Wenn des Dokters Wunsch erfüllt, wenn alle Schranken durchbrochen werden, dann gibts Krieg. Wer zu dumm ist um das zu verstehen, der sollte sich damit eben gar keine Kopfarbeit machen."

„Oder" — fiel Franz ein — „sich so schnell als möglich darüber aufklären lassen."

„Ja wol, aufklären!" spottete der Pfarrer. „In Deutschland draußen sind sie auch aufgeklärt. Mein Gott!"

„Ists denn auch schon irgendwo so, wie es bei uns nun werden soll?" fragte der alte Martin.

„Ja, es ist schlecht genug," klagte der Pfarrer.

„Ei und wie geht es denn in dem Deutschland draußen zu?"

„Da ist nirgends Einheit, nirgends Zusammenhang, nirgends etwas Festes; doch was geht einen katholischen Christen Deutschland an?"

Jetzt vermochte der Dokter nicht mehr ruhig auf seinem Kanapee zu bleiben. „Sehr viel geht uns Deutschland an," rief er, „denn so arg hat man uns doch noch nicht absperren, so dummstolz noch nicht machen können, daß nicht noch viel Gutes und Schönes von da zu uns herein kam und auch anerkannt wurde. Doch von dem und ähnlichem reden wir vielleicht ein anderes Mal mehr."

„Nein, heut bin ich da, heut will ich unseren Aufklärern ein Denkmal setzen und dann ists hoffentlich fertig für immer. Mit achtbaren Leuten schlägt man sich lieber herum, denn da ist wenigstens noch etwas zu

gewinnen, hier aber hab ich nichts mit meinen offenen Gegnern zu thun, sondern ich rede zu euerem Wohl, liebe Leute. Ich bin von Gott als Wächter hier aufgestellt und thue nur meine Pflicht, wenn ich Diebe und Räuber gehörig anbelle. Wer sind euere Aufklärer? Ihr Thoren! An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen, antwortet die Bibel. Genußsüchtige Prasser, die den Menschen zum Thier machen, weil sie nichts Göttliches mehr in sich fühlen, und eitle Bürschlein, welche nicht nur ihren Mammon, sondern all ihre Arten und Unarten vom Herrn Vater erbten, den jedermann kennt. Das sind die Hauptleute dieser Armee, das übrige sind dumme Schafe, die sich zu weit vom Hirten entfernten, und darum dem ersten folgten, den sie antrafen. Großer Gott, wie hungrig seid ihr worden, daß ihr mit den Brosamen von solchen Tischen zufrieden seid!"

„Ja, hungrig," wollte Franz einfallen; der Pfarrer ließ ihn aber nicht reden. „Still du Erbärmlichster unter den Erbärmlichen! Es sind Leute da, die dein hoffärtiges Geschwätz nicht mehr hören mögen. Warte bis die fort sind und dann erst leere dich aus, denn dann wirst du niemand mehr ärgern. Mache was du willst mit denjenigen, die in Zukunft deine Gesellschaft noch suchen. Doch jetzt bin ich genug hier gewesen und wünsche denen, die mir bald nachgehen, von Herzen eine gute Nacht."

Mehrere Bauern folgten dem rasch die Stube Verlassenden. Franz rief ihnen nach: „Geht nur, damit die Luft rein wird!"

Die noch Zurückbleibenden schienen lange nicht

mehr reden zu dürfen; endlich sagte der Senn: „Jetzt das war doch zu arg; wenn wir alle bleiben, wird wol auch noch ein rechter Mann da sein, oder wenn ein einzelner in einem Jahr uns schon so schlecht machte, ists nic viel mit uns gewesen.“

Der Dokter sagte: „Man könnte wegen Ehrenbeleidigung klagen.“ Der Senn aber wollte nichts davon hören. „Ihm brauche das Gericht nicht zu helfen, er wisse schon sonst, wer er sei, und wo man ihn kenne, wisse man das auch; mit einem bloßen Machtspruch sei ihm nicht zu helfen.“

Franz stimmte dem Sennen bei: „Jeder soll herzhaft reden dürfen, so lang er uns nicht die Gelegenheit nimmt das Gegentheil zu beweisen.“

„Aber die nimmt man uns eben auch,“ klagte der Dokter. „Alles ist nun aus — und es wäre so schön gewesen.“

„Dann wärs auch nicht schad um alles, wenn so ein Windstoß stark genug wäre.“

Etwas lauter wurde es nun wieder, aber recht ins Reden kam man doch nicht mehr. Jeder flüsterte dem Andern seine Meinung zu und die Gehenden sagten: „Man werde sehen, ob sie wieder kommen werden, für jetzt wenigstens versprächen sie noch gar nichts, weder so noch so.“

Bald saßen nur noch der Dokter und Franz bei den kaum halb geleerten Gläsern. „Jetzt sind wir schon allein,“ sagte letzterer, erstaunt in der Stube herumschauend.

„Und zwar für immer!“

„Nein.“

„Was soll es gelten?“

„Tausend Gulden — was Sie wollen; jetzt gehts erst recht an.“

„Was denken Sie?“

„Ich möchte rasend werden.“

„Ja, Sie sind schon am ärgsten mitgenommen worden.“

„Alle wären beschimpft, wenn sie nicht mehr kämen.“

„Und doch — —“

„Nein, sie dürfen nicht nachgeben. Ist denn hier nicht ein Wirthshaus?“

„Verklagen sollten sie den Pfarrer!“

„Er hat sich selbst verklagt. Wissen Sie nicht mehr, daß Sie heute sagten, es sei unmöglich einen Strom aufzuhalten?“

„Das ist aber noch lange kein Strom.“

Wenn Franzen alles so ungeheuer vorgekommen wäre wie dem Dokter, würde er allerdings geklagt haben; aber er meinte: Es habe jeder Mensch das Recht sich auszusprechen.

Daß man seine Freunde so leicht auseinandersprengen könne, fürchtete er nicht und es zeigte sich auch bald, daß er seine Landsleute viel besser kannte als der Dokter, wie der sonst auch mit seiner Menschenkenntniß prahlen mochte.

In den nächsten Tagen erzählte man immer und

überall von der Strafpredigt des Pfarrers. Es hieß: Er habe dem guten Franz seinen Vater vorgehalten, dann sei er durch Widerspruch immer hitziger geworden. Eigentlich sei der Dokter an allem Schuld. Man wisse wol, wie der es habe: er rede, daß man daraus immer machen könne, was man wolle. Der Pfarrer hab es nun im Eifer so bös als möglich ausgelegt und dann darüber aufbegehrt wie ein Nachtwächter. Franz aber habe sich ganz ordentlich aufgeführt und auch dem Dokter kein Gehör gegeben, als der auf Jahre hinaus habe Händel stiften wollen. Daß der Pfarrer sich übereilt, wisse jedermann und auch er selbst werde das bald erfahren, denn die Gesellschaft habe nicht im Sinne nachzugeben.

Voller war die große Stube beim Adler noch nie gewesen, als am nächsten Versammlungsabend, aber stiller auch die kleinste Versammlung noch nie. Alle schienen mit ihren Pfeifen, oder mit Messer und Brot zu beschäftigt, um an sonst etwas zu denken, bis der alte Martin plötzlich fragte: „Ists denn wahr, daß es so schlecht steht in Deutschland draußen?“

„Ja, leider,“ antwortete der Dokter, „doch nicht schlechter als bei uns. Der Kranke, der sich aufrichten will, fühlt am meisten seine Schwäche, aber er ist doch schon besser dran, als der welcher ruhig liegen bleibt, obwol es viele gibt, die wie der gute Pfarrer es am liebsten sehen, wenn man ruhig liegen bleibt.“

„Jetzt laßt mir den Pfarrer gehen,“ sagte der Senn unwillig. „Daß er unrecht hatte, läßt sich durch solche Stichelreden nicht beweisen. Wir, die Alten und Treuen,

haben durch unser Kommen gezeigt, wie wir denken, und die, welche zum erstenmal da sind, wollen etwas mehr hören als Schimpfreden. Verschüttetes Wasser muß man liegen lassen und über Geschehenes das Beste reden oder gar nichts. Warum zappeln wie Angebundene, so lang wir frei sind? Laßt den Pfarrer und alles mit Ruh jetzt und erzählt uns lieber etwas von Deutschland."

Das war nun einmal allen aus dem Herzen geredet. Der Dokter aber, der schon viel höflichere Zurechtweisungen sehr übel aufgenommen und grob zurückgegeben hatte, blieb dießmal ganz still und ließ den Kopf hängen, wie ein angedonnerter Werktagsschüler. Ja es währte gar nicht lange, bis er dem Sennen freundlich zulächelte und sich besann, was er denn nun erzählen solle. Von deutschen Dichtern und Denkern mochten diese Leute vermuthlich nicht viel hören, vor ihnen, die den Baum nur an seinen Früchten erkannten, galt einzig die That. Er hätte nun gern etwas recht Großes von diesem so verschrienen Deutschland erzählt, und da dachte er dann zuerst an den deutschen Befreiungskrieg. Einleitend erzählte er, wie Selbstsucht und Uneinigkeit den Franzosen Thür und Thor geöffnet, dann schilderte er die Noth des Vaterlandes unter der Fremdherrschaft und weckte den Unwillen der Gesellschaft über die Elenden, die dem Siegeswagen der Eroberer nachkrochen. Die Bauern hörten beinahe athemlos zu, die Katze vor dem Fenster miaute vergebens um Einlaß, die Kerzen brannten ungeputzt herab, die Pfeifen lagen erkaltet auf dem Tisch

und Hände, die sonst immer nach dem Bierglas zu greifen gewohnt waren, hatten sich längst zur Faust geballt. Erleichtert athmeten alle auf, als endlich der Dokter erzählte, wie dann die Rufe einzelner wackerer Vaterlandsfreunde allüberall ihr Echo gefunden und heilige Begeisterung für die Befreiung Deutschlands geweckt hätten. Da seien einmal wahrhafte Völkerschlachten geschlagen worden, und eben darum habe der Sieg dann auch nicht fehlen können. Nur ein Volk, welches sich um sein Heiligstes, Theuerstes gewehrt habe, sei stark genug gewesen, die Söldlinge eines ganze Welttheile beherrschenden Kaisers zu überwinden. Und so sei ein Volk immer stark und mächtig, wo es einmal einsehe und selbst wolle; wo es aber nur für fremde Zwecke leben müsse, wo der Ehrgeiz oder andere Leidenschaften Einzelner es zu ihrem Werkzeug machen, da gleiche sein Leben einem lateinischen Gottesdienst.

Schon während der Dokter von den Aufständen in Tirol und Norddeutschland erzählte, rückten die Zuhörer unruhig hin und her. Es war ihnen anzusehen, daß auch sie hätten dabei sein mögen, was bei den ungemein friedlichen Wäldernaturen etwas sagen will. Als nun auch die Leipziger Schlacht vorbei war, sagten Viele: „Heute zum ersten Mal komme so ein Krieg ihnen vernünftig vor, da hätten sie sich freilich auch gewehrt bis auf den Letzten.“

„Noch vernünftiger aber wärs doch gewesen, wenn man schon früher eins gewesen wär und zusammengehalten hätte,“ bemerkte Franz.

„Warum hatte man denn das nicht gethan?" fragten Mehrere.

„Weil man nur gehorchte. Man diente dem Ehrgeiz Einzelner, ließ sich gegen einander aufhetzen Jahrhunderte lang und verlor dabei alle Kraft, alle Selbstständigkeit, wie das geht, wenn man gedankenlos folgen muß."

„Da hat der Dokter ganz recht," sagte der Senn. „Wo man immer folgen muß und gar nichts einsieht, als daß man eben folgen muß, da murrt man verstohlen, wird falsch und liederlich und rechnets dabei noch immer für gerathen, wenn man nur ungeschlagen durchkommt. Das haben wir letzthin vom Weberle gehört. Ich muß sagen, ich hätte das Männlein für klüger gehalten; aber es ist mir dann bald eingefallen, daß es wol nie gern gehört worden wär und so beliebt gewesen bei Hohen und Niedern, wenn es sich auch um Gesetz und Recht bekümmert hätte. Man sieht und hört so etwas nicht besonders gern."

„Das wird nun anders werden," sagte Franz. „Wenn auch ihr bei der Gesetzgebung vertreten seid, werdet ihr auch wissen wollen, was da ausgemacht wird und das wär eben das Rechte. Ich möchte nur erfahren, wie es jetzt anderwärts zugehe und ob die Leute nicht auch erwachen, seit der Staat nicht mehr in Wien drunten ist. Bis in acht Tagen hoff ich euch davon erzählen zu können, denn übermorgen geh ich nach Dornbirn um zu sehen, wie es mit den dort verwinterten Kühen steht,

und da werd' ich dann sicher mancherlei erfahren. Ich habe da und dort gute Freunde, die mir berichten werden, denn jetzt noch hört kaum ein Dorf etwas vom andern, von nun an aber gehören wir alle zusammen, da wir uns ja auch mit allgemeinen Angelegenheiten beschäftigen dürfen."

„Ich geh mit," sagte Klausmelker aufspringend.

„Nur nicht so erschrocken," sagte der Dokter zum Margrethle, welches bei diesen Worten die Farbe wechselte. „Es wird nicht lange währen bis er wieder da ist wie wir alle. Ja, jetzt halten wir zusammen wie genagelt. Bring noch etliche Flaschen, daß wir unsere Bruderschaft leben lassen. Dieser Abend ist's werth."

„Ja, das ist er," riefen alle beistimmend.

„Ich hab," fuhr der Dokter fröhlich fort, „ich hab das letzte Mal mit Franzen bereits gewettet, ihr würdet nicht mehr kommen. Und zwar tausend Gulden hat er dran setzen wollen. Die wären hin, drum ists billig, daß ich auch ein kleines Opfer bringe zur Abbuße für die schlechte Meinung, die ich von euch gehabt hab."

Man trank und plauderte und längst war die zehnte Stunde vorüber, als der Senn zuerst ans Heimgehen erinnerte.

Man sah nirgends mehr ein Licht als im Pfarrhof. Dort saß der Pfarrer am Schreibtisch und studirte die Predigt für den nächsten Sonntag. Den schon früher entworfenen Vortrag über die nachtheiligen Folgen der in neuester Zeit überhandnehmenden Vermehrung der

Wirthshäuser hatte er soeben zerrissen. „Nur auseinander jetzt," murmelte er. „Wo nur wenige sind, bleibts ruhiger. Jede Art Menschen muß ihr Nest haben, damit nicht alle mitsammen fortrennen. Auseinander um jeden Preis! Mags mehr Lumpen geben, die haben noch keine Gemeinde verdorben, denn man kennt sie. Vor allem muß der Wolf den Schafpelz lassen, und da gibts zu reißen, aber ich bin ja nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!"

Siebentes Kapitel.

Was Franz auf seiner Reise nach Dornbirn erlebt.

An einem kalten Märzmorgen verließ Franz das Vaterhaus um, wie er gesagt hatte, „sich einmal nach Menschen und Vieh zu erkundigen.“ Auf den starren Bergen lag der graue Himmel wie ein Eismeer. Nur die Wolken von trockenem Schnee, die an den kahlen eisbehangenen Felsen vorüberzogen, mahnten noch an Leben und Bewegung. Sonst schien alles gefroren zu sein. Der Tannenwald war noch ganz weiß und der Schnee auf den Aesten wartete, wie man sagte, auf Sturm. Das Feld*) mit all seinen Hügelchen und Gräben glich einer großen, mit weißem Moos bedeckten Ebene, und bei jedem Fußtritt fielen hundert und tausend der von der Kälte in den Schnee geschnittenen Rosetten und den Eisfiguren in den Fenstern ähnliche Gebilde knisternd und klirrend zusammen. Das war dann aber auch so

*) d. h. die Wiesengründe.

ziemlich alles was man hörte, denn die Bäche schlichen unter der eisigen Decke geräuschlos dahin und Menschen und Thiere waren froh, daß sie in ihren Wohnungen bleiben konnten. Es war einer jener Tage, an welchen nicht nur der etwas feuchte Tobak in der Tasche starr wird, sondern sogar die Gedanken zu gefrieren scheinen; die Welt wird öd und leer, sobald man einen Augenblick allein ist. Jeder, der seine Wohnung, sein Dorf verläßt, wünscht sich einen Begleiter — wie menschenscheu er sonst auch sein mag — und doch ist eben an solchen Tagen nur selten jemand anzutreffen.

Franzen war es jetzt viel angenehmer, daß er nicht allein fort mußte, als zuerst, da Klausmelker mitzugehen versprach. Schon mehr als eine halbe Stunde saß er wartend beim Adlerwirth, wo Klausmelker zu ihm zu kommen gedachte. Endlich kam der kaum noch Erwartete, und sein Ausbleiben über die bestimmte Zeit hinaus entschuldigend sagte er: „Die Kuh, die gestern gekalbet habe, sei über Nacht gefährlich krank geworden. Es scheine, ob die Zigeunerin doch nicht für länger als ein Jahr helfen könne."

„Will doch noch geschwind sehen was fehlt und was etwa zu thun wäre," sagte Franz aufspringend.

Klausmelker hielt ihn zurück. „Bei Leib und Leben thu doch das nicht!"

„Warum nicht?"

„Annehmen thät der Vater von dir nichts und dann gäbs noch schöne Geschichten, wenn er wüßte, daß wir mitsammen gehen . . ."

„Ja so, er will sich lieber von der Hexe helfen lassen. Also gehen wir!“

Klausmelker hing ein kleines Päcklein in einem Schnupftuch an seinen Stock und gab dem Margrethle den Regenschirm, an welchem er es bisher getragen hatte.

„Schade, daß du so fremd gekleidet bist, sonst wärst du der Rechte um uns den Brot und Käse mit auf die Reise nehmenden Bauern von altem Schrot und Korn noch einmal recht zu vergegenwärtigen,“ spottete Franz, indem er voran zur Thüre hinausschritt.

„Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe,“ lachte Klausmelker.

„Ich nicht!“

„Ja, es ist ein verteufeltes Ding. Auch mir gehts nicht so leicht als Mariannen und nie könnt ich so vergnügt dabei werden, wie sie zuweilen, doch auch immer seltener.“

Jetzt hatte Franz seinen Begleiter da wo er ihn haben wollte. Klausmelker war im Ganzen gar nicht sein Mann und gewiß hätt er nicht so lang auf ihn gewartet, wenn er nicht Mariannens Bruder gewesen wäre. Er hatte nicht die Absicht, diesen für sich zu gewinnen oder mit ihm Pläne gegen Barthle zu schmieden, aber er hoffte nun einmal recht viel von der Geliebten zu hören und das machte ihn immer glücklich, da er ja von ihr nur Gutes vernehmen konnte.

„Mariann“ sagte Franz beinahe feierlich, „könnte

in keiner Lage recht unglücklich und mißvergnügt werden. Sie hat den Himmel in sich!“

„Ja, ja, sie hat ungemein glückliche Anlagen,“ meinte Klausmelker. „Es thät mich gar nicht wundern, wenn ein herz- und gedankenloses Ding an ihrem Platze glücklich wär, aber wie sie es macht um immer zufrieden sein zu können, das begreift unser einer wahrhaftig nicht. Ich muß schon sagen, mir thut das Gefühl, meine Pflicht gethan zu haben, nie recht wohl, wenn ich schon dem Vater viel besser diene als sie.“

„Besser?“

„Ja besser. Sie sagt oft ihre Meinung so deutsch, daß ich schon oft — besonders zuerst — darüber staunen mußte. Aber ihr Widerspruch scheint dem Vater fast lieber zu sein als mein Beifall, meine Einwendungen werden weniger beachtet als ihr Schweigen. Ich glaube nicht, daß er sie liebe, aber die Hexe — daß ich so sag — weiß seine Neigung täglich aufs Neue zu gewinnen.“

„Wie,“ fragte Franz erstaunt, „du glaubst nicht, daß er sie liebe? Warum sollte er dann so besorgt sein um sie?“

„Das ist Pflicht.“

„Nein — er muß sie lieben!“

„Und ich sag: er kann nicht. Er weiß sie nicht zu schätzen, er versteht sie nicht. Aber schon ihre Neigung zu dir, die sie nie verläugnet, müßte sie ihm zuwider machen. Du würdest stolz werden, wenn du wüßtest, wie groß das Mädchen von dir denkt und wie hoch es dich schätzt.“

Franz war allerdings dem „Schattenschwager“

noch nie so grob begegnet, als er wol Anderen seiner Art, die ihn nicht an die Geliebte erinnert hätten, begegnet sein würde, aber so freundlich hatte er doch auch noch nie mit ihm geredet wie jetzt: „Nein, Klausmelker, ich würde nicht stolz, denn ich weiß nur zu gut, daß ich ihrem Franz noch gar nicht ähnlich sehe. Das Bild, das sie sich von mir macht, ist nur mein Vorbild; so sollte, so möchte ich werden, um nicht mehr denken zu müssen, daß ich ihrer nicht werth sei."

„Es thut einem aber doch wohl an Leib und Seel, wenn man auch irgendwo noch etwas gilt. Die, die uns lieben, machen uns Muth zu dem, was sie von uns erwarten."

Das hatte Franz vom Klausmelker nicht zu hören erwartet. Was wollte der wol sagen mit diesen Worten? Vielleicht ihm Vorwürfe machen wegen seiner Kälte gegen ihn? Oder wollte er ihn zu gewinnen suchen? Franz hätte nicht eingesehen warum. Er machte sich selbst Vorwürfe, daß er von ihrem Bruder nur Böses zu denken geneigt sei; doch suchte er immer noch vergebens eine Antwort auf die Frage: Wo der wol so die Sprache des Herzens reden gelernt habe? Freilich blieb er oft länger beim Adler sitzen als die Andern, aber Franz hatte darum noch an keine Liebschaft geglaubt, weil er meinte: Barthles gehorsamer Sohn werde mit diesem Kinde des Adlerwirths noch weniger weit sich einlassen als mit dem Rösle, welches doch noch einen ehrlichen Vater und eigenes Vermögen gehabt hätte. Um gleich ins Klare zu kommen, fragte er

Klausmelkern gerade heraus: „Wie gefällt dir das Margrethle?"

„Wie kommst du auf das?" fragte der Begleiter betroffen zurück.

„Es gleicht so ziemlich dem Rösle."

„Nein, nein, das ist ganz anders," sagte Klausmelker hastig.

Franz hatte nicht Lust eine Antwort zu erbetteln und erpressen, die ihn offen und freiwillig wirklich gefreut haben würde. Wie um sich auf andere Gedanken zu bringen, blieb er stehen und sich dem eben verlassenen Dorfe zuwendend sagte er: „Mir wird immer ganz eigenthümlich, wenn ich einen Ort verlasse, und jedesmal — geh ich auch nur auf wenige Tage fort — muß ich mich fragen: Wie wirds wol aussehen, wenn du wieder kommst? Beim Fortgehen aus der Heimat hab ich immer zwei Gefühle. Ich erinnere mich so recht an die Unsicherheit und Unbeständigkeit alles Zeitlichen, dabei fühl ich auch wie sonst nie, mit wie vielen Banden ich an die Heimat gefesselt bin."

„So etwas macht mir nie weh," sagte Klausmelker immer vorwärts gehend. „Wenn man auch auf ein Jahrhundert fortginge, da würde sich nicht viel ändern. Auch dann noch würden stark ein halbes Tausend Josefse, Hansmichel und Marien herumlaufen, die man von den heutigen kaum unterscheiden könnte. Die alle würden sich gaffend vor dich hinstellen und dir mit Stolz erzählen, daß unterdessen alles hübsch beim Alten geblieben sei."

„Und unsere Lieben?“ fragte Franz im Tone des Vorwurfs, indem er sich wieder zum Gehen wandte und dem Begleiter nacheilte.

Dieser aber blieb nun stehen und nachdem er eine Zeit lang wehmüthig zurückgeschaut hatte, sagte er sich die Augen wischend: „Du hast recht — aber marsch jetzt! Das sind Sachen.“

Franz blickte ihn erstaunt an. Er sah wol, daß er mit sich selbst kämpfe. „Was fehlt dir?“ fragte er mitleidig.

„Nichts — ich gehe reicher fort, als ich hergekommen bin.“ —

„Wie meinst du das?“

„Damit,“ sagte Klausmelker den Kopf aufrichtend, „damit mein' ich, daß das Margrethle so gut mein ist, als das Anneli dein.“

„Das Mädchen ist aber arm — ärmer noch als das Rösle.“

Klausmelker empfand den Vorwurf, der in diesen Worten lag, jetzt nicht mehr so schmerzlich, wie er ihn wol vor einem halben Jahr empfunden haben würde. Mit einer Herzlichkeit, die Franzen seine harte Rede bereuen machte, antwortete er: „Wenn ich das Rösle so recht und ganz geliebt hätte, würde uns nichts voneinander gebracht haben. Uebrigens ist das Margrethle nicht ärmer als ich, denn ich mag nicht mehr da sitzen und auf des Vaters Tod und die Erbschaft warten.“

„Was habt ihr denn wieder mit einander, du und er?“

„Jetzt nichts mehr, gar nichts mehr als den starren Sinn. Ich hab gewählt zwischen Knechtschaft und Freiheit, der Ruhe eines Gebundenen und der Arbeit für mich und meine Lieben, ich habe gewählt, Freund, und ich geh nicht mehr mit dir zurück."

Franz wurde durch diese entschiedene Sprache lebhaft an seinen ehemaligen Spielkameraden erinnert. Das war wieder einmal ganz der alte Klausmelker. „Lieber Freund!" sagte er herzlich, „hast du auch alles gehörig überlegt?"

„Nichts mehr von Ueberlegung! Jetzt muß es anders werden. Ich hab überlegt bis ich mir gar nichts mehr traute, ich kroch heim und verbrauchte mehr Kraft dazu mich zu beherrschen, als mancher braucht zum Glücklichwerden. Und ich bin es doch nicht worden durch mein Kriechen und Ueberlegen. Nur eins hab ich der Rückkehr zu danken, aber auch das bekam ich nicht durch Ueberlegen. Hast du nie bemerkt — nein, ich selbst merkte lange nicht — wie der Trotzkopf mich weckte und veränderte?"

„Und nun willst du fort?"

„Ja, doch das Margrethle kommt bald nach; das mag nur nicht so ganz ohne Wort und Werk gehen, wie ich das muß."

„Aber wohin?"

Nun erzählte Klausmelker: Der Adlerwirth habe vor einigen Wochen aus Amerika geschrieben, wo ihm ganz gut gehe. Er hatte ein größeres Grundstück mit mehreren Deutschen gekauft, und es fehlte ihm jetzt an

nichts, als an Arbeitskraft. „Zwar," schrieb er, „arbeite er selbst erstaunlich fleißig, denn er habe bald gesehen, daß das Mitgebrachte nicht weit reichen würde, und so faul und so dumm als man meine sei er eben nicht. Auch bereue er seine Flucht und käme von Herzen gern zu den lieben Kindern zurück, wenn er noch könnte und dürfte. Er fühle sich alt und verlassen und es gäb auf der Welt keine größere Freude für ihn, als wenn die Seinen daheim machten so gut sie könnten und zu ihm kämen." Der Wirthin hatte dieser Brief keine Freude, dem Margrethle aber, welches des Vaters wegen am bekümmertsten war, sehr viel Kopfarbeit gemacht. Es las ihn Klausmelkern vor und sagte: „Es wollte, es wäre beim Vater." „Und ich wollte das auch," sagte er. Die Beiden waren bald entschlossen. Die Mutter war wol dagegen, aber sie mußte nachgeben. Nur daß sie das Kind gleich mitlasse, hätte man sie nicht bereden können. „Der Mann," sagte sie, „habe sie zu elend gemacht, zu oft angelogen um ihm noch glauben und trauen zu können." Klausmelker, der jedenfalls leichter wieder zurück konnte, wenn er wollte, gedachte also den Adlerwirth aufzusuchen und dann zu schreiben.

„Hast du Schriften bekommen und Reisegeld?" fragte Franz, dem noch alles wie ein Traum vorkam.

„Einen Heimatsschein hab ich ohne Fragen bekommen, da ja ein fremd Gekleideter ohne einen solchen kaum vor die Hausthüre hinaus gehen darf. Nun fehlte nur noch die letzte Wegzehrung und die — ja die hab ich

auch gefunden oder gestohlen, wenn du lieber willst. Der Barthle läßt sich nie so auskommen*), daß er gleich einen Wald abholzen muß. Einige hundert Gulden versteckt er in einem alten Strumpf immer irgendwohin und zwar so gut, daß er sie auch schon selbst nicht mehr gefunden und dann mich für den Dieb gehalten hat. Ja, Freund, so stehts, und „unnöthige Gedanken bringen unnöthige Werke," sagt das Sprichwort. Ich hab so ein Nest gefunden, ausgenommen und einen Brief darin zurückgelassen, in dem es heißt: Ich hätte nur gethan, was man längst von mir erwartet. Ich glaubte auch noch einigen Anspruch zu haben auf seine Hülfe, wenn ich schon kein Heuchler mehr sei. Da er aber das vermuthlich nicht glaube, ich auch nicht gern mit ihm streite, hab ich mir gedacht: Wer weit frage, werde weit gewiesen. Er selbst sei Schuld, daß ich mich nicht mehr für seinen Sohn ansehe und mir den Knechtlohn selbst nehme. Es sei das der letzte Kummer, den ich ihm mache, und er könne froh sein, die verhaßte „Adlerwirthspfau" nicht neben sich sehen zu müssen."

Franzen war gar nicht wohl, da er diesen Menschen, den er für einen Schwächling hielt, so aufgeregt vor ihm dastehen, gleich einem mit Gewalt niedergehaltenen Baumstamm in die Höhe schnellen sah.

Schweigend schritten die beiden vorwärts. Franz ging immer langsamer; er hätte Klausmelkern, hätte die

---

*) von Gelde kommen.

Zeit zurückhalten mögen und wußte doch gar nichts anzufangen.

Beim Wegweiser neben der Kluser Brücke standen beide wie auf ein gegebenes Zeichen plötzlich still und Klausmelker sagte: „Ich muß mir in Bezau noch einen Paß vom Gericht holen; du wirst den kleinen Umweg wol mit machen, da wir doch schon früher mitsammen auf Abwege kamen, heut nun ists das letzte Mal —"

„Ich dachte viel zu thun in Bezau," antwortete Franz traurig, „doch nun ist mir die Lust zu allem fort. Aber geh doch langsam, wir kommen heut immer noch weit genug!"

„Nein schnell," drängte Klausmelker, „mir gehts viel zu ruhig, viel zu still. Man hört nichts als den Herzschlag, seinen Schritt und hie und da den Knall eines erwarmenden Baumes. Es ist nicht zum Aushalten vor Langweile. Mir wäre recht laut und recht schnell am liebsten. Komm, brrrr, brrrr!"

Klausmelker lief so schnell, daß Franz ihm kaum zu folgen vermochte. „Freund," sagte er, den immer noch rascher Gehenden am Arm erfassend; „du bist jetzt in einem Zustande, in dem du nicht den wichtigsten Schritt deines Lebens thun solltest."

„Laß mich," rief Klausmelker sich mit Gewalt losmachend. „Ich habs schon gesagt: die Zeit der Ueberlegung ist vorbei. Ich mag nicht mehr vorwärts denke und nicht mehr zurück. Da bin ich und vorwärts will ich."

„Aber was treibt dich denn auf einmal fort? Ma-

riann hat mir gesagt, du und der Vater hätten den besten Frieden."

„Ja, so lang ich ihm von jedem Schritt und jedem Wort und jeder Absicht erwünschte Auskunft gab."

„Aha — und nun deine Schritte zum Adlerwirth —"

„Nein, da war alles in Ordnung, bis der Vater hörte, daß die Gesellschaft gegen den Pfarrer aufgetreten sei."

„Das hat sie aber nicht gethan."

„Darum hat der Vater doch davon hören können, und eben auf das kommts an," sagte Klausmelker und erzählte nun, wie und mit welchen Worten ihm dann das Haus verboten worden. Darauf sei dann eine Wuth in ihn gefahren, daß er alles hätte zusammenschlagen mögen. Mariann habe sich ordentlich gefürchtet vor ihm und auch der Vater habe nicht gewagt ihn zu schlagen, als er vom Margrethle geredet, er habe den schon ergriffenen Prügel ins Fenster geworfen, daß die Scheiben auf die Gasse geflogen, und sei zum Pfarrer gegangen. Dieser Sturm hab ihn nun fortgetrieben. Die Freundlichkeit des erst Abends wieder heimkommenden Vaters habe da nichts mehr zu ändern vermocht, sondern er habe sie nur dazu benützt, sich die Erlaubniß zu erbitten zur Reise nach Dornbirn. Die habe der Vater ihm gleich gegeben, obwol daheim noch mancherlei zu thun wäre. Abends sei er dann verstohlen zum Adler und habe sich recht gefreut, als er gehört habe, daß auch Franz gehen werde, und er nun doch mit ihm

noch reden und ihm den Sachverhalt erzählen könne. „Und nun bin ich da,“ schloß er. „Von keinem Menschen hab ich Abschied genommen, als vom Margrethle. Daheim hätt ich kein Wort sagen dürfen, wenn ich auch nicht hätte fürchten müssen, der Vater würde sich dann nach seinem Strumpf umsehen. Ich bin nicht der kalte herzlose Mensch, für den man mich hält, sonst würd ich gar nicht gegangen sein.“

Rasch und ohne den Gruß eines ihnen Begegnenden zu erwiedern, schritten die Beiden ins Dorf Bezau hinein. Franz glaubte schon den alten Barthle seinem Sohn und dessen Verführer seinen furchtbarsten Fluch nachdonnern zu hören, er sah Mariannen kummerbleich und mit verweinten Augen vor ihm stehen und ihm Vorwürfe machen, daß er den Bruder so ins Elend habe ziehen lassen. Hätte Klausmelker ihm seinen Entschluß ruhiger, leidenschaftsloser mitgetheilt, so würde ihm derselbe weniger Angst und Weh gemacht haben als jetzt, da er ihn einzig für den bald wieder verhallenden Nachklang einer bösen Stunde halten zu müssen meinte. „Wenn es ihm wieder anders wird?“ fragte er sich immer aufs Neue und stellte sich dann schaudernd die traurige Lage des durch einen unüberlegten Schritt für immer heimatlos Gewordenen vor. Er glaubte nur Zeit gewinnen zu müssen, dann werde der Aufgeregte von selbst ernüchtern, und er athmete wieder leicht auf, als dieser jetzt so ruhig und trocken wie sonst immer sagte: „Mir wirds kalt und hungrig, ich hab in den letzten Tagen gar nie recht essen mögen.“

„Dem kann dort leicht abgeholfen werden," sagte Franz auf ein Wirthshaus zeigend. „Ich wollte ohnehin da einkehren, aber du hast gemacht, daß ich gar alles vergaß. Wir wollen doch auch noch hören, was und wie hier im Mittelpunkt unseres Ländchens von der neuen Ordnung der Dinge geredet werde."

Herzlich froh, nun doch nicht mehr mit seinem aufgeregten Begleiter allein sein zu müssen, hüpfte Franz die steinerne Treppe hinauf und stand schon oben vor der Thüre, als Klausmelker, der noch unten war und mit dem Schneebesen auf die Schuhe schlug, unwillig murmelte: „Mir ists verdammt egal, was da die Geldsäcke rasseln, die am hellen Werktag sich im Wirthshause breit machen."

„Komm," drängte Franz, „es geht laut zu, hören wir einmal, was los ist, bevor wir urtheilen."

Klausmelker legte seinen Stock mit dem Päcklein auf eine Bank und ging Franzen nach in die Stube, wo plötzlich alles still geworden war.

„Ich möchte gar nicht schwätzen," begann der Wirth, nachdem er die Eintretenden sorgfältig gemustert hatte. „Wie es der Landesvertretung gehen wird, sehen wir hier an der Gemeindevertretung. Immer hat sie Händel entweder mit dem Gericht oder mit der Gemeinde. Und just so sag ich gehts dem Landtag. Nichts wird er sein als ein Lammtag, welcher die weiter oben gemachten Fehler zu tragen hat, und regt er sich und wehrt er sich, so kann man ihn gar nicht brauchen. Oder was meinst du, Krämerle?"

Das so angeredete Männchen verzog das pfefferdütengraue Gesicht zu einem eigenthümlichen Lächeln und erwiederte: „Ich hab meine Meinung längst ausgesprochen. Die Regierung hätt uns schon genug Unkosten gemacht ohne Landtage. Was nützt uns eine Vertretung, die nur noch unsere Lasten vergrößert? Da kommt die Gewerbefreiheit und noch gar diese Zertretung — ja ganz gewiß Zertretung, hähähä!“

Am hintern Tische richtete sich ein großer Mann langsam auf und fragte mit kräftiger Stimme: „Was meinst, Krämerle, wie viel Batzen mag so ein neues Gesetz kosten? Vor Zeiten hast du deinen Jungen für eine Herrenlaune in den Krieg ziehen lassen; für uns aber und unser Land — ja das ist was anderes — da will man keinen Kreuzer zahlen.“

Der neben dem Großen sitzende, von der Wirthin leise „Unterlehrer“ angeredete junge Mann hatte jenen schon mehrmals mit dem Ellenbogen gestoßen und vielsagende Blicke nach dem Herrenstüble geworfen. Der Große stieß ihn endlich unwillig weg und sagte rauh: „Herrgötte sind das Menschen! Für euch ist wahrlich die schlechteste Regierung gut genug. Ist aber ein Glück für euch, denn besser wirds da nie werden, wenn ihr euch nicht an verwöhntere und bessere Menschen anschließt.“

Jetzt öffnete sich die Thüre und zwei Gensdarmen traten herein, um, wie sie sagten, nach bairischen Cigarren zu suchen. Außer dem Unterlehrer verließen alle die Stube. Auch Franz und Klausmelker würden gegangen sein, wenn nicht schon ein Mittagsessen bestellt ge-

wesen wäre. Es blieb ganz still in der Stube, bis ein wälscher Bilderträger kam und mit wichtiger Miene seine Gebetbücher und Heiligenbilder auslegte. Die Wirthin suchte sich den Florian heraus, welcher den größten Eimer hatte, während ihre Tochter sich die buntbeklebten Deckel der alten Bücher mit neuen Titeln besah. Der hungrige Händler wollte sie auswählen lassen für ein anständiges Essen, aber das Mädchen sagte verächtlich: „Es möge jetzt gar keine andern Andachtsbücher mehr als solche mit blauen Deckeln. Die paßten am besten zu ihm und auch die Gerichtsherrenfräulein hätten keine andern als blaue."

Die Gensdarmen, die keine Cigarren, wol aber einen verbotenen Kalender gefunden hatten, waren schon wieder fort, als den beiden Reisenden das verlangte Mittagsessen aufgetragen wurde. Klausmelker langte sogleich herzhaft zu, Franz aber klagte, daß er um den Appetit und um alles gekommen sei.

Wieder öffnete sich die Thür und ein mit bunten Papierstreifen wunderlich geschmückter Bursche von mehr als zweideutigem Aussehen trat herein und verkündete singend: „Er sei der Frühling, der der Menschen Herz erfreue. Er komme, um ein Opfer zu bitten und werde einst segnend der Geber gedenken." Dann kam der Herbst, in welchem Klausmelker sogleich die Zigeunerin vom vorigen Winter erkannte. Sie meckerte ein frommes Lied und bot dann ihre Früchte zum Verkauf. Die Wirthin kaufte nichts, beschenkte jedoch die beiden reichlich; denn, sagte sie, als die Thüre hinter ihnen zugefallen war,

mit solchen Leuten mache sie so gut als möglich. Man wisse gar nicht, wer sie seien und was sie können.

„Die war im letzten Winter als Zigeunerin hier," bemerkte Klausmelker, Franzen einen bedeutenden Blick zuwerfend.

„So," fuhr dieser auf, „dann sind die Gensdarmen zu früh da gewesen. Doch, wenn ich das gewußt hätte, dann würd ich ihr schon selbst fortgeholfen haben."

„Dazu," fiel die Wirthin ein, „dazu thät ich dann auch noch etwas sagen."

„Und was?"

„Die Alte hat nichts unrechtes gethan. Ihr Lied ist recht schön gewesen und ich möchte nicht, daß die Leute, die mehr können als andere, unzufrieden aus meinem Hause gingen."

„Wenn sie mehr kann als andere, warum hilft sie dann nicht erst sich selbst?" fragte Klausmelker.

Franz war aufgestanden und hatte der Alten lange nachgeschaut. Die also war es, die den Barthle übertölpelt und Mariannen so viel Kummer gemacht hatte. So wichtig war ihm noch nie eine alte Bettlerin vorgekommen als diese. Ihr so sicheres Auftreten war nur zu bezeichnend für seine Landsleute. „Wenigstens der Mehrzahl," meinte er, „werde dadurch ein Armuthszeugniß ausgestellt," und er konnte sich nicht enthalten, seine Gedanken offen auszusprechen: „Die Hexe kennt unsere Leute, die sich so gern am Narrenseil führen lassen. Das dümmste Geschwätz und das erbärmlichste Lied können Wunderdinge, wenn dabei nur viel heilige Namen mißbraucht

werden. O, die saft- und kraftlose Geistesnahrung, die den Armen von ihren Apothekern gereicht wird, hat allen Geschmack verdorben."

Der Unterlehrer, ein reicher Bauernsohn aus einem Nachbardorf, den nur die Furcht vor der Rekrutenaushebung in die Schule trieb, und der, um das ihm fehlende Talent zu ersetzen, sich überall als erwünscht gehorsamen Diener zeigte, brauchte ziemlich lange, bis er sich von seinem Staunen über diese Rede wieder ein wenig erholt hatte. Dann heftete er den Blick scheu auf die langsam sich öffnende Thüre der Nebenstube, in welcher er den Pfarrer schon lange husten hörte und sagte: „Kommt doch nicht so in die Hitze wegen einer Kleinigkeit. Wer sollte das ändern — wer könnte das?"

„Ich kenne Sie nicht," sagte Franz; „ich weiß auch nicht, aus welchem Dorfe Sie sind, aber ich hab Sie Lehrer nennen hören und muß darüber staunen, daß Sie so blitzdumm fragen können. Gerade Ihre, und Ihre schönste Aufgabe wärs, die Leute denken zu lehren."

„Mein Gott! Man sagt ihnen oft, das und das sei nur Aberglaube."

„Aber von dem und diesem und jenem wird nichts gesagt, weiß man vielleicht auch nichts. Wärs nicht klüger, jeden selbst auf die Füße sehen zu lassen, als ihm die Augen verbinden, um als Wegweiser zechfrei mitgehen zu können? Durch einen Machtspruch nur wird der Aberglaube schwerlich überwunden werden."

„Das ist grausam hochmüthig geschwätzt für einen Bauern," sagte die Wirthin streng. „Aerger könnte es

wol auch der Bub des Freimaurers in — Dings — nicht, von dem sein Pfarrer letzthin dem Dekan eine Stunde lang erzählte."

Im Nebenzimmer wurde ein Stuhl so heftig vom Platze gerückt, daß die Wirthin erschrocken zusammenfuhr und ordentlich zu zittern anfing. Franz warf aufstehend das Geld für Essen und Trinken auf den Tisch und unter der Stubenthür sagte er lachend: „Des Freimaurers Bub in Dings würde sicher nicht ärger sein."

Franz stand schon vor der Hausthür, als Klausmelker, der seinen Pack und den Stock suchte, plötzlich wie ein Husar zu fluchen anfing: „Die verdammte Hexe hat mir mein Päcklein mitgenommen. Jetzt wollt ich doch, daß hundert Millionen —"

„Still, still" — zischelte die herauseilende Wirthin. „Was ist gestohlen worden? Macht doch keinen Lärm! Ich will von Herzen gern alles ersetzen, daß man die Plagerei nicht haben muß mit den Gensdarmen und den Herrn."

„Nein," sagte Franz entschieden. „Das Päcklein mag zum Teufel gehen, aber die Schelmin muß her um jeden Preis!"

„Der Heimatsschein ist drin. Himmel tausend, der muß her und das Andere auch," schrie Klausmelker, schon dem Amtshause zuspringend.

Franz rief dem Eilenden nach: „Er werde hier vor der Thür auf ihn warten." Er war in diesem Augenblicke wirklich entschlossen, nicht mehr in die Stube zu gehen, auch wenn er Stunden lang da warten und halb

erfrieren müßte. Als aber der immer näher rückende Schatten seine kalten Ohrfeigen auszutheilen begann, da kam Franzen sein Eigensinn zuerst traurig, dann auch lächerlich vor. Was gingen ihn diese Leute an und was er sie? Mit dem festen Vorsatz, unter diesem Dache kein ernstes Wort mehr zu reden, ging er endlich wieder in die Stube zurück.

Als er nun da behaglich und warm saß, lächelte er über den wunderlichen Zwischenfall, der ihn noch vor wenigen Minuten ordentlich geärgert hatte. Es war nun wenigstens Zeit gewonnen, denn schwerlich erhielt Klausmelker sogleich einen Paß, ohne den Heimatsschein vorzeigen zu müssen. Allerdings änderte das an Klausmelkern selbst nichts, doch die Reise mußte verschoben werden und er konnte sich unterdessen die Sache noch einmal recht überlegen.

Der Lehrer saß noch immer beim Schoppen und las in einer Zeitung. Endlich legte er dieselbe vor sich auf den Tisch, zündete sich eine Cigarre an und fragte: „Will der Andere in die Fremde, daß er einen Heimatsschein bei sich hatte?"

„Nach Amerika," sagte Franz, den Lehrer etwas verächtlich ansehend. Er meinte, in diesem Worte liege etwas, das so einen Menschen seine Schwäche einmal recht empfinden lasse.

Der Lehrer besah sich lächelnd seine Cigarre und murmelte: „So — also auch ein Unzufriedener! Sie gehen gewiß mit?"

„Nein."

„Geht er ganz allein?“

„Ja.“

„Das thät ich nicht.“

„Ich glaubs von Herzen gern.“

„Hier ist auch einer, von dem man sagt, er werde gehen und ich zweifle auch nicht, daß es wahr sei. Wunderlich ist er genug dazu und stößt bei uns immer und überall an. Haben Sie den Großen nicht beachtet, der vorhin so aufbegehrte?“

Jetzt rückte Franz etwas näher zum Lehrer. „Wärs der?“ fragte er.

„Ja, er hat früher die Lieferung von Stickereien besorgt; es soll ihm aber nicht besonders gut gegangen sein. Das Haus dort mit den grünen Läden ist das seine.“

Jetzt kam Klausmelker mit zwei Gensdarmen, die im Wirthshause schnell die noch nöthigen Erkundigungen einzogen und sich dann zur Verfolgung der Diebin auf den Weg machten.

Auch die beiden Reisenden verließen die Stube und Franz fragte gleich vor der Thüre: „Hast du einen Paß erhalten?“

„Nein.“

„Und nun?“

„Ich könnte auch sonst gehen wie —“

„Wie der Adlerwirth, wie ein Dieb. Sag mir nur, ob auch das Margrethle weiß, woher du das Reisegeld hast?“

„Nein, dem guten Mädchen fiel es nie ein, den

reichen Bauernsohn so etwas zu fragen. Auch ich hab mir selbst deinen Vorwurf umsonst zu überlärmen versucht."

„Geh du wieder mit zurück und laß dem Vater sein Geld. Wer für seine und die Zukunft eines lieben Mädchens sorgen will, der muß auch den Muth haben, herzhaft zu sagen: Jetzt so ists Vater und so bleibts, ich mag gehen oder bleiben. Vielleicht ist dann der Barthle gar so hart auch nicht als du meinst."

Klausmelker schüttelte den Kopf: „so wenig als du und der Pfarrer lang beliebt sein können, so wenig werden ich und der Vater eins."

Die Beiden waren vor dem Hause mit den grünen Läden angekommen und Franz flüsterte seinem Begleiter zu: „Da drinnen soll auch einer sein, der später mitgeht. Wir wollen mit ihm reden, komm!"

Der ehmalige Lieferant war sehr erstaunt, als Franz, kaum in seine Stube gekommen, ihn fragte, wie bald er nach Amerika gehe. „Euch muß einer gewaltig in den April geschickt haben," lachte er. „Wenn ich noch jünger wäre, dann wol, dann alles lieber, als noch einmal Lieferant werden."

„Ist denn das so ein schlechtes Geschäft?"

Der freundliche Mann schob den beiden Stühle zu und lud sie zum Niedersitzen ein, er selbst aber blieb stehen und sagte: „Unsere jetzigen Stickerinnen machen es einem schlecht genug. Seit das Frommsein als bestes Mittel gegen die Aufklärung Mode worden ist, haben es die Stickerinnen wie die Oebstlerin, welche das

Dutzend um fünf Pfennige kaufte und um einen Kreuzer hergab, indem sie meinte: die Menge mache den Profit."

„Wie kann man aber die Fehler der Stickerinnen und die Frömmelei zusammennehmen und verurtheilen mit dem gleichen Spruch?"

„Ganz leicht. Kann so ein armer Lieferant von Stickereien es besser verlangen als die Lieferanten des himmlischen Vaters? Und die sind herzlich zufrieden, wenn bloß recht viel Waare geliefert wird. Wenn nur dann der Fabrikant auch so reich und so barmherzig wäre wie Gott; doch der will sich nicht betrügen lassen und die schlechte Arbeit für gut bezahlen. Die Stickerei ist eben eine Kunst, zu der der ganze Mensch mit Leib und Seele gehört."

„Jetzt versteh ich's etwas besser," sagte Franz nach einer Pause. „Ich glaub' auch wirklich, daß wahre Andacht und Kunstsinn einander verwandt sind."

„Allerdings," eiferte der Lieferant, „und Gewissenlosigkeit und Hudelei und Heuchelei auch. Als ich noch jung war, vor etwa zwanzig Jahren, da hatt ich ordentlich meine Freude, mit unsern schönen Arbeiten in die Schweiz zu gehen. Ja, ich war stolz auf das, was wir leisteten und hätte mein Geschäft nicht um das glänzendste auf der Welt vertauscht. Damals machten wir unserm Ländchen Ehre. Die Mädchen waren eben mit Leib und Seele dabei und von Herzen gern hab ich immer das Schwierigste, darum auch am besten Bezahlte hereingebracht. O, die habens schon machen können, denn Lust zum Ding macht alles ring (leicht). Da kam

die gute Zeit für sie und größtentheils ihrem Fleiß hatten sie den hohen Lohn zu danken. Nun aber meinte man: Es sei genug, wenn nur viel gemacht werde. Die Tröpfe hatten, das sah ich jedem gestickten Röslein an, mit Gott und der Welt zu schachern angefangen, es kam die fromme Zeit und die gute Arbeit war weg. Respekt vor frommen Menschen; aber die Selbstsucht kann ich nicht leiden, sie mag so heilig sein, als sie will, drum hab ich mein Geschäft aufgegeben. Daß jetzt unsere Pfuscherinnen nichts rechtes mehr zum Verstechen bekommen, ist ganz recht, aber daß auch die Fleißigsten und Besten dabei leiden müssen, ist traurig. Wol sind ihrer nur wenige, aber eben darum sollten sie sich zusammen thun. Wenn sie das Lieferungsgeschäft selbst hätten, würden sie mehr verdienen, viel lernen und bald würde man wieder lieber schön arbeiten als massenhaft. Es ist eine Schande, daß die Selbstsucht aus unseren Künstlerinnen Tagwerkerinnen macht."

Dieser Gedanke war Franzen ganz neu und es war fast, ob er für denselben einen passenden Ort suchte. „Ueber den Handel," sagte er, „hab ich noch selten nachgedacht. Mein Vater hat mir gesagt, daß die Selbstsucht der Krämer die Welt versorge, und seitdem kann ich solche Gewichtträger gar nicht mehr leiden."

„Diese Selbstsucht," fiel der Lieferant ein, „bedient uns eben so gut es von ihr zu erwarten ist. Besonders hier, wo der Einzelne den Wurf in der Hand hat, geht es oft wunderlich zu. Jeder sollte selbst Unternehmer werden. Eine Gesellschaft von Stickerinnen

muß auch jetzt einem Unternehmer den Lohn geben, warum soll sie ihm auch noch Profit lassen für den dümmsten Streich, weil er zufällig reich — vielleicht aber nicht auch klug — genug ist das Geschäft zum Vortheil des Landes zu führen? Erst wenn Arbeiter und Unternehmer einig sind und sich hier und in der Welt draußen in die Hände arbeiten, wird alles gut gehen. Das wär nach meiner Ansicht die schönste Bruderschaft, denn nicht nur Fleiß und Wohlstand würden wachsen und uns unabhängig machen, sondern auch der Gemeingeist unserer Väter thät wieder über uns kommen, uns erziehen und zu den schönsten und größten Thaten befähigen und stärken."

Das war einmal etwas für Franzen. Bisher war er nicht nur dem immer spottenden Sepp, sondern auch sich selbst mit seinem Streben, die auf mancherlei Weise von einander getrennten Landsleute wieder zusammen zu bringen und den Gemeingeist zu wecken, beinahe vorgekommen wie ein Schiffbrüchiger, der auf einer einsamen unfruchtbaren Insel seinen vom Hunger zur Verzweiflung getriebenen Unglücksgefährten vorpredigt, sie sollten sich doch nicht mehr streiten um den letzten harten Bissen Brot. Man gesteht ihm zu, daß er eigentlich recht hätte, doch damit wird wenig anders und nichts besser, so lang er keine Hoffnung wecken, keinen Rettungsweg zeigen kann. Darum hatte Franz und mit ihm noch mancher die Februarverfassung so freudig begrüßt; die Bauern aber blieben größtentheils mißtrauisch oder gleichgültig, was dann außer Franzen nur wenige der sich zu den Auf-

geklärtern Zählenden zu entschuldigen oder auch nur sich zu erklären vermochten. Sie dachten schon nicht mehr daran, daß es ja gegen alle bisherige geistliche und weltliche Ordnung war, sich um allgemeine Angelegenheiten zu kümmern und seine Meinung darüber auszusprechen. In einer Zeit, in welcher jedes freie männliche Wort bei schweren zeitlichen und ewigen Strafen verboten war, in einem Ländchen, in dem der Nachbar dem Nachbar, der Bruder dem Bruder nicht mehr trauen durfte, weil man Aufpasserei und Klatschsucht als Beweise treuer Anhänglichkeit ansah und belohnte — wurden gerade die Besten und Tüchtigsten am ärgsten angefeindet, alles wich und brach neben und unter ihnen, so daß ihrer Thatenlust nichts anderes übrig blieb, als sich in die eigenen Angelegenheiten zu vergraben wie Sepp. Als nun — an einigen Orten schließlich sogar von den Kanzeln aus — zu den Landtagswahlen aufgefordert wurde, konnte man überall die Klage hören, daß man keine Männer kenne, die man zu Landesvertretern für tüchtig halte. Der Wille des Volkes äußerte sich denn mehr verneinend, indem es jetzt den bisherigen Größen nicht mehr schmeicheln, doch auch andere nicht anerkennen mochte. Viele redeten wie vorhin das Krämerle, denn sie waren so wenig als dieses im Stande, die „neue Ordnung" zu begreifen und ihre Folgen zu ahnen. Franz kam immer mehr zu der Ueberzeugung, daß nur ein Ziel, welches alle sehen, mit den Händen greifen könnten, diese Leute zusammenzubringen und vorwärts zu ziehen vermöge.

„Land!" jubelte er, nachdem er den Auseinandersetzungen des Lieferanten eine Zeit lang aufmerksam zugehört hatte. Nun war der Steg gefunden, der von der unfruchtbaren Insel wegführen konnte. „Ich bin doch ein dummer Kerl, daß mir das nicht längst einfiel, wenn ich die langen Zeitungsartikel über das Vereinswesen überflog oder gähnend bei Seite legte," sagte Franz, als der Lieferant zu reden aufhörte.

„Mich wundert das nicht," sagte Klausmelker, der, obwol zuerst nur mit sich selbst beschäftiget, doch bald beinahe so aufmerksam zugehört hatte als Franz. „Wer hier herum lebte und lernte, ist gar nicht mehr fähig, so etwas Großes zu erfassen und auf unsere erbärmlichen Zustände anzuwenden. Auch ich hab in der Welt draußen von so etwas reden gehört und auch den Bauern davon erzählt, so gut ich es konnte, aber da hättet ihr sehen sollen, wie man mich auslachte."

„Der Senn," meinte Franz, „der Senn thät nicht lachen. Der hat bewiesen, daß er Sinn hat für das Gemeinsame und gleich wird er mir sagen, daß dieser Gedanke sich auch auf die Milchwirthschaft anwenden lasse, die gerade so im Argen liegt wie die Stickerei. Ja, ihr Männer, auch da sollte das ganze Land eine Handelsgesellschaft bilden."

Das war nun auch dem Lieferanten ein neuer Plan. „Darüber müßte man erst nachdenken und mit den Leuten reden," sagte er.

„Und das wollen wir immer und überall," sagte Franz und sprang dann, als es schon vier Uhr schlug,

erschrocken auf. Es war die höchste Zeit zum gehen, wenn man heute noch nach Dornbirn kommen wollte.

Sie schieden mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, überhaupt fest zusammen zu halten und sich auch fleißig zu schreiben.

„Solche Männer könnten einem die Reiselust ordentlich nehmen. Ich möchte doch erfahren, was ihr mit euren Plänen ausrichten werdet," sagte Klausmelker zu Franzen, als sie auf der neuen Straße schnellen Schrittes vorwärts gingen.

„So bleib da," bat Franz.

„Nein, ich und der Vater gehören so wenig zusammen in ein Haus als du und der Pfarrer in ein Dorf. Du wirst sehen, auch ihr beide werdet euch nicht leiden und ich mag dir nicht sagen, was ich da erwarte. Du meinst es ganz gut. Ich sehe, daß ich dir und vielleicht noch vielen zu wenig traute in meiner Verbissenheit, aber lieber guter Franz, ich muß fort, wenn ich das Leben noch ertragen soll."

„Das kann sein," sagte Franz; „doch nicht als feiger Schelm mußt du fort; selbst der Geliebten dürftest du nie sagen, wer du bist."

Das wirkte mehr als alles, was Franz bisher gesagt hatte. Klausmelker gestand, daß er schon im Amtshaus daran gedacht hab, er sei noch der ärgere Schelm als die Hexe und immer weniger hab er sich diesen Gedanken auszureden vermocht mit der Ausflucht, daß er ja nur einen geringen Theil seines mütterlichen Vermögens mitnehme. „Ja, ich will dem Vater seinen

Bettel zurückbringen," schloß er. „Wenn ich dann doch noch gehe, und er gar nichts für mich thut, will ich lieber arbeiten wie ein Knecht, oder die Welt durchbetteln."

„Das ist nicht nöthig," sagte Franz freudig. „Ich will dir dann schon helfen und nicht nur ich. Auch der Senn verläßt Margrethles Geliebten so wenig als es selbst und die Seinigen. Und was glaubst du von unserer Gesellschaft? Meinst du, wir reden umsonst immer vom Zusammenhalten? O, jeder wird von Herzen gern das Seine für dich thun, um dir fortzuhelfen, wenn es denn sein muß. Das ist nur ein kleines Vorspiel von dem, was wir noch thun werden."

„Wenn die Menschen so wären, wie du sie dir vorstellst, dann möcht ich nicht fort, gar nicht, trotz allem und allem."

„Gerade so sind sie," versicherte Franz. „Was meinst du, was richtete mich auf? Was erhielt mich im Glauben und Hoffen und Lieben? Tage könnt' ich einem erzählen, was ich daheim ausstand. Auch meiner Liebe steht der Vater feindlich gegenüber. Doch still von dem! Das wirst du wol gemerkt haben, daß wir nicht beim Adler sind, um nur zu plaudern."

Klausmelker gestand zu, daß es in diesem Winter nicht zugehe wie sonst. Von Lumpereien, Händeln und Streitigkeiten habe man gar nie gehört. Sogar der Schnäpsler Klaus habe das Trinken nachgegeben, weil er jetzt in einer Gesellschaft etwas gelten wolle, die aus anständigeren Leuten bestehe. Uneinigkeiten seien trotz

allem Reden keine entstanden, bis der Pfarrer sich drein gemischt habe.

Während Klausmelker sich nun in Vermuthungen darüber erging, was wol die Abendgesellschaft zu den neuen Plänen sagen werde, besah Franz die Grundmauern der neuen Brücke, welche vor Bezau bald die beiden Ufer der Ach verbinden sollte. „Wir sind der Welt nun doch schon etwas näher gekommen,“ sagte er. „Auch die Straße hier, auf die unser kleines Ländchen stolz sein darf, ist ein gemeinsames Unternehmen. Mögen viele noch schimpfen, nur die Selbstsucht einzelner Händler habe sie geschaffen, sie ist doch eine unschätzbare Wohlthat für das Ländchen und kein Mensch weiß, was alles noch darüber hereinfinden wird.“ —

Die Beiden hatten ihre eigenen Angelegenheiten gänzlich vergessen; mehr und mehr vertieften sie sich in die wunderlichsten Vermuthungen und Pläne, während sie immer schneller vorwärts schritten.

Es dämmerte erst, als die Beiden, ein fröhliches Lied singend, durch den stillen Wald auf der Lose hinausgingen. Als sie wieder ins Freie traten, klang ihnen recht freundlich einladend das Abendgeläute aus dem schon vom Mondschein beleuchteten Dornbirn am Fuße des Loseberges entgegen.

Jetzt wurde nicht mehr geredet. Die Reisenden sprangen beinahe hinab und in kurzer Zeit waren sie im Oberdorf angelangt.

Achtes Kapitel.

Was während Franzens und Klausmelkers Abwesenheit daheim geschieht.

Barthles niedriges altersschwaches Haus schien sich unter der beinahe klafterdichten Schneelast noch mehr zusammengekauert zu haben. Es sah recht unfreundlich aus mit seinen der grimmen Kälte wegen geschlossenen, ehmals blaubemalten Fensterläden, der abgewetterten grauen Wandbekleidung und dem hintenan gebauten Stall, welcher das an ihm hängende Haus weit überragte, als ob schon Barthles Vorfahren lieber fürs liebe Vieh als für die theure Nachkommenschaft gesorgt hätten. Wenigstens ein Vierteljahrhundert schienen keine anderen Nägel mehr in diese Wände geschlagen worden zu sein als diejenigen, welche den „kräftigen Haussegen gegen alle Elemente, gedruckt in Köln," neben der Stallthür festhielten. Es war so still im Hause, daß man es für unbewohnt hätte halten können, wenn nicht der aus dem beinahe verschneiten Kamin aufsteigende Rauch das

Walten speise- und wärmebedürftiger Wesen verrathen haben würde.

Barthle war immer im Stall bei der kranken Kuh und Mariann machte beim Verrichten der Hausarbeit keinen großen Lärm. Reden konnte sie mit Niemand, zum Singen war sie gar nicht aufgelegt, und sie hätte das jetzt „zur Zeit des Unheils“ auch sonst nicht gewagt. Die Sorgen des Vaters durfte sie nicht — wie den eigenen Kummer — mit Singen zu vertreiben suchen. Es war ungemein langweilig in der halbdunkeln Stube mit den schwarzen Wänden, den verrauchten, einst wunderlich buntfärbigen Heiligenbildern und der altmodischen Uhr mit dem großmächtigen Zifferblatt. Doch wollte das Mädchen immer noch lieber da bleiben als in den Stall gehen zum Vater, dem jetzt fast unmöglich das Rechte zu ertreffen war.

Obwol Barthle schon längst etwas von den in Dornbirn und Lustenau verwinterten Kühen zu hören wünschte, bereute er doch gleich nach Klausmelkers Abreise, daß er ihn hatte gehen lassen. Da war ja noch Arbeit alle Hände voll, die, sobald es wärmer wurde und die Lauinen wieder erwachten, ohne Gefahr nicht mehr verrichtet werden konnte. „Es sei doch ein Elend in seinem Hause,“ klagte der Vater, so oft Mariann ihm das Essen brachte. „Zwei Kinder hab er groß ziehen müssen und habe doch nirgends Trost und Hülfe. An nichts werde gedacht und für nichts gesorgt, wenn er vor Kreuz und Kummer nicht mehr dazu kommen könne.“ Und dabei versetzte er dann dem lustig hüpfenden Kalb einen

Fußtritt, oder versuchte das noch lauter als er aufbegehrende Schwein mit der Stallschaufel zum Schweigen zu bringen. Auf ihre Fragen nach dem Befinden der kranken Kuh erhielt Mariann immer unfreundliche Antworten und nur leise wagte sie endlich vorzuschlagen: sie wolle den Sennen holen, damit derselbe seine Meinung sagen könne. Als Mariann ihren Antrag, der zuerst gar nicht verstanden wurde, noch einmal wiederholt hatte, sah Barthle sie scharf an und fragte: „Ob sie nicht lieber zu Franzen gehen möchte?“

„Er ist nicht daheim,“ sagte Mariann, ohne daran zu denken, daß sie damit dem Bruder böses Spiel machen könnte, der von seinem Begleiter vor dem Vater kein Wort gesagt hatte.

„Er ist etwa auch mit nach Dornbirn?“ fragte Barthle schnell.

„Ja,“ antwortete Mariann, die zwar ihr unbedachtes Reden bereute, aber doch keine Unwahrheit sagen mochte.

„Und davon braucht der Alte natürlich nichts zu wissen. Der soll nur hausen und sparen und für das Vieh sorgen, während man weiß der Teufel was gegen ihn anzettelt. Darum also läßt man mich und die kranke Kuh und das Bergheu und das Bauholz, das man schon vor einem Jahr gefällt hat, so ganz im Stiche.“

„Aber,“ unterbrach Mariann, welche fürchten mochte, dem Vater würden immer noch mehr dringende Arbeiten einfallen, „aber ihr habt ja selbst ihm erlaubt

zu gehen und habt gesagt: Man könne nicht warten, bis man daheim nichts mehr zu thun hab, sonst würde man gar nie fort kommen.“

„Mach dich aus dem Stall!“ polterte Barthle. „Du siehst ja, wie unruhig die Kuh da wird. Sie kann dein dummes Geschwätz eben so wenig leiden als ich.“

Mariann öffnete die Stallthür und Barthle sah, wie die Eiszapfen vom Dache zu fallen anfingen. „Das wär nun doch noch eine schöne Geschichte das, wenn's jetzt anderes Wetter gäb; und es wird wol, es geht ja immer gar überall gegen mich,“ murmelte er Mariannen nachgehend. „Richtig, da haben wir's! Dunkel und wild und grau kommt's dort schon der Sonne entgegen. Tausendmal in Gotts Namen! und der Lümmel schleicht mir fort. Das weiß man wol, daß im März das Wetter übernächtig ist*). Aber an so was denkt niemand. Geh, lauf so schnell du kannst zum Hansmichel und wo du sonst noch Heuzieher aufzutreiben weißt. Morgen muß mir das Heu her und wenn's Messerspitzen hagelte, daß der Spitzbub einmal sieht, was es mit ihm ist. Das verdammte Aufschieben das! Alles, gar alles muß man noch regieren und ungestoßen geht der Stör gar nicht vom Platz — gar nie.“

Klausmelker würde beim Vater nicht gut angekommen sein, wenn einmal unberathen und ungeheißen etwas von ihm gethan worden wäre; aber daran zu denken hatte Barthle keine Zeit. Er mußte wieder zu der kran-

*) sich rasch, über Nacht ändert.

ken Kuh. Mariann eilte durchs Dorf hinab; sie war herzlich froh, morgen mehr fremde Leute und damit auch mehr Leben und mehr Arbeit ins Haus zu bekommen.

Barthles Wetterprophezeiung traf ein. Schon am Abende dieses Tages, als die Sonne längst hinunter war, knallten die wiedererwarmenden Baumstämme, daß die Vögel erschrocken aus ihren Nestern aufflogen. Ein für diese Jahreszeit ungewöhnlich warmer Ostner rüttelte und schüttelte alles Bewegliche in Barthles Haus und um dasselbe herum pfiff, rasselte, polterte es, daß Mariann so wenig schlafen konnte, als der um die kranke Kuh besorgte Vater. Es schien gar nicht mehr Morgen werden zu wollen; schon oft hatte Mariann das Fenster neben dem Bette geöffnet und war dann immer wieder schaudernd zurückgefahren, denn sie sah nichts als den bleiernen Himmel, der hart auf dem Hausdache zu liegen schien, hörte nichts als das Tosen der Stürme droben auf den grau umnebelten Bergen und das Rasseln welker Blätter, die über den schon fester gewordenen Schnee hingefegt wurden.

Mariann fürchtete sich nicht, wenn schon die Wälder krachten und das Haus zitterte, aber die Unruhe da draußen regte das Mädchen doch zu sehr auf, um noch schlafen zu können. Mit ihren liebsten Erinnerungen suchte sie sich die Zeit zu vertreiben und wiederholte sich manches Gespräch mit Franzen, traurigen sowol als herzerfreuenden Inhalts; aber bald wurde sie von neuem durch das unheimliche Brüllen des Kamins oder das Brechen eines unweit vom Hause abgerissenen Baum-

astes aufgeschreckt. „Wie schwach und klein sind doch die Menschen und ihre Werke,“ dachte sie, doch machte dieser Gedanke sie nicht traurig, sondern er gab ihr neues Vertrauen zu der Macht, die alles erhält und beschützt, durch die alles wird und untergeht. Barthle, der hastig im Stalle auf und ab schritt und Gebete murmelte um das und jenes, zeigte bei weitem weniger Ergebung in den Willen Gottes als seine Tochter, die dem Tosen des Sturmes wie einer Predigt von der ewigen Allmacht lauschte und das zuweilen doch etwas ängstlicher pochende Herz mit der Erinnerung an so viele Stunden und Tage beruhigte, die nur Liebe und Güte predigten. Mariann betete — nicht wie in so mancher schlaflosen Nacht schon für sich oder den Bruder oder den Vater, sie flehte nicht um diese oder jene Gnade; — wunderbar fühlte sie sich gehoben durch das Gefühl, daß der Allmächtige, Weise, Unendlichliebende jetzt, immer nahe sei und zu ihr rede durch Sturm und in der Stille, durch Glück und Unglück. Ihre Worte waren nur der schwache Ausdruck dieses Gefühles, ohne Selbstsucht, voll Vertrauen und Zuversicht.

Jetzt war Mariannen die Zeit nicht mehr lang; ja sie erschrak beinahe, als ein röthlich gelber Schein das Nahen des Tages verkündete. Sie eilte nun in die Küche und kein Mensch hätte ihr die schlaflose Nacht angesehen, während Barthle im Stall und Stadel herumschoß, ob er schon sechzig Stunden nicht mehr geschlafen habe.

„Nehmt um Gotteswillen euch vor den Lauinen in

Acht!" rief Barthle den Heuziehern mehrmals nach, als diese mit Schlitten, Heuseilern, Schaufeln und den unvermeidlichen Branntweinflaschen das Haus verließen. „Es ist heut ein absonderlich trüber Morgen, der Himmel sieht aus wie ein Todtenmeßgewand und auf mir liegt es grad, als ob ein großes Unglück geschehen müsse."

Wer den Barthle das so mit heiserer Stimme leise und doch weithin hörbar sagen hörte, dem hätte selbst angst werden können. Hätte aber einer zum Barthle gesagt: „Er solle die Leute nicht gehen lassen, wenn ihm so weh sei für sie," so würde der reiche Bauer den kurios angesehen haben. Die Arbeit mußte nun gethan werden und just heut; wenn jemand zu Grunde ging, so war's Gottes Wille, wie Leben und Tod überhaupt. „Auch im Krieg," würde Barthle gesagt haben, „auch im Krieg muß mancher das Leben lassen und der ist doch viel unnöthiger als das Heuziehen."

Die von Mariannen gedungenen Männer kümmerten sich wenig um Barthles Gemüthszustand und sogar der Hansmichel sagte lachend: „Dem guten Vetter ist das Wetter in die Glieder gefahren. Ich nehm in solchen Fällen einige Schlücke Schnaps und bete geschwind ein Vaterunser, dann geht's wieder wie geschmiert."

Barthle war nicht der einzige, welcher den Heuziehern etwas besorgt nachschaute, auch ihre Angehörigen standen vor den Häusern, so lang ihre Blicke die der Gefahr Entgegengehenden begleiten konnten. „Es ist

doch ein Elend," riefen sie sich zu, „um einige Kreuzer jetzt die Berge besteigen zu müssen, wo dem Beherzten von oben, dem, den die Furcht unvorsichtig macht, von unten der Tod droht. Ja, das ist kein Spaß, aber fast noch ärger ist's, wenn man unthätig daheim warten und Angst haben muß."

Aengstlich wurde der Nebel beobachtet, der sich immer dichter auf die westlichen Berge legte, so daß die dorthin Blickenden sagten: „Seht doch, wie unser Herrgott eine Charfreitagskirche aufrichtet! Alles ist verhängt und dunkel und schaurig. Wenn doch nur auch unser Dorf hineingenommen würde, daß man sicher wär vor der Sonne, die schon unsere Berge blutroth überglüht."

Dieser Wunsch wurde bald erfüllt, nur noch ein braungelber Nebelstreif zeigte die Stelle, wo die Sonne war, und froh kehrten die Besorgten in die Häuser zurück mit der Ueberzeugung, daß wenigstens für die nächsten Stunden nichts zu fürchten sei.

Barthles Kuh wurde von Stunde zu Stunde kränker und von Herzen gern hätte Mariann den Sennen geholt, damit dem armen Thier entweder geholfen, oder wenn das nicht möglich, seinem Leiden ein Ende gemacht würde; doch sie wagte nichts mehr davon zu sagen, weil sie dadurch den Vater wieder an Franzen und Klausmelkern zu erinnern fürchtete. Sie hätte sich da gar nicht so in Acht nehmen müssen. Barthle hatte in der Nacht schon mehr an die beiden Lümmel und ihre Verschwörung gegen ihn gedacht, als an die kranke Kuh.

„Ja die Zigeunerin," murmelte er auch Vormittags immer wieder, „die Zigeunerin, die hats halt getroffen. Der Freimaurer macht die sauern Tropfen, die mein Leben verbittern. Sobald eins aus dem Ketzerhaus zu mir oder den Meinen kommt, ist Glück und Friede und Ordnung hin. O, das Böse kommt nicht immer von Gott, ich selbst bin doch auch nicht an allem Schuld, und warum sonst geht mir denn so schlecht als einem? Da sagt mir der Pfarrer, ich soll meinen Lümmel durch Freundlichkeit zu gewinnen suchen, und nun benützt er meine Nachgiebigkeit nur dazu, sich an den Spitzbuben zu hängen, dem nichts zu gut und nichts zu schlecht ist, es für sich zu brauchen und für mich zu verderben. Sei die Hexe, wer sie will, deutlicher als durch sie ist mir auch durch den Frömmsten und Heiligsten nie gezeigt worden, vor wem ich mich in Acht zu nehmen habe. Wunder wie das sind doch Wunder, daß man glauben muß, mögen Andere mir vorschwätzen, was sie wollen."

Fester als je glaubte Barthle heute daran, daß der Freimaurer auf die oder jene Art an seinem Unglück schuld sei, ja er machte sich Vorwürfe, daß er, da er mit dem Pfarrer nie von der Geschichte redete, noch immer nach dem Wie fragen wollte.

„Helfe, was auch schon geholfen hat in dem Namen, in dem es hilft," rief er aufspringend, als die Kuh wieder schmerzlich zu ächzen begann. Er holte die Scheere, nahm Haar und Blut von der Kuh, murmelte den Anfang des Johannisevangeliums und verließ dann mit einem Bohrer in der Hand das Haus.

Den Stall ausräuchern mit der beim Geldstrumpf wohlversteckten Johanniswurzel konnte er, wenn er wieder zurückkam. Jetzt schien ihm das Verbohren am nöthigsten zu sein.

Mariann konnte leicht errathen, was der Vater zu thun beabsichtige, sie hätte nur wissen mögen, in welchen Wald er gehe, um, wenn er lange genug ausbleiben sollte, den Sennen zu holen zu dem armen Thier, welches sie recht dauerte. „Soll ich oder soll ich nicht?" fragte sie sich noch, während sie schon die Hausthüre schloß. Da sah sie den Gemeindediener mit merkwürdig langen Schritten auf ihr Haus zu kommen. Kerzengerade stellte der Mann sich vor sie hin, legte die Hand auf den verrosteten Säbelgriff und fragte mit feierlicher Amtsstimme: „Ist Johann Michael Kleber nicht hier?"

Trotz allem und allem hätte Mariann sicher lachen müssen, wenn sie das in ernste Falten gezwängte Gesicht gesehen hätte, welches sie unter der mit einem Adler beklebten Schildkappe heraus anglotzte; doch ihre Blicke waren dem Stalle zugewendet und etwas zerstreut antwortete sie: „Er ist auf dem Heuzug."

„Der muß her!"

„Im Nachmittag wird er wol kommen."

„Ich muß ihn aber früher haben!"

„So —" sagte Mariann gleichgültig und wollte gehen.

„Auf die Art begegnet man unser einem nicht mehr," eiferte der Gemeindediener. „Ich kenne meine

Stellung und die deinige. Meinst du etwa, ich sei noch der erbärmliche Wicht von früher? Jetzt hab ich ein Amt und weiß, was man mir schuldig ist."

„Du kannst ja den Hansmichel holen," sagte Mariann und ging in den Stall. Dazu schien jedoch der Mann wenig Lust zu haben. Er ging dem Mädchen langsam nach und fragte etwas milder: „Fehlt etwas?"

„Ja, komm doch und sieh, wie das gute Thierle sich windet und krümmt. Wenn man ihm nur ein wenig helfen könnte!"

„Ich — als Schneider — verstehe da nicht viel."

„Der Vater ist nicht da und ich gebe dir einen Sechser, wenn du mir jemand holst, der etwas versteht."

Der Gemeindediener hatte den Säbel weggeworfen und lief schon über die Gasse hinüber. Bald kam der Sepp mit ihm zurück, da Franz, welchen der Gemeindediener hatte holen wollen, nicht zu Hause war.

„Barthle ist also nicht da?" fragte der Freimaurer.

„Nein, er ging fort."

„Mit einem Bohrer, gelt?"

Mariann sah verlegen zu Boden und schwieg.

„Nun man kennt den Vogel am Gesang und den Narren an seinen Streichen," sagte Sepp näher zu der Kuh tretend. „Dießmal," meinte er dann, „werde das Verbohren nicht helfen. Es könne wol noch einige Tage dauern, aber die Entzündung sei gefährlich. Franz pflege Klettenwurzeln zu sieden und hab damit auch

schon oft etwas ausgerichtet. So seien denn alle verbraucht worden und Franz habe nie mehr daran gedacht, und auch nicht Zeit gehabt, den noch im Vorsaß liegenden Vorrath zu holen."

„Armes Thierle!"

„Armer Barthle!" lachte Sepp bitter. „Man sollte dem Tropf — ja, das will ich, das muß ich. Er soll einmal gezwungen werden, mich und sich selbst neben einander zu stellen, der erbärmliche Frömmler! Du hast wol einen Sack da?"

„Allerdings, aber —"

„Nichts da — in zwei — drei Stunden bin ich wieder zurück. Wer weiß, wie lang der Weg noch offen ist!"

Sepp war so mit dem Gedanken beschäftigt: „den Barthle einmal zu beschämen," daß er ganz vergaß, seinem Weib zu sagen, wohin er gehen wolle. Sobald Mariann den Sack gebracht hatte, lief er fort und der vor dem Hause auf- und abgehende Gemeindediener suchte ihn vergebens zurückzuhalten, indem er ihm vorstellte, „daß doch die Lauinen heute noch gefährlich werden könnten."

Hastig schritt Sepp zum Dorfe hinaus und war bald am Fuße des Berges angelangt, in dessen schöne Waldungen er vor kurzem eine große Lücke machen ließ. Es wurde ihm doch etwas eigenthümlich zu Muthe, als er durch die Weite*) hinaufschaute zum zackigen Felsen-

*) den Aushau.

kopf, an welchem er die noch nicht herabgefallenen Eiszapfen unheimlich im Scheine der grell hervorbrechenden Nachmittagssonne glänzen sah, wie einen Wald von Lanzen, deren Spitzen sich auf ihn richteten. Zu verargen war es dem Barthle doch nicht, daß er sich so gegen das Abholzen eines schon Jahrhunderte in die Verwandtschaft gehörenden Waldes wehrte, der sein Gut*) da unten so prächtig geschützt hatte. Jeder denkt zuerst an seinen Vortheil, der Sepp eben auch, und der hatte dießmal den Wurf in der Hand gehabt. Früher würde er sich eher haben einreden lassen; jetzt aber wußte er zu gut, was Andere für ihn thaten und unterließen, um ihnen noch ein Opfer bringen, einen seiner Pläne unausgeführt lassen zu können. Allerdings mochte der ins Vorsaß führende Winterweg nun etwas gefährlicher geworden sein und an demselben manches Tagwerk mehr aufgehen als früher; aber Sepp zahlte und litt das mit den Andern, denen ganz recht geschah dafür, daß sie ihm den Streich des Adlerwirths, welcher doch das Abholzen veranlaßte, so herzlich gegönnt hatten. Da könnte man immer anderer Leute Narr sein und dadurch sich selbst schaden, wie der Senn, der früher ganz behaglich lebte, jetzt aber sich keine frohe Stunde mehr gönnen durfte, um ja die armen Verwandten nicht fallen zu lassen. Gutherzigkeit ist eine gar schöne Eigenschaft, aber eine theure, besonders bei und neben Leuten, die sie nur an Andern loben, weil sie ihnen da Vortheil bringt.

*) Wiesenstück.

Klüger ists mit dem Haufen zu gehen oder ihn gehen zu lassen und seinen Kopf zu verwerthen, denn die Welt bleibt doch, wie sie nun einmal ist.

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten Sepp, bis Barthle mit seinem Bohrer ihm schnellen Schrittes entgegen kam. Den Sepp nahm es fast Wunder, „daß der wie ein Zornwetter Gottes Daherfahrende noch bei jeder Krümmung des Weges kehrum machte, statt schnurgrad auf ihn herunterzufahren wie der Blitz auf den Baum und der Teufel auf die Ketzer.“ Die ganze Welt hätte Sepp zum Zuschauen gewünscht, als der von der Hexe so arg in den April geschickte Frömmler ihm schon von Weitem verächtliche Blicke zuwarf. „Heiliger Wendelin und Martin,“ lachte er, „wie wird der gute Mann erst Augen machen, wenn er erfährt, wie ich über ihn spotte und was ich für ihn unternahm.“

Aber jetzt wollte Sepp dem Barthle noch kein Wort gönnen. Des Lachens aber konnte er sich nicht enthalten, als derselbe, ihm einen wüthenden Blick zuwerfend und sichtlich bemüht, einer erwarteten Anrede zu entrinnen, neben ihm vorbeistürmte. Dem Freimaurer kam die in Barthles ganzem Wesen sich äußernde Furcht ungemein lächerlich vor, denn er hielt sich selbst für die Ursache derselben, nicht die immer häufiger vom Felsen niederstürzenden Eismassen, an die er gar nicht mehr dachte. „Es muß mit deiner Frömmigkeit nicht weit her sein, daß du dich vor so einem Zauberer fürchtest,“ murmelte er und schritt lachend vorwärts.

Barthle machte sich heim, so schnell er konnte, um den in der holzleeren Gegend des Vorsaßweges vermuthlich bald losbrechenden Lauinen noch rechtzeitig zu entrinnen. Einen andern ihm Begegnenden würde er gleich auf die bemerkte Gefahr aufmerksam gemacht haben, dem Sepp aber hätte er einen Beinbruch oder sonst so einen kleinen Denkzettel nicht übel gegönnt. Heute kam der Freimaurer gerade recht, um deutlich zu sehen, was er anrichtete. Gefährlich wars freilich, aber der war immer klüger als Andere, und wenn er noch nicht wußte, wie gefährlich er den Weg gemacht hatte, so wars Zeit, daß er das erfuhr.

An die verhexte Kuh dachte Barthle nicht mehr, bis zu seinem Hause beschäftigte sich der glücklich Entronnene mit dem Freimaurer und stellte sich lebhaft vor, wie die Eisklumpen herunterstürzten; doch Sepps teuflisches Lächeln ärgerte ihn noch zu sehr, um sein Schweigen zu bereuen.

Daheim angekommen, eilte er gleich auf den Dachboden, um die vor den ungläubigen Kindern wohlverwahrte Johanneswurzel zu holen.... Eine halbe Stunde später kam er todtenbleich und an allen Gliedern zitternd mit leeren Händen wieder zurück.

Er hatte Klausmelkers Brief gefunden, überflogen, dann an die Helle tretend mit unsicherm Blicke durchbuchstabirt und zerrissen. Lange stand er wie leblos, wo er gestanden, als er las, dann wankte er in den Stall — weniger, weil er sich um die Kuh kümmerte, als weil

er jetzt allein — im Dunkel sein wollte. Das Thier war todt, doch das kümmerte den Barthle nicht mehr. Alles konnte zum Teufel gehen, da er doch an nichts Freude erlebte. Darum also war auch Franz nicht zu Hause — und Mariann wußte auch von allem. O, die Hexe hatte den Unheilstifter längst gezeigt. Bärthle meinte den Sepp, von dem alles Unheil kam, wieder neben sich stehen zu sehen, gerade so teuflisch lächelnd, wie da er neben ihm vorbeischritt, und er hätte wüthend werden mögen, über sich selbst, daß er ihn nicht hinausstieß und mit dem Bohrer überwerchte*), bis kein Dokter mehr ein menschliches Wesen in ihm zu erkennen im Stande war.

Barthle konnte nicht mehr ruhig bleiben. „Wenn der Teufel mir jetzt begegnete —“ rief er den Stall verlassend, hielt aber plötzlich inne und fragte den noch immer vor dem Hause auf- und abschreitenden Gemeindediener, indem er auf dessen Gewehr zeigte: „Hast — ist der Lärmer da geladen?“

„Versteht sich.“

„Ich geb dir einen Gulden, wenn du brechen lassest.“ —

Es blitzte — und fürchterlich schwoll der Knall die Berge hinauf, fuhr droben hin und her, schien sich bald zu verlieren, bald wieder näher zu kommen. Nein, das war nicht mehr der Wiederhall! Da und dort und

*) werchen, arbeiten.

dort stob, fuhr, krachte, donnerte der Schnee herunter, grau und schwarz von mitgerissener Erde und zermalmten Gewächsen. Die da und dort noch vereinzelt stehenden Tannen sah man zusammenbrechen, der ganze Berg schien auseinander fallen zu wollen. Immer näher donnerte es und immer fürchterlicher gegen Morgen und gegen Abend; sogar auf der Schattenseite rutschten schwarze Massen herunter, wie ein ausgerissener Wildbach.

Barthle hätte sicher nicht ärger gezittert, wenn er selbst noch auf dem Weg ins Vorsaß gewesen wäre, und dort das alles gesehen und gehört hätte. Mit beiden Händen das Gesicht bedeckend ging er endlich, da es wieder stiller wurde, in den Stall und schlug die Thüre hinter sich zu. Stunden vergingen und er öffnete nicht. Noch immer hörte er das Krachen des Schusses und sein fürchterliches tausendfältiges Echo, in dem er den Nothschrei des Freimaurers zu erkennen vermeinte. Nun der war in Gottes Hand gewesen, er mochte sich gerettet haben oder nicht. Binnen kurzer Zeit würde der Schnee doch losgebrochen sein. „Nein, dem Ketzer, dem Verführer, dem Teufel geschieht recht, es mag ihm gehen, wie es will!“ rief er immer lauter, als ob jemand da wäre, der das Gegentheil behauptet hätte.

Jetzt rüttelte Mariann an der innen geschlossenen Stallthür und rief: „Vater, thut auf, der Metzger ist da!“

„Er soll nur wieder gehen!“

Das war alles, was das Mädchen auf seine Bitten und Fragen hörte.

Der Metzger ging kopfschüttelnd heim. So ein Fall war ihm noch nie vorgekommen. Allerdings gehörte das Fleisch der gefallenen Kuh den Armen, für die Gott von Wohlhabenden zuweilen nach einem alten Glauben durch den Tod ein Opfer fordern läßt; aber warum nun Barthle den schönen Bissen noch in der Haut verderben lassen wollte, während andere, und auch viel minder fromme Bauern von Herzen froh sind, wenn gleich aufgeräumt wird, das konnte er nicht anders erklären, als durch die Annahme, Barthle müsse durch den Unfall ganz aus dem Häusle gekommen sein. „Das nun war so einer, der Andern immer seine Gleichgültigkeit gegen das Zeitliche sehen läßt; wenns ihm aber selbst an die Haut geht, dann zappelt er noch ärger als die Andern," murmelte der Metzger und lächelte über die reichen frommen Bauern.

Der auf Hansmicheln wartende Gemeindediener lief noch immer vor dem Hause auf und ab, jedem Vorübergehenden erzählend: „Er sei beauftragt, den Mann gleich zum Vorsteher zu nehmen und mit seinen Mädchen durchaus nicht mehr reden zu lassen, damit keine Lügen mehr zusammengeschmiedet werden könnten. Die Gensdarmen hätten nämlich heut in seinem Haus ein liederliches Weibsbild gefunden, mit dem der alte hungrige und durstige Sünder schon allerlei schlechte Geschäfte gemacht zu haben scheine."

Der Gemeindediener traf aber bald keine Zuhörer mehr. Es hatte tüchtig zu schneien angefangen und er wollte sich, da er noch nicht einmal jauchzen

hörte*), in Barthles Stube begeben, als er einige Männer mit weißgeschneiten Heubürden langsam ins Dorf herausfahren sah. Der heute ungewöhnlich früh eingetretenen Dämmerung wegen waren die schweigend Näherkommenden noch nicht zu erkennen, doch nahm der Gemeindediener an, heut habe nur der Barthle Leute ins Feld geschickt und es müßten daher diese jetzt zurückkommen. „Sie kriechen daher wie die Schnecken," bemerkte er den sich Barthles Hause Nahenden entgegengehend. Es war wirklich sonderbar, mehr als ein halbes Dutzend Heuzieher, die doch sicher die großen Branntweinsteine des reichen Arbeitgebers nicht vergessen hatten, so still und langsam ins Dorf und zu den Ihrigen zurückschleichen zu sehen. Schon waren sie Barthles Hause so nahe, daß jedes ihrer Worte dort hätte verstanden werden müssen, aber noch immer hörte man nichts als das Rauschen der schwergeladenen Schlitten im neugefallenen Schnee und endlich auch ein schmerzliches Stöhnen, welches von einer der letzten Bürden herzukommen schien.

„Fehlt etwas?" frug der Gemeindediener.

„Ja," scholl es von allen Seiten, „holt geschwind den Dokter!"

„Und den Pfarrer!"

„Und sagts den Eigenen!"

„Was?"

---

*) die wiederkehrenden Heuzieher, die sich so anmelden aus der Ferne.

„Macht ihm erst ein Bett und dann fragt!“

Jetzt kam auch Barthle aus dem Stall. „Hat — fehlt — ist einer unter eine Lauine gekommen?“

„Nein.“

„Gott Lob und Dank im hohen Himmel!“

„Hin ist hin; da gibts nicht viel zu loben und zu danken,“ murrten die Heuzieher und erzählten dann, wie der Hansmichel in betrunkenem Zustand überfahren worden sei. Sein Kopf sei so fürchterlich zugerichtet, daß er den Morgen schwerlich noch erleben werde.

Als der Gemeindediener, der schon einige Schritte gethan hatte um den Dokter zu holen, das erzählen hörte, blieb er stehen und überlegte, daß er sich nun von seiner Gutherzigkeit nicht mehr übertölpeln lassen dürfe. Er war dumm genug gewesen, daß er den Hansmichel nicht schon anzeigte, als er, nach offenen Lichtern*) spähend, erfuhr, daß die alte Hexe sich Wochen lang bei ihm aufhalte. Wäre er nur damals nicht so einfältig gewesen, sich vor Hansmichels in der Gemeinde fast allmächtigen Verwandten zu fürchten, so hätte er heute die lange Epistel der Gensdarmen nicht hören müssen. Jetzt hieß es vor allem seine verdammte Schuldigkeit thun. Wenn der Spitzbube wirklich dem Tode so nahe war, so galt es nun, ihn noch mit List oder Gewalt zum Reden zu bringen. Ja, das war jedenfalls das Wichtigste, was ein Mann in der Stellung des Gemeindedieners jetzt zu thun hatte, um sein wackelndes Ansehen wieder zu be-

*) im Stalle.

festigen. Gehoben und getragen von dem Gefühle der Wichtigkeit seines Amtes eilte er zurück, schob die Umstehenden bei Seite und sagte: „Hansmichel! Es ist vor allem zu reden. Du hättest mit mir aufs Gericht gehen sollen, um zu gestehen, was du mit der Zigeunerin zu thun hattest, die gestern bei dir übernachtete, und die man heut in deinem verrufenen Hause fand. Nun, das ist vorbei, wenn es so mit dir steht, aber du wirst doch nicht ohne Bekenntniß hinabfahren wollen?"

„Ach," stöhnte Hansmichel, „die Hexe — die kann mir nicht helfen — die kann gar nichts und weiß nichts, wenn ich ihr nichts mehr sage, und ich sag' ihr nichts mehr — nie mehr, wenn ich wieder gesund werde, das versprech ich!"

„Er weiß nicht, was er redet," bemerkten einige.

Hansmichel mußte das gehört haben, denn er sagte: „Ich weiß alles, wie sie mich Noth leiden ließen, und nun brennts wie Schnaps und sie haben mir Salz in die Wunden gerieben."

Jetzt kam Mariann und sagte, daß sie dem Unglücklichen endlich in der warmen Stube ein Bett gemacht habe.

„Warum in unser Haus?" frug der herbeieilende Vater. „Ich will kein Blut an meinen Wänden von dem, der mit der ärgsten Betrügerin betrog und theilte."

Ein unwilliges Gemurmel durchlief den immer noch wachsenden Kreis der Umstehenden, Mariann aber trat zum Vater und sagte bittend: „Er sollte noch beichten, wenn der Pfarrer kommt."

„Ja, das soll er," sagte Barthle und ging wieder in den Stall, wo es jetzt dem Gebrüll der Kühe gelang, den Bauer daran zu erinnern, daß sie das Abendfutter noch nicht erhielten.

Er war froh, daß er noch etwas zu thun hatte; bei der Arbeit war ihm noch immer wieder wohl geworden.

Der Pfarrer kam noch früh genug, um die Beicht des Unglücklichen zu hören, der Dokter aber, der nicht zu Hause gewesen war, als man ihn haben wollte, kam zu spät. Hansmichel war gestorben.

Der bei Hochzeiten und Todfällen vorkommenden Bräuche sind so viele, als ob es nur darauf abgesehen wäre, die dabei Betheiligten keinen Augenblick sich selbst zu überlassen. Ein Haus, in dem sich eine Leiche befindet, steht jedem offen und die Bewohner haben keinen Winkel, wo sie nicht jeden Augenblick von Betenden und solchen, die den Todfall und seine Folgen des Langen und Breiten besprechen, gestört, beobachtet und zum Reden gezwungen werden. Mariann hätte es wol auch gern gesehen, wenn Hansmichels Leiche in sein Haus getragen worden wäre; aber seine Kinder meinten, hier in der großen Stube hätten mehr Leute Platz zum Beten. „Er werde das nöthig haben," jammerten sie. So sterben sei fürchterlich und fürchterlicher sei es nur noch, wenn man denken müsse, daß man daran mehr Schuld habe als er selbst. Allen in der Stube wurden die Augen naß, als Hansmichels Kinder öffentlich bekannten, wie gräulich sie am Vater gefrevelt, wie sie im Unfrieden mit ihm ge-

lebt und ihn durch ihren Geiz und ihre Hartherzigkeit gezwungen, noch in den alten Tagen sich als Taglöhner das ihm Unentbehrliche zu verdienen. Alle anwesenden Aeltern erzählten ihren Kindern schaudernd, was Hansmichels Söhne und Töchter bei seiner Leiche gesagt hätten.

Mariann hatte alle Hände voll zu thun. Sie sollte für die trotz dem draußen tobenden Sturm schon scharenweise kommenden Beter Stühle oder Bänke in die Stube tragen und nebenbei auch die hungrigen und müden Heuzieher versorgen. Es ist wol nicht zum Verwundern, daß das Mädchen in diesem furchtbaren Durcheinander nicht mehr an den Sepp dachte, obwol es von seiner Zurückkunft aus dem Vorsaß noch nichts gehört hatte.

Desto mehr dachte jetzt Barthle an ihn, denn diesem gelang es immer weniger sich zu beruhigen, indem er den Freimaurer dem Schutze Gottes empfahl. Als er durchs kleine Stallfenster beim unsichern Schein der von Mariannen herbeigebrachten Laternen den Blutenden sah, da dachte er: „Das ist Sepp und du bist sein Mörder!“ Es war dann freilich ein Anderer, aber — wo blieb Sepp? Barthle war nicht mehr der alte, seit er Blut sah. Wie mußte es dem vielleicht von keinem guten Engel beschützten Manne gehen in dieser schrecklichen Nacht, wenn er noch nicht zurückgekommen war. Barthle wollte eben zum Hause Sepps eilen und fragen, ob Mari nichts von ihm wisse, als Hansmichel gestand, daß er mit der Hexe ihn und das ganze Dorf betrogen habe. Jetzt kam es dem Barthle vor, ob nur diese zwei Elen-

den ihn so gegen den guten Nachbar aufgebracht hätten, und sein Schamgefühl, seine Furcht, das Schlimmste zu erfahren, ließen ihn keinen Schritt mehr thun gegen das Haus des von ihm so lieblos, so ungerecht verurtheilten — und vielleicht in blindem Haß gemordeten Sepp. Doch auch in seinem Stalle, wo er sonst schon so manches Widerwärtige verwerchte, war's heute nicht auszuhalten. Das Schellengeläute der Kühe, denen er hastig das Futter in die Krippen warf, klang wie die Sterbeglocke und wurde nur überdonnert vom Krachen der niederstürzenden Lauinen, welches ihm noch immer schrecklich in den Ohren lag. Zitternd am ganzen Körper setzte er sich nieder, und immer schwerer legte sich's auf ihn und um ihn, daß er sich nicht mehr regen und nicht mehr bewegen konnte. Er athmete wie ein von gräulichen Träumen Gequälter; nur wenn wieder ein Windstoß das Haus erschütterte, fuhr er auf, als ob er fürchte, daß es über ihm zusammenstürzen werde.

Barthle litt fürchterlich und doch wußte er noch nicht, daß Sepp eigentlich für ihn ins Vorsaß ging, daß er in dem Sack, den er mittrug, auch für seine Kuh etwas zu bringen gedachte.

Das sollte der fromme Mann erst nach der Rückkehr des Verhaßten erfahren . . . . .

Als Sepp neben ihm vorbeischritt und sich in Gedanken neben ihn stellte, da fühlte er sich wieder einmal groß und stark, so daß es nicht zum Verwundern ist, wenn er die ihm drohende Gefahr gänzlich vergaß.

Es ist ein eigenes Ding mit wohlberechneten Leuten.

Wenn sie einmal von einer Leidenschaft erfaßt werden, so rennen sie zehnmal ärger drein als andere, gerade ob alle Kräfte des Leibes und der Seele sich zusammendrängten, wie das Wasser in einem Riß der zur Verstärkung des Flötzbachs gebauten Wasserstube. Es war keine Kleinigkeit für den doch schon ziemlich alten Mann, so ganz allein ins Vorsaß zu gehen, wenn auch der Weg dahin jetzt nicht gerade schlecht war. Zudem ging es schon gegen Abend, und er durfte sich nirgends lange aufhalten, wenn er noch vor dem Avemarialäuten wieder daheim sein wollte. Das wußte Sepp auch ganz gut und um so schneller lief er vorwärts. Kaum gönnte er sich das Vergnügen, dem guten Barthle einen Augenblick nachzuschauen. Gleich drehte er sich wieder und noch rascher hinaufschreitend murmelte er: „Nein, das ist doch schön, das sollte alles sehen, wie der gottlose Freimaurer dem frommen Wundermann mit dem Bohrer begegnet.“ So wohl war dem Sepp lange nicht gewesen als jetzt, und in den letzten Jahren ging er selten so leicht abwärts, als er jetzt den in vielen Krümmungen sich emporwindenden Weg hinaufschritt. Schon hatte er das letzte Mal rechts um gemacht und war bereits mitten in der sogenannten Riese, die die Grenze des Vorsasses bildete, als ein eigenthümlicher Knall plötzlich alles erschütterte. Sepp stand erschrocken still. Es war ihm, ob er den Widerhall in den Höhen herumfahren sehe. Ueberall fiel auch droben auf den noch weniger erwarmten Bergen der Schnee aus den Tannen, das Klirren des vom Felsen niederstürzenden Eises mischte sich in das

tausendfach donnernde Echo. Jetzt rieselte, rollte es daher und schwoll und schwoll.

Sepp lief so schnell er konnte, so schnell es einem von Todesangst Getriebenen nur möglich ist, aber es war zu spät. Der eigentlichen Lauine zwar hatte er noch entrinnen können, doch vor und hinter ihm surrten ofengroße Schneemassen vorbei. „Es ist aus!“ war Sepps einziger Gedanke — ein Mark und Bein durchdringender Schrei — dann war nichts mehr zu sehen von ihm und nichts mehr von der Stelle, wo er noch vor einem Augenblick gestanden.

Noch lange krachte es oben und unten; doch der bewußtlos in der Tiefe Liegende hörte nichts mehr davon. Glücklicherweise war die Stelle, wo er auf den schon hinabgestürzten Schnee geworfen wurde, gerade am wenigsten gefährlich. Etwa eine halbe Stunde blieb der an Händen und Füßen Blutende regungslos liegen und schon fing der hinter der Lauine anschwellende Bach sich roth zu färben an, als Sepp, der die kalte Nässe fühlen mochte, durch eine unwillig abwehrende Bewegung mit der unter dem Kopfe hervorgezogenen Hand das erste Lebenszeichen von sich gab. Es war ihm, ob etwas ungemein schwer auf ihm liege, und je mehr er das abzuschütteln sich bemühte, desto weher that ihm jedes Glied. Er wollte sich nun auf die andere Seite drehen, aber gleich stieß er an etwas Steinhartes, daß er hätte aufschreien mögen vor Schmerz. Er blieb nun ruhig liegen und würde bald wieder in den früheren Zustand versunken sein, wenn nicht das Rauschen des mächtig angeschwol-

lenen Baches, der plötzlich einen Ausweg fand, seine Neugierde geweckt hätte. Eine leise Erinnerung an das zuletzt Erlebte war bald erwacht. Hastig fuhr er auf, ohne noch auf den Schmerz zu achten, den er dabei empfand, und rieb sich erschrocken die Augen, die er offen zu haben meinte. Jetzt endlich glaubte er feurige Funken auf sich niederfahren zu sehen, zu fühlen, wie sie ihm die Hände verbrannten. Doch nein, das war ja nur Schnee; hageldicht stürzte der auf ihn herab, viel tausend Flocken auf einmal, und sonst war alles so still und starr und öd' und theilnahmlos, als ob kein lebendiger Mensch hier sei, blutend und so schwach, daß er sich ohne Hülfe schwerlich zu retten vermochte. Vergebens strengte Sepp seine Kraft an, um sich aufzurichten, seine Füße waren zu schwach, sein Rücken zu zerschlagen, so daß er nur kriechend sich vorwärts zu bewegen vermochte. Vorwärts — und wohin? Da droben brüllte der Sturm wie eine Kuh — wie die Kuh des Barthle. Ja richtig, das war der Handel gewesen. Er hatte für die Kuh bis ins Vorsaß hinein gehen wollen, war schon in der letzten Riese gewesen, da — ja, da war er heruntergefallen vor langen langen Stunden. So erinnerte Sepp sich nun bald an alles und war im Stande, das Schreckliche seiner Lage zu begreifen. Er war schon ziemlich weit neben dem Bache hinauf gegen das Vorsaß gekrochen, als er, alles erwägend, sich fragte, was er heute noch thun könne. Wol hörte man jetzt nur selten eine Grundlauine, aber es war doch nicht möglich, ins Dorf zu gelangen. Ins Vorsaß dagegen hätte ein Gesunder nur eine Viertelstunde

zu gehen gehabt. Sepp dachte nicht daran, daß der Weg aus dem Vorsaß ins Dorf morgen, übermorgen und noch manchen Tag gefährlicher sein könnte als heute. Er wollte nur fort von hier, um bald sicher und warm ruhen zu können, weiter dachte der noch immer Zitternde nicht. Durch die Vertiefung, die der neben seiner Hütte vorbeifließende Bach gemacht hatte, war es möglich, ins Vorsaß zu kommen, wenn keine Lauine mehr ins Tobel schoß und Sepp nicht früher ermüdete. Der auf dem eingefrorenen zugeschneiten Graben langsam Aufwärtskriechende fühlte es nicht mehr, wenn der harte Schnee die erstarrten Hände von Neuem verwundete, er sah nichts als die von ihm hinterlassenen Blutspuren, hörte nichts als das Tosen des Baches unter ihm, wenn dieses ihn auf ein in der Nähe ihm entgegen gähnendes Loch in der Eisdecke aufmerksam machte. Oft schon hatten die fast ganz geblendeten Augen die Vorsaßhütten zu erkennen geglaubt, aber immer waren es nur wieder häuserhohe Schneemassen gewesen, die jetzt den doch der Gegend so Kundigen zu täuschen vermocht hatten.

Endlich, als schon die meisten der von ihm hinterlassenen Blutspuren wieder eingeschneit waren, hatte der Todmüde die langersehnte Hütte erreicht. Zuerst lag er eine Weile ausruhend vor der Thüre, dann kroch er in den Stall, um den dort versteckten Schlüssel zu holen.

Noch keine Musik hatte Sepp so gerne gehört als jetzt das wohlbekannte Knarren der aufgehenden Hüttenthür. Freilich war es kalt da drinnen, aber man war doch sicher und auf dem Herd lag neben kleingespaltenem

Holz ein ganzes Päcklein Zündhölzchen, das wußte Sepp ganz bestimmt, obwol er noch nichts davon sah; denn sein Weib — die gute Mari — hatte noch jedesmal, bevor sie die Hütte verließ, alles zum Feuermachen Nöthige ordentlich hergerichtet, „da man gar nie wisse, wie und wann jemand in eine Noth komme.“ — Sepp hatte oft über diese Gewohnheit gelacht, indem er meinte, es werde doch selten Fälle geben, wo einer in eine Vorsaßhütte einbrechen und Feuer machen müsse. Jetzt aber dankte er dem guten Weibe für diese und alle menschenfreundlichen Gewohnheiten. „Sie ist doch die Beste unter allen,“ sagte er wehmüthig und tastete mit den nassen Händen nach den unschätzbaren Hölzchen. — Ha, da lagen sie! Eines nach dem andern riß er heraus, denn keines wollte brennen; in der Hast hatte er sie naß gemacht und bemerkte das erst, als er nur noch die letzten zwei Stücke in der zitternden Hand hielt. Jetzt war er übel dran, bis auf die Haut ganz kalt und naß, konnte er nicht hoffen, sie in einer Tasche zu trocknen. Verzweifelnd warf er sie zu den andern auf den Boden und starrte die trügerisch flackernden lange wehmüthig an.

Jetzt sah er ein, wie unüberlegt es war, sich noch weiter vom Dorfe zu entfernen. O, daß er doch heim zu kommen versucht hätte! Wenn er dann auch zu Grunde gegangen wäre, so würde das jedenfalls weniger furchtbar gewesen sein, als wenn er hier noch Tage auf den Tod warten und verzweifeln mußte. Um sich zu wärmen, hätt er allerdings ins Bett gehen können; aber es fror ihn ja nicht und er spürte auch keine Müdigkeit

mehr. Sicher konnte er die ganze Nacht nicht schlafen, und wenn auch: er mußte wieder erwachen, und was dann? Franz war nicht zu Hause; und wer sonst sollte den Muth haben, sich in den nächsten Tagen durch den abgeholzten Wald herein zu wagen? Wer mochte um hundert, um tausend Gulden es mit den Staublauinen aufnehmen? Ein einziger Fehltritt neben dem unmöglich noch zu findenden alten Weg mußte den neuen, noch nicht festliegenden Schnee unter, neben und ob dem Wagenden schrecklich lebendig machen. Morgen war nichts zu hoffen, übermorgen —! Der an sichere Rechnungen Gewöhnte schauderte, sich so den Launen des Wetters preisgegeben zu sehen. „Da," rief Sepp fast wüthend, „da hat's jetzt der Freimaurer, daß er den Wald ausraubte," werden die behaglich daheim Sitzenden sagen. „Nun soll er sich für sein Geld einen Narren kaufen, der für ihn das Leben wagt und verliert." Herrgott und sie haben recht, wenn sie so sagen; ich ginge auch nicht und keiner geht! .... Jeder will gern leben, so lang es zum Aushalten ist ... aber dann — dann? Wenn man dort nichts sieht, als ein Leben voll Kampf, Krieg, Unfrieden, Vergiftung aller Freuden und Hoffnungen, wenn die liebsten Pflanzen Gift tragen, und hier vor sich Hunger und Verzweiflung, eine Stunde schrecklicher als die andere bis zur furchtbarsten letzten ...

Aufgeregt bis zur Verzweiflung tastete er mit den starren Händen an der Wand herum und suchte Franzens kleine Flinte. Vielleicht war sie geladen ... Jetzt fiel ihm der Strick in die Hand, an dem gewöhnlich die

Doppelwage aufgehängt wurde. Lange hielt er ihn in der starren Hand und schlang ihn dann mit furchtbarer Ruhe um den Hals. „Nun ein Sprung ins Kellerloch hinab und alles wäre aus, der Strick wird schon halten, gute Arbeit und guter ....“

Sepp hatte den Hals aus der Schlinge gerissen und lag jetzt wie ein vom Blitz Getroffener auf dem Boden.

Doch nicht lange lag er so da. „Der Seiler würde das nicht gethan haben,“ rief er auffahrend, sprang ins Bett und zog die Decke über die Ohren, wie Kinder, die sich fürchten. Er stellte sich vor, was man wol gesagt haben würde, wenn man ihn — so gefunden? Aber nicht nur an die Gegner dachte er, deren Urtheil er bestätiget hätte, all der Lieben und Guten gedachte er, die ihm auf seinem Lebenswege jemals freundlich begegneten. An seinem Bette glaubte er zu sehen sein Weib, Franzen und viele, viele, die es gut mit ihm meinten, obwol er sie immer für seine Feinde hielt. Und nun plötzlich fühlte er sich wieder allein, so, wie er sich immer gedacht hatte, fern von Menschen, die er nur verspottete und quälte. O, wie war es so leer in ihm und um ihn! Gar nichts hatte er, woran er sich halten konnte. Er war allein, ganz allein.

Jetzt glaubte er das Bild seiner vielgeplagten, kummerbleichen Mutter zu sehen, wie sie oft vor ihm stand und feierlich ausrief: Sepp, es gibt eine Vergeltung, eine innerliche wahre, das Aeußerliche aber ist Schein!

Und wie damals fuhr ein heiliger Schauer über ihn.

Und wie damals begann er zu beten.

Ja, Sepp betete und hörte bald nichts mehr von dem Sturm, der die Höhen und Tiefen durchbrauste; in ihm hatten sich die Stürme gelegt und es war ruhig worden und still.

Ich will leben und das Menschliche voll und ganz ertragen, ob hier, ob daheim, bleibt sich ja gleich.

Das waren Sepps letzte Worte, die er laut und feierlich aussprach.

Die ihn umschwebenden guten Geister winkten ihm freundlich zu, und nur noch der Engel des Schlafes blieb bei ihm zurück.

Neuntes Kapitel.

Erlösung.

Barthle hatte keine so ruhige Nacht wie Sepp. Wäre auch die Unruhe wegen Hansmichels Leiche, das Kommen und Gehen, Fragen und Erzählen derer, die den Psalter mitbeten wollten, nicht gewesen, hätte auch der Sturm aufgehört, der jeden Augenblick von Neuem das Haus erzittern machte: Barthle würde doch schlaflos im Stall auf der Streue gelegen sein, und nur um so lauter hätt' er dann das Stöhnen des Sterbenden und das ihn wie ein Wehschrei der Natur durchschauernde Donnern der Lauinen zu hören geglaubt. Doch auch jetzt hörte er mitten im Lärm der Menschen und der Elemente immer wieder Sepps letzten bängsten Nothschrei. Und wenn auch ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit ihn gerettet hätte, er, Barthle, blieb darum doch ein Mörder. Nie, nie hatte der Freimaurer etwas gethan, was nur im Entferntesten mit dieser Unthat zu vergleichen gewesen wäre.

„Jesus Maria und Joseph!“ schrie Barthle aufspringend, als ein Windstoß, gewaltiger als alle die bisherigen, den nur auf der einen Seite schwer mit Schnee bedeckten kleinen Heustadel neben dem Hause niederwarf. Schon als Kind hörte er oft erzählen, Sturm und Wetter seien im Ganzen Wohlthaten Gottes, und nur wenn die Natur über einen menschlichen Frevel erschaudere, würden sie verderblich. Nur dann reiße der Sturm der Menschen Wohnungen nieder und brenne der Blitz Dörfer und Städte ab, wenn einer dieses Geschlechts den Zorn der Elemente auf alle geladen, wenn ein Selbstmord oder ein Todtschlag verübt werde, wenn man einen ungerechten Krieg anfange, oder — wie er heute — etwas thue, was zum Himmel um Rache schreie. Ha, vielleicht war heute seinetwegen die ganze Schöpfung empört! —

Es war auf einmal furchtbar still und Barthle hörte das Gespräch mehrerer, die sich eben seinem Hause näherten. Ihre Stimmen klangen ihm ganz fremd und eine wie die andere. Doch jetzt hörte er eine, die er aus tausenden heraus erkannt haben würde — Mariens Stimme — und er hätte taub und stumm werden, versinken, sterben mögen, als er sie hart vor dem Hause nach ihrem Manne fragen hörte.

Mari, der die Feindschaft ihres Mannes und Barthles nicht nur wegen Franzens Liebschaft schon viel Kummer und Herzleid verursachte, begrüßte den Gemeindediener, der Nachmittag den Sepp zu holen kam, wie einen Boten des Friedens und der Versöhnung.

Sie wußte wol, daß ihr Mann sich nur zum Gehen bereden ließ, weil er vor Kurzem den Barthle mit seinem Bohrer dem Walde zuschreiten sah; aber „es konnte doch anders werden," meinte sie und das lange Ausbleiben Sepps bestärkte sie in der Hoffnung, daß die Beiden sich dann endlich doch noch die Hand reichen und das Vergangene vergangen sein lassen würden. Was auch immer unterdessen in ihrem Hause vorgegangen wäre — sie würde es nicht für wichtig genug gehalten haben, den Mann heim zu wünschen oder gar zu holen; geschweige denn einzig wegen der Stallarbeit, zu deren Verrichtung sie bald einen jungen Burschen aus der Nachbarschaft gefunden hatte.

Auch jetzt noch kam sie weniger, um sich nach ihrem Manne zu erkundigen, als um für den so schnell verstorbenen Hansmichel zu beten. Froh und sorglos klang — außer Barthle — jedem ihre Stimme, als sie die ihr unter der Hausthür begegnende Mariann fragte, ob „Sepp noch immer im Stall sei."

„Ist er noch nicht heimgekommen?" frug das Mädchen erschrocken zurück.

„Heim —" stammelte Mari, „er muß da sein!"

„Nein, er wollte ins Vorsaß, um etwas zu holen für unsere kranke Kuh."

Jetzt vermochte Barthle, der das ganz gut gehört und verstanden hatte, nicht mehr ruhig zu bleiben. Langsam, wie wenn eine Centnerlast auf ihm läge, wankte er daher und hohl wie aus einem Grabe klang seine Stimme, als er ausrief: „Heiliger, Gerechter! für unsere kranke

Kuh — für die unsere? Und ich bin sein Mörder! Ach, ihr guten Leute, der Sepp wird nicht mehr kommen — nie mehr!“

„Das glaub' ich auch,“ sagte trocken ein Heuzieher. „Wer heut auf der Sonnenseite hinein wollte, der kommt nicht mehr zurück. Der Schuß, den irgend ein Esel abfeuerte, hat alles lebendig machen müssen.“

„Das hab eben ich gethan,“ bemerkte, sich angegriffen fühlend, der herzutretende Gemeindediener. „Ich darf schießen, wann ich will und der Barthle da hat mir überdieß noch einen Gulden dafür versprochen.“

Alle starrten erschrocken den zitternd und bleich dastehenden Barthle an, nur Mari war auf die Thürschwelle niedergesunken und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Noch war sie die einzige, die — als sie wieder zu denken vermochte — nicht an die Unthat Barthles dachte, sondern an die Rettung ihres Gatten. Mit einer ungeheuern Kraftanstrengung sich aufrichtend rief sie: „Und wir sind noch da? Rettet, helft, kommt!“

Alles blieb ruhig und still — gerade so, als ob eben ein Mensch im Todeskampf liege. Die Anwesenden hörten nichts als das Pochen ihres Herzens.

Mit einer Stimme, die selbst Franz kaum noch als die seiner Mutter erkannt haben würde, sagte Mari: „Schon oft habt ihr viel, alles gewagt für einige Kreuzer, nun gilts ein Menschenleben zu retten.“ — Und als noch immer alles wie angefroren blieb, fuhr sie bittend fort: „Oder wenn euch das nicht genug ist, euer Blut heiß zu machen, wenn kein Herz in euch anderer Men-

schen Leid mitempfindet, so nehmet alles, was wir besitzen und bringt ihn zurück. Einen bessern Taglohn habt ihr noch nie verdient."

Ein unwilliges Gemurmel ging durch die Menge. „Da hört ihrs!" hieß es; „man macht uns noch Vorwürfe darum, daß wir es so schlimm haben und oft wegen Kleinigkeiten das Leben wagen müssen. — Sie soll ihren Bettel nur behalten."

Jetzt trat der Senn hervor und mit den Worten: „Verarget doch der Armen diese Uebereilung nicht!" machte er dem Murren der sich gekränkt Fühlenden ein Ende.

„Was ist zu thun?" fragte man überall.

„Es handelt sich darum, den Sepp zu retten," sann der Senn; „doch das geschieht noch nicht, wenn wir schon uns gleich auf den Weg machen."

„Das wär in dieser Nacht unmöglich!" riefen Mehrere.

„Ja, das weiß Jedermann; ich glaub' auch, daß das gar nicht nöthig sei. Ist Sepp in diesem Augenblick nicht sicher im Vorsaß — mein Gott, dann werden wir lang suchen können. Ist er aber in der Hütte —"

„So wird er nun wol einmal auf die dummen Bauern hoffen und warten lernen," riefen mehrere, ohne jedoch den Beifall der Menge zu gewinnen.

„Der Senn soll reden," hieß es.

„Das Meine ist bald gesagt; ich hoffe ihn morgen in der Hütte anzutreffen."

„Wenn dich nicht eine Lauine in den Abgrund wirft."

„Ich wage!“ rief der Senn entschlossen.

„Man läßt dich nicht allein fort, ich geh mit!“

„Ich auch!“

„Und wir auch!“

„Also morgen, sobald es hell ist,“ riefen etwa zwanzig Männer zusammentretend und sich die Hände reichend.

„Ja, morgen,“ sprach der Senn feierlich, „und bis dahin möge Gott ihn bei Trost erhalten, möge ihn stärken und ihm Vertrauen einflößen, er mag sich in der öden kalten Hütte befinden oder unter haushoher Schneelast nach dem letzten Athemzug ringen. Ihr, die ihr da sicher steht mitten unter euern Lieben, betet für ihn um Ausdauer und Geduld!“

Die Häupter aller Anwesenden entblößten sich. So war ihnen sogar in der Kirche noch nie zu Muthe gewesen. Feld und Baum und Wald schienen zu lauschen, der Sturm schwieg und ein sanftes Lüftchen trug die laut gebeteten fünf Vaterunser weit über das Dorf hinaus.

Barthle konnte die drei Rosenkränze für Hansmicheln nicht mehr mitbeten. Er mußte sich niederlegen und schlief endlich ein, um bei jedem Windstoß aufs Neue zu erwachen.

Mariann saß schaudernd neben seinem Bette.

Wie Mari die Sturmnacht — die schrecklichste ihres Lebens — verlebte, weiß nur Gott, zu dem sie die heißesten Gebete für den Gatten empor sandte, und kann nur der sich vorstellen, der während einer fürchterlichen

Schlacht zitternd und betend für seine Liebsten, Theuersten dem Donner der mörderischen Kanonen lauschen mußte. Der Senn hatte bei ihr bleiben, mit ihr wachen, sie trösten wollen; sie aber wünschte allein zu sein mit ihrem Kummer — allein mit Gott.

Als endlich die Berge und der ob ihnen liegende Nebel wieder unterschieden werden konnten, im Osten aber ein grelles Roth das Nahen des Tages verkündete, da machte sich der Senn mit seinen Freunden auf den gefahrvollen Weg und noch viele von denen, die gestern zweifelnd und zagend die Köpfe schüttelten, schlossen sich den Muthigen an. Begleitet von den Segenswünschen der Zurückbleibenden verließ der mit Grabwerkzeugen und Lebensmitteln wohlversehene Zug langsam und noch immer wachsend das Dorf.

Der Himmel begann sich aufzuheitern, die Spitzen der Berge glühten und Funken gleich glitzerte und leuchtete es überall, wo knorrige Riesentannen sich unwillig schüttelnd von der kalten Last befreien zu wollen schienen. Auf dem etwas feuchten Schnee hatte sich schon eine harte Kruste gebildet, die, vom leisesten Tritt berührt, oft viertelstundenlange Strecken mit einem fernen Böllerschüssen ähnlichen, dumpfen Knalle zusammenstürzte. Auch der muthigste Schneeläufer bleibt, wenn er dieses Warnungssignal — der Berge Nothschuß — hört, jedesmal eine Zeit lang bewegungslos stehen und heißt, bevor er wieder einen Schritt wagt, die ihm Folgenden ruhig auf sein Zeichen warten.

Früher, als Hansmichels Wald noch stand, war der

Weg ins Vorsaß nirgends besonders gefährlich, als in den sogenannten Riesen, den Schluchten, wo sich der Bergsturz — alles zermalmend seinen Weg in die Tiefe grub; jetzt aber war alles geebnet, einzelne Tannen hatte noch der Sturmwind niedergeworfen, kein Mensch sah mehr, wo sie standen, der schneebedeckte Platz glich einem glatten Bergheumahd und nur wenige würden Muth und Geduld genug gehabt haben, den alten Weg, von dem kaum noch eine Spur zu entdecken war, wie der Senn mit der Schneeschaufel in der Hand zu suchen. Die Anderen, die stets in seine sichern Fußtapfen eintreten konnten, wagten bei weitem weniger als er. Langsam und schweigend folgte einer dem andern. Jedes Wort, laut genug, um von einigen verstanden zu werden, hätte die unheimlichen Berggeister wecken können; man hörte nichts als das Geräusch der Fußtritte und bei dem langsamen Gehen hatte jeder Zeit, sich seinen Gedanken zu überlassen.

Endlich war man oben angelangt, wo der Weg links am Tobel schnurgrad durch einige Riesen ins Vorsaß hineingeht. Jetzt betrat man doch neben den Riesen, in welchen sich die Lauinen zusammenziehen, manche sichere Stelle, wo es jeder wagen durfte, die unbequemen Schneestollen von den Schuhen zu schlagen, ohne daß er von einer leise daherschießenden Staublauine weggeblasen zu werden sich fürchten mußte.

Hinter der Riese, durch welche Sepp gestern hinabgeschlagen wurde, wartete der Pfadfinder auf seine Gefährten. Die zurückgelegte Strecke aufathmend über-

schauend, wagten sie endlich wieder ein lautes Wort zu sprechen. Alle auf einmal wollten reden und nun zeigte sichs, daß aller Gedanken sich mit dem Gesuchten oder seinem Gegner — dem Barthle — beschäftiget hatten. Sie alle sahen, wie ungeheuer der Letztere gestern zu tragen hatte an seinem Kummer und wie nahe er der Verzweiflung war, und doch hatte das diese sonst zum Mitleiden so leicht zu Bewegenden nicht gerührt, sondern nur von der Größe seiner Schuld überzeugt. Heute schien ihr Unwille über den Frömmler noch gewachsen mit ihrer Müdigkeit. „Der Murrkopf," hieß es, „dem man an jedem Fasttag in einer eigenen Freitagspfanne kochen muß, damit er ja keinen Tropfen Schweinefett bekomme, hat sich nun doch auch einmal ein Zeugniß ausgestellt. Seine That gleicht ihm. Gräulich und groß, feig und berechnet. Unser Herrgott oder die verderbte sündhafte Natur sollten wieder an allem Schuld sein."

Die Gesellschaft wurde immer gesprächiger, wie das nach glücklich überstandenen Mühen und Gefahren gewöhnlich ist. Man dachte nicht, in welcher traurigen Lage sich Sepp vielleicht befinde, keiner fragte sich, was anzufangen sei, wenn man die Vorsaßhütte leer finden sollte. Man war nun einmal ins Reden gekommen und mehrere erzählten, sich gegenseitig ergänzend, lang und breit, wie sich der Tropf von der Zigeunerin habe übertölpeln lassen und welche Bedeutung daher Hansmichels Bekenntniß für ihn habe bekommen müssen. „Tadelt doch Barthles Thaten nicht so," rief der Beiknecht. „Es sind eben Anfängerstücklein von einem erwachsenen Lehr-

ling. Immer hat sich der Mann gelitten und hat gemieden*); nur wenn sich's irgendwo regte, ist er fast wüthend worden. Jetzt endlich haben wir sie einmal neben einander, den Frömmler und den Freimaurer!"

„Wenn wir sie nur neben einander hätten!" sagte der Senn sich wieder zum Gehen wendend. „Ich fürchte — seht nur, dort und da und überall ist's herunter."

Diese Worte brachten die Gesellschaft wieder auf ganz andere Gedanken. Immer schneller gings der tief eingeschneiten Wohnung entgegen und immer stiller war es geworden, bis man endlich schwitzend und durstig beim Brunnen vor Sepps Hütte anlangte. Doch keiner nahm sich Zeit, zu sehen, ob das scheinbar auf dem Schnee liegende Brunnenrohr zugefroren sei oder nicht; ihr Eifer, der erste vor der Thüre zu sein, war so groß, als ob es das Leben der Ihrigen gegolten hätte.

„Er ist da!" rief der Senn die Thüre öffnend.

„Gott Lob und Dank!" jubelten alle einstimmig, wie wenn in der Kirche die Litanei gebetet wird.

Die Thüröffnung war fast zu klein, um die in die Hütte Dringenden schnell genug aufzunehmen. Jeder wollte den Sepp sehen und hören, jeder wollte auch von ihm gesehen und gehört werden. Das und jenes hatte man einst über ihn gesagt, ihm zum Possen gethan und sich seit gestern schon oft genug daran erinnert. Gerade darum war heute mancher mit herauf. Sie alle hatten

*) sich leiden, sich geduldig, still verhalten; meiden, sich entfernt halten.

ihm ja noch manches abzubitten, und der eben in die kalte Stube eintretende Senn erschreckte sie, als er laut fragte: „Ob er wol noch leben wird?"

Hastig öffnete der dem Sennen zuvorgekommene Beiknecht die Thüre des kleinen Nebenzimmers und „er lebt!" riefen alle, die die schweren Athemzüge des Schlummernden hörten, so laut, daß dieser davon erwachte. Er versuchte vergebens sich aufzurichten und mit heiserer Stimme sagte er: „Ja, ich lebe, doch bin ich matt und starr." Sepp sagte das so gleichgültig, ob er von der Beschaffenheit irgend eines Steines erzähle.

Allmälich erinnerte er sich wieder an das zuletzt Erlebte. Feuchten Auges schaute er die besorgt sein Bett Umstehenden an und versuchte jedem die Hand zu reichen. „O," rief er dann aus, „o, das ist Gnade, das ist Glück und Liebe! Wie ein schuldloses Kind hab ich da liegen und allen Schrecken, alle Angst verschlafen können, bis die Retter mich wecken mit dem Ruf: Er lebt!"

Noch hatte keiner dem Befehle des Sennen, Holz zusammen zu suchen und eilig eine Tragbahre zu machen, gehorcht, alle wollten den Sepp sehen und hören, viele fühlten die Augen naß werden, als sie ihn so schön beten hörten.

Sepp hatte nicht nur die Schrecken der Nacht verschlafen wie Kinder ein Gewitter, auch jetzt noch, obwol bei vollem Bewußtsein, kam er vielen beinahe wie ein Kind vor. Immer von Neuem sprach er seine Freude darüber aus, so viele liebe Menschen um sich zu sehen. Die unbedeutendste Rede jedes Einzelnen freute ihn und

in der Unterhaltung mit den ihn durch Speise und Wein Erquickenden, die durchaus mithalten*) mußten, schien er seiner wunden Glieder ganz zu vergessen. Als man ihn dann auf die in der Eile zusammengenagelte Tragbahre hob, wurde er freilich wieder daran erinnert, aber schon eine Minute später begrüßte er froh den blauen Himmel, die Sonne und Berg und Wald, als ob er schon Jahre eingesperrt gewesen wäre.

Nur als man in der Riese ankam, wo ihm gestern der Tod so fürchterlich nahe war, flüsterte er ängstlich: „Seht ihr, gerade da bin ich gewesen, als es knallte unten und oben und überall. Gebt doch Acht, daß uns nichts mehr geschieht."

„Sei unbesorgt," beruhigte der Beiknecht. „Heut schießt der Barthle nicht mehr, denn er liegt krank im Bett."

„Hat Barthle gestern geschossen?" fragte Sepp.

Die andern Bahrenträger winkten dem Beiknecht Schweigen zu, der aber schien das nicht zu achten und erzählte: „dem Gemeindediener hat er einen Gulden versprochen, wenn er knallen lasse. Seinetwegen bist du dem Tode so nahe gewesen."

„Nein," erwiederte Sepp mit schwacher Stimme, „nicht Barthle, sondern ich selbst, meine Glaubensarmuth und Hoffnungslosigkeit hätt mich fast umgebracht. So geht's — fing er nach einer Pause wieder an, wenn man weder Gott noch den Menschen traut," und nun gab

---

*) theilnehmen.

er eine Schilderung vom Zustand eines solchen Menschen, wurde so offen und warm, daß endlich alle erriethen, was er beinahe gethan hätte. Den Bauern wurde warm und kalt, viele wandten entsetzt ihre Blicke von ihm ab, doch die Demuth des Beichtenden rührte sie und noch mehr der Schluß seiner ziemlich langen Rede, welcher eigenthümlich feierlich klang. „O, es ist schön zu leben und sich am Gnadentische der ewigen Liebe zu wissen. Prachtvoll ist die Sonne, lieblich der Himmel und freundlich die Welt. Ach, freundlich, freundlich! Heut ist mir wie einst als Kind an hohen Festtagen. Alles ringsum ist so still, so heilig und feierlich, daß es Sünd und Schad war, noch von Haß und Feindschaft zu reden an diesem großen schönen Tag. Hat sich doch die Liebe viel größer und mächtiger gezeigt und auch das ist aus Barthles That entstanden. O, der Augenblick, da ihr um mich standet, ihr alle, Kopf an Kopf, der ist nicht zu theuer erkauft für die Schrecken von gestern. Er ist, glaubt mir das Freunde, er ist der größte meines Lebens. Drum tragt auch dem Barthle nichts nach. Wir beide haben uns über Andere erhoben, nun hat eine höhere Macht uns durch uns selbst gezeigt, wer wir sind. Wir alle wollen uns die Hände reichen an diesem schönen Tag und Gott von Herzen danken für alles Gute und Böse, das nach Verdienst uns widerfuhr."

Nach dieser langen Rede schloß Sepp erschöpft die Augen und öffnete sie nicht wieder, bis er, daheim angekommen, die Stimme seines Weibes hörte.

Das war ein Wiedersehen!

Jetzt war es dem Sepp auf einmal ein leichtes, sich aufzurichten und der mit freudestrahlendem Gesicht und nassen Augen im Kreise seiner Retter stehenden Mari die Hand zu reichen.

Gesprochen wurde lange Zeit kein Wort und doch verstand man sich besser als je vorher.

Nein, das war nicht mehr die Welt, die Sepp gestern verließ, das waren liebere, freundlichere Gesichter, alles — alles war anders.

Als Sepp hörte, daß Barthle gefährlich krank geworden sei, wünschte er gleich zu ihm getragen zu werden. „Wir beide müssen noch reden und uns die Hand reichen," sagte er, doch war der Dokter, der eine allzugroße Aufregung für beide fürchtete, ganz dagegen und verbot auf's strengste, diesen Wunsch zu erfüllen.

Barthle war wirklich sehr krank geworden. Hansmichels Leiche mußte schon früh am Morgen heimgebracht werden, um mit ihr den Lärm der Kommenden und Gehenden von dem Fieberkranken zu entfernen. Zwei Tage lag er bewußtlos oder von schrecklichen Träumen gequält da. Immer schien er sich mit dem Freimaurer zu beschäftigen. Bald sah er ihn in der Vorsaßhütte in der Verzweiflung vergiftete Wurzeln verschlingen, um den Hunger zu stillen. Bald hörte er den Teufel nach Sepps Mördern fragen, um sie mit glühenden Ketten zusammen zu schmieden und dann schrie er: „Ich, ich!"

Schaudernd saß der wiedergekommene Klausmelker eine Zeit lang ruhig am Bette des Kranken, schmerzlich einen hellen Augenblick erwartend, um dem Vater, dessen

Leiden ihn zu Thränen rührte, seinen Fehler zu gestehen und wenn möglich, seine Verzeihung zu erbitten. Doch sie waren selten diese Augenblicke, und dann hatte der Schuldbewußte nie den Muth, ein Wort zu sprechen.

Klausmelker war kein harter Mensch, sondern nur ein verhärteter. Er war zurückgekommen, um ordentlich Abschied zu nehmen, wenn nichts zu ändern sein würde; als er aber beim Adlerwirth von dem Gottesgericht — so wurden die Ereignisse der letzten Tage genannt — erzählen hörte, da eilte er heim so schnell, daß man geglaubt hätte, es wäre unmöglich, unterdessen so viel zu denken und zu empfinden, als er dachte und empfand. Er stürzte ins Zimmer des Vaters, dann aber gleich wieder heraus, um das entwendete Geld, welches ihn wie Feuer brannte, an seinen Ort zurückzubringen. Hier machte er mit Schrecken die Entdeckung, daß sein Brief, der ihm jetzt das Werk eines Teufels zu sein schien, vom Vater schon gefunden worden war. Kaum noch wagte er ins Krankenzimmer zurückzukehren und war eine Zeit lang herzlich froh, daß ihn der Vater gar nicht beachtete.

Da lehnte nun der Trotzige, zitternd und bebend wie ein Verbrecher neben dem schlafenden Richter. Und doch hätte er nicht gewünscht, sich anderswo zu befinden.

Wol kein Unglück lastet so schwer auf dem Menschen als häuslicher Unfriede. Alle Angehörigen müssen darunter leiden, die Schuldigen und die Unschuldigen. Erst wenn eines auf dem Todbett liegt, bürdet es seine Last

den andern auf, und ein so Gedrückter leidet mehr, als der, der eben den letzten Seufzer desjenigen hörte, welcher ihm unter allen Menschen der liebste, der theuerste war.

Klausmelker hätte dem Vater so gern etwas recht Großes gethan — oder auch nur einen kleinen Dienst. Er vermochte kaum noch ruhig zu bleiben. Sonst sagte er sich: Er liebt mich nicht; jetzt rief jede Erinnerung an sein und des Vaters freudlose Vergangenheit ihm zu: Nie hast du die Liebe verdient. Alle Reden und Handlungen des Vaters, die ihm sonst hart vorkamen, erschienen ihm jetzt als seiner Eigenart natürliche Ausdrücke väterlicher Liebe und Sorgfalt. „Ach," rief er ziemlich laut, „ach, wie glücklich ist Mariann, daß sie ausruhen und schlummern und alles vergessen kann! Sie hat eine schöne Vergangenheit hinter sich, trotz aller Leiden, aber ich — Vater, wir dürfen nicht so von einander gehen, wir müssen uns versöhnen."

Die letzten Worte hatte Klausmelker so laut gesprochen, daß der scheinbar fest Schlummernde die Augen aufschlug. „Versöhnen," wiederholte er mit schwacher Stimme, „ich werde wol nicht nachgeben sollen — dem Freimaurer — aber hören möcht' ich doch, was der Pfarrer sagt."

Mariann, die sich nach dem Mittagessen, ohne die Thüre zu schließen, ein wenig auf's Kanapee hatte legen und ausruhen wollen, war so fest eingeschlafen, daß sie das Kommen ihres Bruders Stunden lang nicht bemerkte. Die Stimme des Vaters aber hatte sie sogleich ge-

hört, und ohne ihre Freude über Klausmelkers Ankunft noch auszusprechen, fragte sie: „Was sagt er? den Pfarrer solle man holen? O, ich fürchte fast, daß es bald Zeit sein werde."

„Was meint der Dokter?" fragte Klausmelker mit unsicherer Stimme.

„Der ist heut noch nicht da gewesen; er soll ins Nachbardorf gegangen sein."

Mariann trat hart zum Kranken und fragte, ob man den Pfarrer holen solle.

Barthle schwieg.

„Aber wie ist's euch?"

„Ich weiß es nicht."

Eine Weile waren alle still, dann sagte Barthle: „Klausmelker soll gehen."

Klausmelker kam zum Pfarrhof, er wußte selbst nicht wie. Ohne anzuklopfen trat er ein und rief: „Herr Pfarrer — der Vater — kommt doch ein wenig zu uns hinüber!"

Der Geistliche, der ohne den Eintretenden eines Blickes zu würdigen, ruhig fortgelesen hatte, richtete sich endlich langsam auf und sagte: „Kann der Herr Dokter nichts mehr machen mit Pillen und Tropfen?" Und ohne Klausmelkern Zeit zu einer Antwort zu lassen, fuhr er heftiger fort: „Ja, so ist's, immer und überall ist es so! In Bezau draußen konnte man groß thun und die Geistlichen herunterreißen, heute nun, vier Tage später, steht man da wie ein verhagelter Hase. Gelt Bürschlein, wir kennen euere Pfiffe! Doch eingedenk des schönen

Beispiels desjenigen, der auch seinen Kreuzigern verzieh, will ich vergessen. Ja, ich will nicht einmal den Kaplan schicken, sondern selbst kommen zu dem Manne, der mir — ich kann dir's wol sagen, Bürschlein! — immer der Liebste und mein Trost gewesen ist, bis frommer Eifer ihn gar zu weit getrieben hat."

Klausmelkern war es während dieser Rede warm und kalt worden. Er verließ den Pfarrhof, ohne noch ein Wort zu sagen und es that ihm ordentlich wohl, durch Aufbegehren über diese Begegnung sich etwas Luft machen zu können.

Der Pfarrer kam bald ins Krankenzimmer, in welches vor Kurzem auch der Dokter eingetreten war.

„Wie steht's?"

Der Dokter zuckte die Achseln. „Hier ist nicht allein das Fleisch nur schwach. Ein Seelenarzt würde da wol mehr thun können als ich."

„Das ist immer so," betonte der Pfarrer scharf. „Nur die Diener der Kirche können dem Menschen helfen und ihn aufrichten im letzten bängsten Stündlein, wenn der Versucher noch einmal mit aller Gewalt ankämpft. Da wird man inne, was wir sind und was wir können, da fühlt mans, daß nur wir durch unser Wort den Menschen wahrhaft glücklich machen."

Barthle, der jedes Wort hörte und verstand, hatte sich schon aufgerichtet, bevor der hinzueilende Klausmelker ihm helfen konnte. Als der Pfarrer schwieg, sagte er wehmüthig: „Ja, wer nie gefehlt hätte, der könnte sich mit gutem Muth hinlegen und sterben; aber — unser einer

kommt immer ins Zeitliche — er kann nicht alles meiden, und dann ist der Glaube schrecklich."

„Schrecklich?" fragten Pfarrer und Dokter gleich erstaunt.

„Laß mich nur, ich bin ganz fest," flüsterte Barthle Mariannen zu, die ihm noch ein Kissen unterschieben wollte. Dann sich wieder an den Pfarrer wendend, erzählte er ungewöhnlich rasch: „In der Werktagsschule hat uns der damalige Pfarrer einst vom jüngsten Gericht erzählt, von den Posaunen, den Teufeln, dem Jammern und Klagen. Ihr wißt selbst, was da vorkommt und wie es zugeht." Der Kranke bedeckte schaudernd sein Gesicht und erst nach einer Weile fuhr er fort: „Es war ungeheuer gräulich und ich hab dann gesagt: Ich wollte, daß ich ein Lämmlein wär — das hätt keine Seel und mit dem Tod wär alles aus. Viele haben darüber gelacht. Furchtbarer Gott, sie haben lachen können! Mir aber ists heiliger Ernst gewesen. — So ein Thierlein, das nichts von der Ewigkeit weiß, o das hats gut. Es darf sich wohl sein lassen auf seine Art, denn ihm ist gar nichts Sünd. Unser einer aber darf sich nie des Lebens freuen. Wie glücklich wär ich worden ohne den Glauben! Wenn ich dem Herzen gefolgt hätte, dann — ja dann ständ' Freimaurers Weib an meinem Bett und alles — alles wär ganz anders."

„Mein Gott, der Mann fiebert," warf der Pfarrer ein. „Was hat der Glaube mit seinen Weibern zu thun?"

„Das," versetzte Barthle hastig, „habt Ihr mir

vielmal auseinandergesetzt, als die Liebschaft im Gang war. Im Beichtstuhl und überall ist meine sündhafte Neigung verdammt worden."

„Ist das wahr?" fragte der Dokter lächelnd.

„Allerdings," gestand der Pfarrer. „Sein Vater, der frömmste und einflußreichste Mann im Dorf hat's durchaus nicht haben wollen. Ehre Vater und —"

„Dann fiebert eben der gute Mann nicht," bemerkte der Dokter boshaft.

„Und dann," klagte Barthle, „da ich mein Fleisch gekreuziget hatte, da ich streng worden war, streng gegen mich und andere und meine Kinder erziehen wollte, wie man mich erzog, erst da hat's Kämpfe gegeben und viel und vielmal hat das sündhaft schwache Herz gezittert und aufgeschrieen. Sepp hat unterdessen mit Marien glücklich gelebt und sich herzlich wohl sein lassen."

„Wie ein Heide," bemerkte der Pfarrer.

„Er ist doch nicht so schlecht als ich," erwiederte Barthle immer aufgeregter. „Er ist kein — Ich hab' ihn umbringen wollen, während er mir Gutes that. Ich habe durch meine Härte Klausmelkern auf Abwege getrieben, habe —"

„O, Vater," rief dieser, weinend neben dem Bette niederstürzend, „verzeiht, vergebt! Ich bin der Elende, ich der Herzlose, aber das ist zu Ende. Reicht mir die Hand, Vater, und nichts mehr soll sich zwischen uns stellen."

„Der Mann regt sich zu sehr auf," meinte der

Pfarrer. „Man sollte mich allein lassen, daß ich ihn vom Zeitlichen auf das Ewige bringen könnte.“

Der Dokter versetzte mit eigenthümlichem Lächeln: „Es thut ihm aber doch wohl, sich auszusprechen.“

„Ja, wunderbar wohl,“ versicherte Barthle, des Sohnes Hand krampfhaft erfassend. „Gott läßt uns doch noch im Frieden scheiden. In diesen Tagen hab ich gewähnt, dich fort, in Noth und Elend zu sehen. Es war nur Traum — alles nur Fieber — jetzt erst bin ich wach und sehe klar — furchtbar klar. Das ganze schöne warme Leben mit allem verschmähten, bekämpften Lieben und Guten umgibt mich und drückt mich. Großer Gott, verzeih mir alle sündhaften Gedanken! Nicht du, ich hab mir die Welt zur Hölle gemacht, ich!“

So hatte man den Barthle noch nie reden gehört. Nun aber schien seine Kraft auf einmal gebrochen. Erschöpft sank er ins Bett zurück und schloß die Augen.

„Willst du noch beichten?“ verhörte der Pfarrer.

„Ihr wißt jetzt alles. Bereuen muß ich viel und beichten thu ich, sobald man mir den Kaplan oder sonst einen Geistlichen schickt,“ sagte Barthle und zog dann die Bettdecke übers Gesicht.

Der Dokter und der Pfarrer verließen das Haus.

„Wie lange währts noch?“ frug Letzterer.

„Hm — er hat sich recht ermannt; doch lang hälts vermuthlich nicht.“

„Diese Aufregung wird seinen Tod beschleunigen.“

„Möglich wär's, vielleicht aber —“

„Warum thaten Sie nichts dagegen? Herr Dokter, es gibt Freuden, die man mit Recht gewöhnlich teuflische nennt.“

„Wenn Sie meinen, die Beichte des Mannes nach Ihrem Herzen habe mich gefreut, so haben Sie sich sehr geirrt,“ sagte der Dokter ungewöhnlich ernst.

„Mir ist gar nicht wohl,“ klagte der Pfarrer etwas langsamer gehend. „Mein Gott, schon dreißig Jahre bin ich hier, und noch keiner hat mir so gefehlt*) wie dieser Barthle, den ich so ganz zu kennen und zu beherrschen meinte.“

„Beherrschen,“ lachte der Dokter. „Wissen Sie nicht mehr, wie unbegreiflich Sie einst fanden, daß es Menschen geben könne, die ihre Brüder wie seelenlose Wesen, wie Uhren behandelten, die man nur zu stellen und zu treiben brauche? Ihr „Beherrschen“ hat mich eben an diese längstvergessenen Worte wieder erinnert.“

„Aber diese Dummheit, dieser Eigensinn, dieser Aberglaube!“

„Das alles sind eben Grundpfeiler, auf welche Sie bauten. Oder ist's nicht wahr, daß jetzt nicht nur bei uns Geiz, Stolz, Neid und all das Menschenelend zur Erreichung frommer Zwecke benützt wird?“

„Mein Kaplan ist ein blinder Eiferer; meinen Sie, daß der es weiter brächte als ich, wenn ich die Bedürfnisse meiner Pfarrkinder berücksichtige?“ frug der Pfarrer, der sich gewiß längst vom Dokter entfernt hätte,

*) fehl geschlagen, die Hoffnung getäuscht.

wenn ihm die Geschichte nicht wirklich schwer auf dem Herzen gelegen wäre.

„Bewußt oder unbewußt dienen Sie und der Kaplan dem gleichen Zweck und ich rede jetzt nicht von Ihnen.“

„Herr Dokter, Sie haben heut einen recht glücklichen Tag.“

„Nein, er ist nicht so glücklich für mich, als er für andere lehrreich sein könnte. Mir wenigstens, als ich die jetzt überall bekannte Geschichte von der Zigeunerin erzählen hörte, wie sie den Mann lockte und fing, ist es vorgekommen, sie sei ungemein bezeichnend. Sie wissen, daß wir von unsern wackern Vätern keinen Hexenprozeß zu erzählen haben, daß die uns aus alten Zeiten wenig mehr als die Sigfridssage überlieferten, dieses Treiben also völlig eine Frucht unseres aufgeklärten Jahrhunderts ist. Unwillkürlich hab ich dabei an Lenaus vielfach wahres Wort denken müssen:

Die Ceremonie wird zur Fratze
Gedankenlos nur ausgekramt;
Ein Affe sie mit Kopf und Tatze
Tiefsinnige Gebärden ahmt,
Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, steht und gafft.

Wie arm und unglücklich, wie geistverlassen und herzverödet steht nun der Mann da, den Sie ganz kannten und beherrschten!“

„Ihr Vergleich,“ sagte der Pfarrer nach einer

Pause mit eisiger Ruhe, „Ihr Vergleich paßt nicht recht, aber sein Zweck ist doch erreicht, da Sie mir sicher nur eine Probe von Ihrer Belesenheit geben wollten. Eigentlich hätte man sich's aber auch selbst denken können, daß diese modernen Heiden Ihre Freunde sind, daß Sie statt Morgen- und Abendandacht in ihren sogenannten Werken lesen, diesen — ich will ein Gleichniß geben, wie es am besten für verknöcherte Materialisten paßt — diesen vom fettesten Gras umwachsenen Pfützen, in denen Schweine sich mit so viel Vergnügen herumwälzen."

„Wie mich das wieder anheimelt!" spottete der Dokter. „Fühl' ich mich doch wieder lebhaft in jene schöne Zeit versetzt, wo man uns junge Studenten täglich vor den „deutschen Schlampen" warnte und uns die guten Klassiker verbrannte, mit der Bemerkung: Sie schreiben gegen den Glauben, alles in allem, zum Ruin der Sittlichkeit, kurz, es sind Schlampen. Ja, so hat man uns damals vor den Fleischtöpfen Aegyptens gewarnt, kein Wunder also, daß sich später die freier Gewordenen fast den Magen verdarben. Alles mit Maß! Es wär vielleicht auch für Andere gut, wenn sie von unserem Jahrhundert etwas mehr lernen dürften, als aus der Armuth und Krankheit des Leibes und der Seele auf die oder jene Art Kapital zu machen."

„Behalten Sie derlei gute Lehren lieber für meinen Nachfolger," sagte der Pfarrer, der sich keine Mühe mehr machte, seinen Zorn zu verbergen. „Drin im Tirol ist gerade jetzt ein Dorf ausgeschrieben. Das Einkommen ist schlecht und darum wird es mir vergönnt werden,

dort bei lieben guten Leuten meine Tage in Ruhe zu schließen. Hier muß das bald unmöglich sein, da sogar die Wetterfahnen der öffentlichen Meinung sich auf jene Seite wenden."

Die letzten Worte hatte der Pfarrer auf einen Seitenweg einbiegend zurückgerufen. Nun eilte er hastig seiner Wohnung zu und das war gut, denn der Streit würde sonst bald sehr hitzig geworden sein.

Ungewöhnlich langes Läuten der Sterbeglocke verkündete am andern Morgen den Tod eines Reichen. Wegen Hansmicheln hatte man nicht viel Wesens gemacht, an Barthle aber hoffte der Meßner nun einmal einen rechten Butterstollen zu verdienen. Mancher, der die fünf Vaterunser für den Geschiedenen längst gebetet hatte, ärgerte sich endlich über das ewige Geklimper und murrte: das sei der Welt Lauf. Noch nach dem Tode sogar hätten es die Reichen besser als Andere, und alles Mögliche werde ihnen nachgeschickt. Jeder läute und singe und bete und psalmire da ärger als für andere, die mit gutem Gewissen abgezogen seien. Andere dagegen meinten: „Die würden's auch am nöthigsten haben und besonders der Barthle, der nicht einmal versehen worden sei."

Mariannen thaten diese und ähnliche Bemerkungen so weh, daß sie nicht mehr zu verschweigen vermochte, was sie noch vor wenigen Stunden dem Bruder und allen, die davon wußten, um Christi willen zu verheimlichen befahl.

„Schon oft," erzählte sie einigen Nachbarinnen wei-

nend, „schon oft sei sie bei Sterbenden gewesen, aber noch nie sei ihr der Tod so gar nicht fürchterlich und sie wisse nicht, wie sie sagen müsse, vorgekommen als dießmal. Ja sogar der eigene Schmerz werde erleichtert, wenn sie denke, wie schön und wie gern der Vater gestorben sei. Nichts von all dem, was man ihr zum Trost und dem Bruder zur Beruhigung sage, sei im Stand, sie beide so aufzurichten, wie die Erinnerung an Vaters letzte Stunden."

Und als nun ein Strom von Thränen ihre Stimme erstickte, sagte Sepps Mari: „Ich weiß, was du sagen willst, gute Mariann, und ich bin froh, daß du dich denn doch noch zum Reden entschlossen hast. Jedermann sollte das hören und sich daran erbauen. Jedes Kind im Dorf weiß, wie mein Mann und der Selige gegen einander gestanden sind. Nun Gott Lob und Dank, sie sind versöhnt geschieden. Gestern Abends haben sie sich die Hände gereicht. Der Dokter hat sie nie zusammen lassen wollen, weil das ihnen schaden könnte, und gewiß hätten sie sich nicht mehr gesehen, wenn man ihn gefragt und ihm gefolgt haben würde. Aber erst jetzt danken wir alle Gott, daß wir den Wunsch der beiden Männer heimlich erfüllten. Ihr glaubt gar nicht, wie groß und schön es war, als wir den Sepp hergeführt hatten! Länger als eine Stunde sind sie allein gewesen. Was sie redeten, weiß ich nicht; aber sie sind heiter von einander, wenn schon ihre Augen naß waren."

Franz, der in einem Winkel stand und wehmüthig in des Todten freundlich lächelndes Gesicht blickte, hätte

nicht erröthen müssen, denn Mari dachte nicht im Entferntesten daran, den Zuhörerinnen auch zu erzählen, wie dann Barthle auch Franzens und Mariannens Hände in einander gelegt, die Beiden gesegnet und ihnen das Weihwasser gegeben. Selig lächelnd gedachte Mari dieses wichtigen Augenblicks und schloß dann ihre Erzählung: „Ans Sterben hat niemand gedacht als vielleicht Barthle selbst. Er hat gesagt: „Nun sei er fertig mit der Welt und noch nie sei ihm so wohl gewesen als jetzt. Man dürfe ihn schon allein lassen, er wisse sich die Zeit ganz gut zu vertreiben; denn ein Leben wie das seine gebe viel zu sinnen, und nichts sei tröstlicher als da zu erkennen, wie liebvoll Gott den schwachen Menschen durch Gutes und Böses führe zur Erkenntniß. Wenn auch mancher Tag, manches Jahr verloren sei, man müsse sich trösten, denn nicht alle könnten den gleichen Weg gehen und auch in der letzten Stunde nehme der reiche gütige Gott Arbeiter in seinen Weinberg auf." Das sind Barthles letzte Worte gewesen, heut hat ihn die spät erst erwachte Mariann todt im Bette gefunden. Von der Versöhnung haben wir wegen dem Dokter nichts erzählen wollen, doch warum das Gute verschweigen, wo doch auch das Schlimme nicht mehr anders gemacht werden kann? Sepp hat auch gesagt: Barthle sei gut gestorben. Es sei zum Weinen, daß nicht das ganze Dorf, die Freunde und die Feinde gesehen, was der für ein lieber guter Mann gewesen, sobald die ihn früher immer umgebende, belastende Eisrinde fort gewesen sei. So hat Sepp gesagt und —

es mag nun daraus entstehen was will — ich wünschte, daß das ganze Dorf, alle die den Barthle gekannt haben, auch das eben Erzählte wissen thäten."

Dieser Wunsch war natürlich bald erfüllt und erst jetzt fing man die beiden Männer, von denen in den letzten Tagen so viel geredet wurde, ein wenig richtiger zu beurtheilen an. Bisher schien es fast unmöglich, beiden zugleich gerecht zu werden, und ihre Versöhnung galt daher anfangs für eine unerklärliche Geschichte, ein aus Wundern entstandenes Wunder. Bald aber hieß es: das Wunder sei der Mensch selbst mit seinem Lieben und Hassen, seinem Glauben und Hoffen. Ja, viele sagten dem Dokter nach: Gott mache den Menschen wie alles so gut und ganz, daß er nie mehr mit Wundern nachhelfen müsse.

Die lieben frommen Weiblein aber wollten sich das Wunder nicht nehmen lassen, wenn auch alle Studirten dagegen sein sollten. Zwar wußten sie nicht viele Gründe vorzubringen, aber eben darum war alles ein Wunder.

Barthles Leichenzug war der größte, den man seit Mannesdenken im Dorfe gesehen hatte. Der Pfarrer hielt keine Grabrede, dennoch nahm jedermann eine gute Lehre mit heim.

Hansmichel und Barthle waren die Letzten, denen der Pfarrer in diesem Dorfe das Kreuz steckte.

Zehntes Kapitel.

Schluß.

Die Geschichte der Sonderlinge als solcher ist nun zu Ende; doch ihre vielen Freunde in nah und fern, das heißt in etwa drei Dörfern, würden gewaltig einreden gegen die Behauptung, daß ihre Geschichte überhaupt schon zu Ende sei, Sepp aber würde vermuthlich den Kopf schütteln und lächeln. Er meint, man könne viel erleben, aber wenn man die unruhigen Leuten unvermeidlichen, jedoch ganz unnöthigen Seitensprünge abrechne, sei man doch nicht viel weiter gekommen als Andere und man müsse noch vom Glück sagen, daß man nicht weiter gekommen sei. Oft wenn er mit lieben Freunden beim Adlerwirth sitzt, macht er dem Aufbegehren der Bauern über den Bau der neuen Straße, das ihn noch so bald als etwas ein wenig warm machen könnte, mit den Worten ein Ende: Mich hat der Weg da zu euch herab wol viel mehr gekostet als euch die neue Straße kosten wird, und doch hab ich noch nie gejammert. So lang ich allein blieb, nicht

einmal einen Weg hatte zu Freunden und Nachbarn, war ich eben ein Sonderling, und gerade so wie ich und ihr damals, stehen wir und die Welt gegen einander.

Die neue Straße war überhaupt Sepps Steckenpferd, und nur von dieser brauchte man anzufangen, wenn man den freundlichen kurzweiligen Mann irgendwo länger festzuhalten gedachte, als er sonst zu bleiben beabsichtigte. Wenn man zuweilen neckend vorbrachte: Aus Bösem könne nichts Gutes entstehen, und die Straße habe doch ihr Dasein fast nur dem Eigennutz einiger Holzhändler und Roßbesitzer zu danken, so sagte er: „Der Eigennutz ist nur der Diener einer höheren Macht, die diesen in der jetzigen Zeit unter allen Bedientennaturen zur Erreichung ihrer Zwecke weitaus am besten brauchen kann. Man darf nicht glauben, daß der der Herr sei, welcher vorn auf dem Wagen sitzt und die Rosse lenkt. Wer sich während seiner Reise so diesem wunderlichen Glauben überläßt, der kann es erleben, daß der eitel gewordene Fuhrmann mit ihm durchgeht und ihn plagt und pfändet, bis er am Ende zu seinem Schaden noch Gott danken muß, wenn das Fuhrwerk jämmerlich umwirft, daß er so endlich loskommt. Ich kann da schon aus Erfahrung reden und drum zieh ich jetzt eine frohe Wandergesellschaft dem unbequemen Fuhrwerk bei weitem vor."

Mit dieser frohen Gesellschaft meinte Sepp aber nicht nur die, welche an Sonn- und Festtagen eine Halbe mit ihm tranken und plauderten, auch nicht einzig die, welche ihn aus dem Vorsaß geholt hatten, obwol er sie alle kannte und immer besonders freundlich grüßte; er

verstand darunter jeden, mit dem er je eine frohe Stunde verlebte, dem er eine Gefälligkeit hatte erzeigen oder verdanken können, kurz alle seine Gemeindemitglieder und noch viele andere. Wo sich eine Stubenthür aufthut, kommt es mir warm entgegen, sagte er, seine Freude am innigen Mitgenusse aller Freuden und Leiden der vielen „lieben Nachbarn“ aussprechend. Und es öffneten sich dem lieben Manne, der für jedes Kind etwas Süßes und für jeden Vater ein freundlich Wort, Rath und Hülfe hatte, der Thüren immer mehrere.

Eigenthümlich war es, daß Sepp immer auch noch einen besonderen Beinamen haben mußte; nachdem er aufgehört hatte, Freimaurer und Sonderling zu sein, war er der Götte geworden. Zuerst hatten ihn seine vertrautesten Freunde zum Pathen gebeten, dann aber war er allen so lieb und vertraut, daß er ein ums andere Mal aushelfen mußte.

Fragte man, wie es denn zugehe, daß er alle so schnell gewinne und von ihnen gewonnen werde, so sah er einen nur erstaunt an. Das alles verstand sich ja ganz von selbst. Viele meinten, der Götte habe den ganzen reichen Schatz von Liebe für seine alten Tage aufgespart, und da nie jemand erhebliche Zweifel dagegen vorbrachte, so muß diese Erklärung wol das Wahre enthalten.

Man sagt: Alte Leute hätten ein besseres Gedächtniß für ihre Kinderjahre als für die spätere Zeit, und auch Sepp schien das zu bestätigen. Er wußte so mit den lieben Jungen umzugehen, ob er noch gestern selbst ein

Kind gewesen sei. Der lange fremdlerische Rockflügel war nur noch da für die ihm überall nachlaufenden Kinder, um sich daran zu hängen und ihn zum Stehen zu bringen. Wenn er dann einmal nichts für sie in der Tasche hatte, mußte er erzählen vom Kätzlein und Mäuslein, oder daheim etwas zeigen und erklären. Alles, was er mit ihnen anfing, war recht, wenn er sie nur nicht fortschickte.

Fortgeschickt wurde jedoch niemand vom Götte, weder jung noch alt. Wer einmal Rath und Hülfe suchend zu ihm kam, wurde gerade so herzlich aufgenommen als die, welche auch außer ihrem Vertrauen noch etwas Erfreuliches für ihn mitbrachten. Jedem war wohl bei ihm und in seinem Hause, wo so viel Glück und Frieden wohnte, daß die ganze Gemeinde sich davon bereichern konnte. Wer auch nur kam, eine müßige Stunde mit dem lieben Manne zu verplaudern, wer nur einmal in seiner Stube recht erwarmte, ging fröhlicher, besser, reicher wieder fort; Männer, Weiber und Kinder wollten oft an einander bemerken, daß sie dann dem Sepp, Marien und Franzen am ähnlichsten seien.

So an jeder Stunde, jedem Ereigniß, ja jedem Worte wie an einer Bereicherung sich erfreuend, verlebte Sepp eine Reihe von glücklichen Tagen, hinter der die grellen Farben der Vergangenheit sich schnell milderten, bald nur noch den dunkeln Hintergrund bildend, auf dem sich das schöne Bild der Gegenwart um so lieblicher zeigte.

Und wie ihm, so ging es in diesem Stücke auch allen

übrigen Dorfbewohnern. Der alte Sepp hatte jämmerlich zu Grunde gehen müssen, das war längst vorausgesagt worden, und man freute sich fast, daß das so genau eintraf. Man durfte sich schon freuen, denn das gemeinsame Gebet in Barthles Haus hatten die Engel der Lüfte ins Vorsaß getragen, dort hatte es einen neuen Sepp erweckt, welcher dann am andern Tage gemeinsam unter Lebensgefahr geholt wurde und darum jetzt dem ganzen Dorfe gehörte.

Nur an den noch immer fortbestehenden, größtentheils vom Dokter geleiteten Abendgesellschaften nahm der jedem Streit abholde Sepp erstaunlich wenig Antheil. Es ging ihm da zuweilen gar zu „verdökterlet" zu. Dem liebevollen Beurtheiler von Personen und Verhältnissen gelang es nur, die vielen in letzter Zeit aufgeschossenen Kritiker zu entschuldigen.

Als nämlich nach der Abreise des Pfarrers der Kaplan das Feld offen hatte und das Amt eines Pfarrverwesers und Gemeindebeherrschers gerade so führte, als ob jeder Mensch als Mönch schon auf die Welt komme, gewann die beim Adlerwirth sich breit machende scharf verständige Richtung immer mehr Anhänger und vergebens versuchten Franz und seine alten Freunde einen mildern Ton anzuschlagen. Je fester der Kaplan sein treues Häuflein um sich scharte, je heftiger er gegen die Welt auszog, desto näher rückten auch die Angegriffenen zusammen. Gleichgültige gab es fast keine mehr und in kurzer Zeit würde der immer größer werdende Riß nicht

nur durch das Dorf, sondern beinahe durch jedes Haus hindurch gegangen sein.

Doch das auch sollte bald anders werden.

Der Frühling des Jahres 1863 schmückte das stille Thal, in welchem unser Dorf zwischen Hügeln, Bächen und Wäldern ruht, zum schönsten Feste, das hier seit lange gefeiert wurde. Die zahlreichen Inschriften an den vor dem Dorfe aufgerichteten Festbögen erzählten von der Freude der Gemeinde, nun wieder einen Pfarrer zu erhalten. Es waren keine mühevoll zusammengeschraubten Verse, mit denen ein armes Poetlein sich zu Ehren bringen wollte, sondern der wahre kunstlose Ausdruck des Gefühls, das alle beseelte.

Jeder Zug, jedes Wort, das Unbedeutendste, was von dem Erwarteten erzählt werden konnte, durchlief mit unglaublicher Schnelle und — was das Merkwürdigste war — ohne nur im Geringsten entstellt zu werden — das ganze Dorf, bis zur letzten Hütte des armen Ziegenbauers. Was vom neuen Pfarrer kam, war zu wichtig, als daß man da hätte fälschen oder gar weg — stehlen dürfen. Jeder trug ihm all seine Wünsche und Hoffnungen entgegen, allen war er noch der Mann nach ihrem Herzen, ihr Rathgeber, Tröster, Helfer. Kaum konnte man den Tag seiner Ankunft erwarten und doch sah man noch gar nicht ein, wie man bis dahin fertig werden könne mit dem Vielen, das man zur Verschönerung desselben zu thun gedachte.

Endlich kam er, ein herrlicher klarer Tag, und den Früherwachten schien es, ob heute die Sonne länger als

gewöhnlich hinter den Bergen weile, um ja die Vögel in ihren ganz besonders lustigen Morgenliedern nicht zu stören, und die dem Ankommenden allüberall gewundenen Kränze noch recht viel des erfrischenden Thaues empfangen zu lassen.

Endlich stieg auch sie herauf, groß und freundlich wie ein Gruß der ewigen Liebe. Tausend und abertausend Blumenaugen öffneten sich und blickten ihr freundlich zu, jedes Thier und Thierlein jubelte ihr entgegen, nur unsere Dorfbewohner hatten kaum noch Platz für das Wonnegefühl, das in jedem unverdorbenen Menschen beim Anblick eines so schönen Morgens — wenn auch ihm unbewußt — sich regt. Jeder wollte zuerst den Wagen kommen sehen. Schon Vormittags war der Drang nach der untern Gasse so groß, daß es bei der Kirche fast an Händen fehlte, noch die letzten und schönsten Kränze zu winden.

Nur ältere ruhigere Leute saßen noch im Adler beim Schoppen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Diesen erzählte nun Sepp, daß der so sehnlich Erwartete der nämliche sei, der einst in seiner Gemeinde das gedankenlose Rosenkranzbeten ein wenig hab einschränken wollen. Die erschrockenen Bauern meinten, das sei kein guter Bericht. Ein herrschsüchtiger Geistlicher — ob auch gut oder nicht so gut — bringe stets Unfrieden in die Gemeinden, er möge anordnen oder abschaffen wollen.

„Da habt ihr ganz recht," sagte Sepp. „Doch müssen wir auch bedenken, daß denn bei uns doch nicht alles gut ist, und daß wir uns schon noch einreden lassen

dürfen von solchen, die es verstehen und redlich meinen. Jener Kampf gegen eine alte Gewohnheit — man mag sonst denken wie man will — ist ein Beweis, daß er das leere, bloß äußerliche Formenwesen nicht leiden kann. So einer nun, dem es Ernst ist mit dem was er sagt und thut, der nicht seine Ehre sucht, hat täglich und stündlich Gelegenheit zum Lernen. Er lernt auch, weil ihm eben etwas daran liegt, und nicht nur ihm kommt das Gelernte zu, sondern auch der Gemeinde, über welche er gesetzt ist. Die unerträglichsten, verknöchertesten Menschen sind solche, die nur immer zählen und wägen, das weiß ich so gut als einer. Seit damals ist der gute Pfarrer um manche Woche älter worden. Er ist wol nicht mehr der alte Hitzkopf; daß er aber noch ein fester Mann ist und sich mehr um seinen Beruf kümmert als um seine Person, das beweist schon der Umstand, daß er, obwol talentvoll, in eine Gemeinde versetzt wird, in der sein Einkommen kleiner ist, als in der er bisher wirkte."

Damit ließen sich alle wieder beruhigen. „Wegen dem Einkommen," hieß es, „brauche noch niemend zu sorgen, wenn er der Mann sei, für den Sepp ihn halte. Da müsse er sich keine Noth anmerken lassen und habe gewiß nie nöthig, für die ihm angelegten Summen mehr Zins zu fordern und so wie manche den weltlichen Capitalisten ein böses Beispiel zu geben."

Jetzt knallten Schüsse, die Glocken läuteten, und als gleich darauf das Margrethle unter die Stubenthür gesprungen kam und rief: „Er kommt!" waren schon alle Bänke leer. Das Mädchen wurde fast ärgerlich, daß

es noch erst die leeren Gläser wegräumen sollte, bevor es das Haus verlassen durfte.

Draußen am Dorfbach beim größten Festbogen, der von zwei jungen Tannen getragen wurde, hatte die ganze Gemeinde sich versammelt und doch war es so still, daß man das Plätschern des Wassers hörte. Alles drängte gegen den Bogen, um des Pfarrers erstes Wort zu hören. Als aber der Wagen über die Brücke rasselte, wurde die Versammlung plötzlich sehr laut, weil jeder den andern still sein hieß. Doch das währte kaum eine Minute. Als der Pfarrer ausstieg und ein Böllerschuß der Gegend verkündete, daß nun der Erwartete den Boden des Dorfes betreten habe, war es so still, daß auch die Fernstehenden die Worte der ihn begrüßenden und auf einem Kranze die Kirchenschlüssel überreichenden Schulkinder ganz gut verstehen konnten. Dann wieder hörte man nichts als das Rauschen der Kränze, die durch ein leises Lüftchen liebliche Düfte ausstreuten, und das Flattern der Kirchenfahnen, die vor der Menge aufgestellt waren. Feuchten Auges lächelten Greise und Greisinnen dem entgegen, der sie wol bald zum Heimgang ins Jenseits ermuthigen und stärken sollte. Mütter hielten ihre Kinder hoch empor, um ihnen ihren geistlichen Vater, ihren Rathgeber und Führer durchs Leben zu zeigen. Alle, alle, sie mochten jung oder alt, reich oder arm sein, trugen ihm heute vertrauensvoll alles entgegen, was sie erfreute und drückte, keiner war da, der nicht etwas — etwas Großes vom künftigen Gewissensrath und Seelenarzt erwartete.

Unaufgefordert kniete die Menge nieder ins weiche, blumenbesäete Gras und betete, während es Blatt und Zweig und Baum durchfuhr wie ein heiliger Schauer.

Ein Geistlicher, der ungerührt bliebe in einem so großen Augenblicke, der wäre nicht werth, daß ihm alle Herzen entgegenzitterten, wäre nicht würdig als Seelenhirt über so eine Gemeinde gesetzt zu werden.

Der neue Pfarrer konnte das nicht. Er fühlte ganz die Größe des Augenblicks und dem sonst so Beredten war es jetzt unmöglich, der Kinder einfachen Gruß zu erwiedern. Laut schluchzend überschaute er das Häuflein der Kleinen, die die Gemeinde zuerst zu ihm hatte kommen lassen, als ob er daran erinnert werden sollte, wem er in allem nachzufolgen habe und wessen Leben er sich zum Vorbild nehmen müsse. Hatte ihn zuerst der unerwartet festliche Empfang angenehm überrascht und erfreut, so wurde ihm jetzt fast Angst bei der ernsten Frage an sich selbst, ob es ihm wol möglich sein werde, das ihm jetzt entgegenkommende Vertrauen zu verdienen und zu erhalten? Er fühlte sich so schwach, so klein, doch ein Blick auf die Versammlung und ein Gebet zu dem, der seinen Lehrern und Nachfolgern seinen heiligen Geist versprach, hatte ihn bald wieder ermuthiget. Vor der ganzen Gemeinde war er niedergekniet — alle durften — sollten daran denken, daß auch er ein schwacher Mensch sei, nur stark und mächtig durch den, der ihn zu seinem heiligen Amte berufen und in dieses Dorf gesendet hatte.

Als er sich wieder aufrichtete, um sich als Priester einkleiden zu lassen, hatte er die Zuversicht gewonnen, die das

Gebet dem frommen Diener Gottes zu geben vermag. Bald stand er in der weißen Feiertagskleidung vor der Gemeinde und ertheilte derselben zum erstenmal seinen Segen.

Jetzt knallten die Böller, die Glocken begannen wieder zu läuten, die Fahnen erhoben sich und langsam kam der Zug der festlich geschmückten Kirche entgegen. Voran die blaue Fahne der Jünglinge und dann in Prozessionsordnung ein langer buntfarbiger Zug. Der Freund schritt neben dem Freunde, der Bruder mit dem Bruder daher und doch redete keiner ein Wort. Lächelnd sich die Augen wischend, blickten sie empor zu den mit aller Pracht des Frühlings geschmückten Bergen, die so freundlich still und ernst ins Thal herunterschauten. Nur das Schwenken der blumenbekränzten Hüte, der zuweilen etwas schnellere Schritt verrieth, daß sie alle jubelnd hätten einstimmen mögen in das feierliche te Deum, welches die Musikbande vorn immer von Neuem wiederholte, als ob nur diese erhabene Weise die Gefühle aller auszudrücken vermöge.

Hatten die Jünglinge durch verschiedene Farben und Schnitte der Kleider ungleiche Liebhabereien und Verhältnisse oder mehr freien Willen verrathen, so zeigten sich dagegen die beinahe gleich gekleideten Mädchen, die der weißen Fahne folgten, in der einfachen Wäldertracht als die der modesüchtigen Welt fernen Wahrerinnen alter geheiligter Sitten, als die gleichgewillten Priesterinnen am häuslichen Herd. Die schwarzen, glänzenden Juppen schienen alle vom gleichen Tuche geschnitten, und nur Zahl

und Größe der Schnallen am schwarzlackirten Gürtel ließ die Vermögensverhältnisse Einzelner errathen. Auch die Aermste hatte auf dem viereckigen Brustfleck die Anfangsbuchstaben ihres oder sonst eines theuern Namens mit Glasperlen eingefaßt, und auch auf dem Haupte der Unbemittelten glänzte das Schappale, worauf jede junge Wälderin ein wenig stolz ist, wie die Goldstickereien am neuen Himmel, der den Jungfrauen nach — mitten im Festzug — von den vier angesehensten Männern über dem Pfarrer dahergetragen wurde. Der rothen Fahne folgten Männer und Weiber den Zug schließend. Weißhaarige Greise und alte Mütterchen liefen sich beinahe athemlos um noch mit den Andern in die Kirche zu kommen und da vielleicht eine kurze Anrede des Angekommenen zu hören. Doch als nun auch schon die rothe Fahne verschwunden war, setzten sie alle sich auf einen Hügel, wischten sich lächelnd den Schweiß von der Stirn und sagten: „Auch hier, überall ist's schön heut und festlich!“ „Das Wichtigste,“ meinten dann Andere, „sei jedenfalls der Festzug gewesen, an dem die ganze Gemeinde Theil genommen. Das sei keine befohlene Feierlichkeit gewesen, wie man sie auch schon hab erleben müssen und eben darum lasse sich viel darüber denken und sagen. Aus aller Augen hab es geleuchtet wie eine freudige Ahnung, daß nun Falschheit und Neid und Aufpasserei zu Ende seien, daß Liebe und wahre Andacht nun alle wieder vereinen und erheben werde.“

So unterhielten sich die Zurückgebliebenen durch gegenseitige Mittheilung ihrer Wünsche und Hoffnungen.

Zuletzt wurde laut ein Vaterunser gebetet, daß das alles erfüllt werde und der Bund allem zum Segen sein möge, den jetzt der Pfarrer vor dem Allerheiligsten mit der Gemeinde mache.

Und wirklich! Diese und noch viele andere Ahnungen fingen sich bald zu erwahren an. Der Pfarrer war ganz der Mann, wie die Gemeinde ihn brauchte. Zuerst war freilich die begeisterte Sprache, mit der er seine Lehren und Ermahnungen vortrug, manchem etwas ungewohnt, doch an Reichthum gewöhnt man sich leichter als an Armuth, die Rede des Glaubenden, Liebenden, der sich nur für das Werkzeug einer höhern Macht hält, ist nicht leere, berechnende Volksthümelei, sie ist der wahre natürliche Ausdruck eines guten Herzens, der überall, in Stadt und Dorf, wieder zum Herzen dringt und sowol Verstandes= als Gemüthsmenschen hebt und erbaut.

Wenn du, lieber Leser, jetzt ins Dorf kommst und im Gärtchen unter den Flügeln des wieder zu Ehr und Ansehen gekommenen Adlers einen Schoppen Ungrischen trinkst, so werden dir die muntern jungen Wirthe und Wirthinnen von mancher Veränderung seit der Ankunft des neuen Pfarrers zu erzählen wissen. Alte Feinde, die sich gegenüber immer starr ihr gutes Recht behaupteten, wie arg man ihnen auch mit Tod und Teufel drohen mochte, sind versöhnt, was allgemein nur des

Pfarrers „göttlichen" Predigten zugeschrieben wird, welche sogar der Dokter an keinem Sonntag mehr versäumt. Die Aufpasserei und Neckerei zwischen den Gescheiden und den Frommen hat ganz aufgehört. Auch Hansmichels Töchter, die man früher der Trägheit und frömmelnden Selbstüberhebung beschuldigte, sind versöhnt sogar mit solchen, die der Geist des Widerspruchs nicht nur gegen sie zu hart, sondern auch gegen die wahrhaft Frommen ungerecht gemacht hatte. Anerkennend wird berichtet, daß sie jetzt zu den fleißigsten Stickerinnen und zu den besten Haushälterinnen gezählt werden dürfen. Als solche haben sie es dann den Brüdern, die früher als Holzhacker ihr Brot unter Lebensgefahr verdienen und im Unfrieden essen mußten, noch möglich gemacht, ein ordentliches Handwerk zu lernen. Jetzt leben alle im schönsten Frieden; das gemeinsam Erworbene wird fröhlich genossen oder zur Vergrößerung des Grundbesitzes aufgespart.

Fragt man, wie der Pfarrer das alles zu Stande bringe, so weiß da niemand viel zu erzählen. „Hört ihn nur predigen," heißt es; „er meint niemand und trifft alle. Immer und überall thut er genau das Seine, nicht mehr und nicht minder, dann kommts den andern wie von selbst."

Aber nicht nur in den Haushaltungen ist manches anders geworden, auch die Häuser selbst sind verändert. Daß Klausmelker die hinter der hohen Thürschwelle fast versinkende Küche wieder ein wenig aufrichten ließ und auch sonst manches änderte, erregt noch keinen Verdacht,

daß er stark ans Heiraten denke. Das Geld dazu hat er, und wenn er sich des alten Nestes fast schämte, so war das gerade nicht zum Verwundern. Unerklärlicher war manchem, worauf die Adlerwirthschaft stehe, daß die sich gar so gewaltig zu erheben vermöge. Man konnte doch nicht sagen, daß sie vom Mark des Dorfes so fett werde. Vergnügungsreisende kamen freilich von Jahr zu Jahr mehrere, doch das währte auch nur kurze Zeit. Daß der Senn und Adlerwirths immer noch zusammenhielten, und daß so eins das andere stützte und trug, konnten die Leute noch immer fast nicht glauben, obgleich sich ihr Grundbesitz von Jahr zu Jahr vergrößerte. Während anderer Leute Kinder, seit das Weben und das Sticken so schlecht bezahlt wird, entweder als Taglöhner, oder was noch schlimmer als Kleinbauern sich kümmerlich durchbringen müssen, wenn sie einmal ihr Anwesen theilen, hatte diesen Leuten ihr festes Zusammenhalten es möglich gemacht, ihr eigener Arbeitgeber zu werden, und diesem Umstand hatten sie zum großen Theil ihre Wohlhabenheit zu danken. Freilich war noch nicht alles bezahlt, aber jeder wäre froh gewesen, wenn er vom Sennen und von der Adlerwirthschaft noch viel mehr zu fordern gehabt hätte.

Dem Adlerwirth hatte das Margrethle geschrieben, daß einstweilen niemand kommen werde. Der aber hatte den Brief nicht mehr gelesen. Die, welche mit ihm wirthschafteten, hatten seinen Tod gemeldet und beigefügt: Sie seien froh gewesen, zu erfahren, daß man es mit den Schulden in Ordnung bringen könne, denn jetzt

seien sie noch nicht im Stande, sein Vermögen zurück zu schicken. Doch solle das so bald als möglich geschehen.

Die Wirthin war über diesen Bericht viel ärger erschrocken, als man hätte glauben können, wenn man sie vorher von dem treulosen Manne reden hörte. Doch wenn sie dann alles überlegte, so mußte sie wieder denken, ihm sei gut gegangen und ihr noch besser, denn nun brauchte sie nicht mehr zu fürchten, daß eines ihrer Kinder Lust zum Auswandern bekomme.

Die Abendgesellschaft war immer noch größer geworden, die Stube hätte nicht mehr alle fassen können, die sich jetzt zuweilen auch über allgemeine Ereignisse und Angelegenheiten besprechen wollten. Es hatten sich daher da und dort kleinere Gesellschaften gebildet, in denen gelesen und gesprochen wurde über alles mögliche; das Mark derselben aber ist bisher die beim Adlerwirth geblieben, an der nun auch Sepp wieder lebhafteren Antheil nimmt, seit sie sich nicht mehr nur mit dem Kaplan und einigen Frömmlern herumschlägt.

Das Weberle, welches noch immer gern die Tirolerstimmen oder gar eine andere Zeitung vom Pfarrer entlehnt hätte, machte sich bald zu ihm und ließ einen gräulichen Bericht los von den aufklärerischen Zusammenkünften beim Adler, deren Zweck sicher kein anderer sei, als die Leute ganz nur zu Kindern dieser Welt zu erziehen und den alten heiligen Glauben über den Haufen zu werfen. Ein Zweck also, der bald erreicht sei, wenn man nicht mit aller Gewalt dagegen auftrete.

Lächelnd erwiederte der Pfarrer: „der alte heilige Glaube hat nicht durch Gewalt über den Fürsten der Welt gesiegt, und schlecht ständ es mit ihm, wenn er sich jetzt nur noch mit Gewalt zu behaupten vermöchte; ich bin froh, daß hier Leute sind, mit welchen man nicht nur von Küh- und Milchpreisen reden kann.“

Franz und Mariann, die bald des Pfarrers Lieblinge wurden, waren die ersten, deren Hände er segnend in einander legte. Es war im Herbst, die Blumen waren abgefallen und das Wirthshaus zum Adler, in welchem es heute seit jenem Fastnachtsdienstag zum ersten Mal recht laut und lustig zuging, trug als Schmuck nur die Fahnen, welche mehrere seiner Freunde von der landwirthschaftlichen Ausstellung brachten. Sie wollten Franzen, der sie zu der Vergnügungsreise nach Dornbirn beredet hatte, damit eine Freude machen und bewiesen jetzt, wie gut sie den Freund kannten und verstanden. Klausmelker und das Margrethle saßen mit am Brauttisch und paßten auf wie Herrenköchinnen, um dann allenfalls genau zu wissen, welche Bräuche man im Brautleben zu beobachten habe. Es war immerhin bequem, wenn man dann später niemanden mehr zu fragen brauchte.

Alle Tische der großen Gaststube waren besetzt. Aus jedem Hause befand sich jemand hier, um den Glückwunsch all der Seinen zu überbringen. Alle wollten den Brautleuten zeigen und zeigten auch in der That, daß die ganze Gemeinde sich freue an ihrem langsam ge-

wachsenen, endlich aber auch groß gewordenen Glück. Nur das Weberle, welches sonst bei solchen Festen nie fehlte, war nirgends zu erblicken. Ja, jetzt fühlte es, daß seine Zeit vorüber sei. Vergessen von allen frühern Freunden saß es daheim, lächelte erhaben herab auf Weltglück und Menschengunst und half seinem Jüngsten, der der geschickteste Schuhmacher weit herum geworden war, was es nur immer konnte, wenn es gerade nicht von der Bärbel, die immer beim Stickstock sitzen wollte, in die Küche, zum Brunnen oder sonst irgendwohin geschickt wurde. In freien Stunden erzählte es den Kunden des Sohnes von seiner Geschicklichkeit, und wer alles jetzt nur noch bei ihm arbeiten lasse.

Das Weberle wurde nun aber beim Adler nicht besonders schmerzlich vermißt. Man brauchte keinen Spaßmacher, wo jeder froh und frei war und gern das Seine zur Unterhaltung beitrug. Besonders lebhaft ging es am Brauttische zu. Der Senn war selbst zum Mahle gekommen, da das Rösle mit den zwei jungen Sennen schon alle Hände voll zu thun hätte. Wol würde sich für den Tag eine Wärterin gefunden haben; doch das Rösle sagte, es habe den Wirthshausdurcheinander längst satt, und der Senn ging dießmal wirklich gern, besonders da Franz gesagt hatte, daß auch sein lieber Freund, der Lieferant von Bezau, kommen werde. Die Beiden saßen nun beisammen am Brauttische und bald wandte sich die Aufmerksamkeit aller Anwesenden ihrem ziemlich laut geführten Gespräche zu.

Zuerst redete man von der landwirthschaftlichen

Ausstellung und ihrem Nutzen, wobei dann viele bedauerten, daß sie sich nicht auch von Franzen zum Gehen überreden ließen. Dann fing der Senn von dem ihm durch Franzen mitgetheilten Plan, das Lieferungsgeschäft als etwas allgemeines zu betreiben, zu reden an und sagte, daß sich das, wie man beim Adler herausgebracht habe, auch auf die Erzeugnisse der Milchwirthschaft anwenden ließe. Die Zuhörer meinten: das Zusammenstehen wäre schon recht, wenn man sich nur traute und trauen dürfte.

Der Lieferant gab zu, daß Mißtrauen und Selbstsucht eine Krankheit der jetzigen Zeit sei, doch eben darum sollten sich die noch Gesunden um so mehr rühren und regen, statt sich zu den Andern hinzulegen. Nicht auf einmal und im Großen könne so ein Verein geschaffen, sondern nur durch die Besten begründet werden. Der Gedanke sei noch zu neu, um gleich von allen begriffen zu werden; die Verstehenden aber sollten sich zusammenthun, dann würden die Andern sich bald anschließen.

„Nicht wahr ihr Weiberleut, wir Männer haben all die Fehler auch, wegen denen wir euch manchesmal auslachen?“ rief der Senn heiter zum untern Tisch hinab. „Sitzen oder stehen irgendwo euer etliche beisammen, so fängt natürlich eine von ihrem kleinen Schreihals zu erzählen an — und so einen hats dann noch gar nie gegeben. Dann berichtet die zweite von dem ihren, der auch in keinem Stück ist wie andere, und so geht's fort

bis auf den Letzten. Wir Männer hören lächelnd oder ungeduldig zu, ohne nur einmal uns selbst bei der Nase zu nehmen. Wir habens nämlich gerade so mit unsern funkelnagelneuen Gedanken. Als ich und Adlerwirths unser Bischen zusammenschütteten, wußten wir nichts vom Lieferanten, und als er seine Pläne machte, wußte er nichts von unserm guten Erfolg. Also jeder hatte etwas Neues. Franz sagt, das liege in der Zeit, und er hat recht. Wo die gleichen Krankheiten sind, kann auch das Bedürfniß nach der gleichen Behandlung erwachen. Wenn man in den Zeitungen von der Noth und dem Schicksal armer Arbeiter lesen hört, so ist's fast, als ob sie von unsern Kleinbauern berichteten, deren Steuer- und Zinsbuch beweist, daß sie eben so wenig noch etwas Eigenes auf der Welt haben als jene. Ich hab kein Kleinbauer werden wollen, habe auch andere vor diesem Elend zu bewahren gesucht, lang bevor ich vom Lieferanten etwas wußte. Aber er ist weiter gegangen als ich, und wir beide und noch viele kämen ungemein weit. Je mehr Stimmen sich regen, desto weiter geht der Widerhall."

Glücklich und still war Franzens gutes Mütterlein bisher neben Sepp im Herrgottswinkel gesessen, und nur selten wendete sich der freudestrahlende Blick vom Brautpaar weg den vielen Gästen zu, die sich um ihre Lieben versammelt hatten. O, wie war sie so stolz heute und doch auch wieder so demüthig, wenn sie einmal dankend zum Bilde der ewigen Liebe emporschaute! All ihre schönsten Wünsche und Hoffnungen waren erfüllt. Das

heutige Fest war nicht nur für ihre Angehörigen ein Fest der Liebe, der Versöhnung, sondern für alle Dorfbewohner. Ihre Theuersten wurden von allen hochgeschätzt und — sie verdienten es. Wie war jetzt alles so ganz anders als da sie und Sepp als Brautleute wie Ausgestoßene im hintern Stüble saßen. An all das seit damals Erlebte mußte sie sich wieder erinnern, und von dem, was am Brauttische geredet wurde, schien sie gar nichts zu hören. Als nun aber einige Weiber bemerkten: „Es sei doch wunderlich, daß jetzt auch die Männer modesüchtig würden und fast alle Jahre etwas Neues hereinbrächten," da sagte sie lächelnd: „Mir ist das Neue gar nicht zuwider, wenn nur auch etwas fürs Gemüth drin wäre, daß es nicht ganz aussähe wie eine Rechnung."

„Ja, das liebe Gemüth," sagte der Lieferant fröhlich, „wäre bisher fast zu kurz gekommen; doch man soll den Tag nicht tadeln vor dem Abend. Ihr, die in der letzten Zeit der Lieblosigkeit, der Absonderung und Berechnung euch nur noch an frommen Klätschen erbauen mußtet, ihr würdet da mehr finden als ich jetzt sagen und ihr glauben könntet. Wie anders wär's, wenn das Talent neue Bahnen für sich fände, statt mit der trägen Masse nutzlos Krieg zu führen, wenn nicht mehr der Geldsack regierte, und der Mensch zur Gemeinsamkeit erzogen würde, statt zum lieblosen Selbstler. Wenn gemeinsame Unternehmungen sonst auch keinen Erfolg hätten, schon dieser Nutzen wär' für uns groß genug. Ihr, die ihr die Kranken pflegt und den Armen helft, werdet

euch nun denken können, wie schön es wäre, wenn in mancher Beziehung Alle für Einen da stünden und Einer für Alle."

Diese Worte hatten Franzen an so manchen Liebesdienst seiner Mutter erinnert, daß er sich nicht enthalten konnte, dem Lieferanten in die Rede zu fallen.

„Was wir wollen und anstreben," sagte er, „haben unsere Weiber schon geübt seit der Zeit, da sie die bösen Schweden gemeinsam mit Axt und Sense vertrieben. O, glaubt mir, was die jetzige und die künftige Zeit Gutes bringen mag, in den Besten von ihnen lebt und wirkt es unbewußt schon jetzt. Wie viel Irrthümer haben wir Sonderlinge noch gut zu machen, während sie immer alles gut gemacht haben!"

„Nein Franz," flüsterte Mariann erröthend, „nur mit euch sind wir fortgekommen. Mir grauset's fast, wenn ich mich frage, was ich wol geworden wär, wenn ich mich nicht an dir, du Starker, hätt aufrichten können."

„Und gemeinsam," stammelte Franz freudetrunken, „gemeinsam, Anneli, gehen wir nun der schönsten Zukunft entgegen!"

Die beiden drückten sich verstohlen die Hände.

Sepp stand auf, erhob das Glas und Marien seliger zulächelnd als vielleicht sogar an seinem eigenen Hochzeitstage rief er: „Es leben die Weiber, die immer duldenden, hoffenden, sorgenden!"

„Und alle, die ihrer werth sind," ergänzte der Senn anstoßend.

Es gab eine Zeit, wo Klausmelker diese Worte vom Sennen sehr ungern gehört hätte, doch die war lange vorbei und kein Mißton störte die Freuden des heutigen Festes. Wenn das Margrethle mit dem kleinen Kindergesicht zu Klausmelkern so schalkhaft und doch so innig aufschaute, ja dann wars ganz anders, als wenn ihn das Rösle so ernst, beinahe vorwurfsvoll angeblickt hatte. Jubelnd erhob auch er das gefüllte Glas.

Wir hätten wol auch den neuen Tanzsaal besuchen können; doch wie lustig, wie ordentlich oder ausgelassen es da zugehen mochte, es war alles nichts Seltenes, während in der Stube so glückliche, so friedliche Leute beisammen saßen und sich offen und frei ihre Gedanken und Gefühle mittheilten. Getanzt hatte man früher oft unter diesem Dache, so eine Gesellschaft aber war noch selten oder nie beisammen gewesen.

Und nun, an diesem schönen Tage, an welchem des Glückes Sonne nicht nur die Vergangenheit verklärt, sondern auch einen Strahl ihres Lichtes in die dunkle Zukunft sendet, nehmen wir Abschied von unsern Freunden und Bekannten. Wol werden frohe und traurige Tage auch für sie noch länger immer wechseln, doch sie werden die Stürme des Lebens nicht mehr einsam auf schwankendem Kahn bestehen müssen. Sie alle stehen auf festem Boden, mitten unter Menschen. Hier leben, lieben und wirken sie. Keiner will mehr in seinem

Hause eingesperrt bleiben. Jeder will gern zu andern um sie alles mittragen, mitgenießen zu lassen, und dabei werden sie schon durch einen Blick über Feld und Wald daran erinnert, daß auch der Sturm nur Säemann für den künftigen Frühling sei.

Ende.

Berichtigung:

Band 2, Seite 74, Zeile 6 von unten lies: List, die jene auszubeuten suchte.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.